Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Deutsch

von

Max. Habicht,

Fr. H. von der Hagen

und

Carl Schall.

Neuntes Bändchen.

Vierte

verbesserte und vermehrte Auflage.

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des neunten Bändchens.

		Seite
374ste Nacht:	Geschichte des Aly Baba und der vierzig Räuber	3
375ste Nacht		6
376ste Nacht		10
377ste Nacht		13
378ste Nacht		19
379ste Nacht		22
380ste Nacht		27
381ste Nacht		30
382ste Nacht		34
383ste Nacht		39
384ste Nacht		43
385ste Nacht		47
386ste Nacht		53
Geschichte des Aly Kodjah, Kaufmanns von Bagdad		56
387ste Nacht		57
388ste Nacht		59
389ste Nacht		63
390ste Nacht		72
391ste Nacht	Das Zauberpferd	76
392ste Nacht		81
393ste Nacht		86
394ste Nacht		90
395ste Nacht		93
396ste Nacht		96
397ste Nacht		102
398ste Nacht		107
399ste Nacht		112
400ste Nacht		117
401ste Nacht		119
402te Nacht		123
403te Nacht		129

	Seite.
Geschichte des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu	129
404te Nacht	131
405te Nacht	135
406te Nacht	139
407te Nacht	146
408te Nacht	150
409te Nacht	155
410te Nacht	159
411te Nacht	163
412te Nacht	167
413te Nacht	171
414te Nacht	174
415te Nacht	178
416te Nacht	182
417te Nacht	185
418te Nacht	189
419te Nacht	192
420ste Nacht	196
421ste Nacht	199
422ste Nacht	203
423ste Nacht	207
424ste Nacht	211
425ste Nacht	216

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Neuntes Bändchen.

Dreihundert und vier und siebzigste Nacht.

Geschichte des Aly Baba und der vierzig Räuber.

Die Sultaninn Scheherasade, welche durch die Wachsamkeit ihrer Schwester Dinarsade geweckt worden war, erzählte ihrem Gemahl, dem Sultan von Indien, folgende Geschichte, worauf er sich schon Rechnung gemacht hatte:

„Mächtiger Sultan," begann sie, „in einer Stadt Persiens an den Grenzen eures Reiches, lebten zwei Brüder, von denen der eine Kassim und der andere Aly Baba hieß. Da ihr Vater ihnen nur wenig Vermögen hinterlassen hatte, und sie es gleichmäßig unter sich vertheilt hatten, so sollte man denken, ihre äußere Lage hätte sich ziemlich gleich sein müssen. Doch der Zufall wollte es anders.

Kassim heirathete eine Frau, die bald nach ihrer Hochzeit Erbinn eines sehr wohlversehenen Kaufladens, eines reich angefüllten Waarenlagers, und von liegenden Gründen wurde, die ihn auf einmal in Wohlstand versetzten und ihn zu einem der reichsten Kaufleute in der Stadt machten.

Aly Baba dagegen, der eine eben so arme Frau, als er selber war, geheirathet hatte, wohnte sehr armselig, und hatte keinen andern Erwerb, um sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, und sich und die Seinigen zu ernähren, als daß er in einen benachbarten Wald Holz fällen ging, und es auf drei Eseln, die sein einziges Besitzthum waren, nach der Stadt führte und verkaufte.

Einst war Aly Baba ebenfalls wieder im Walde und hatte eben so viel Holz abgehauen, als zur Beladung seiner Esel hinlänglich war, als er von ferne eine gewaltige Staubwolke aufsteigen sah, welche sich in gerader Richtung dem Orte näherte, wo er sich so eben befand. Er gab genau darauf Acht, und konnte bald eine zahlreiche Truppe von Reitern unterscheiden, die in der besten Ordnung daher geritten kam.

Obwohl in der Gegend nie von Räubern die Rede gewesen war, so kam doch Aly Baba auf den Gedanken, daß diese Reiter dergleichen sein könnten, und ohne daran zu denken, was aus seinen Eseln werden würde, dachte er bloß auf Rettung seiner Person. Er stieg auf einen Baum, dessen Aeste in geringer Höhe außerordentlich dicht belaubt waren, und setzte sich mitten auf denselben mit um so größerer Zuversicht hin, da er von da aus alles sehen konnte, ohne selber gesehen zu werden.

Die Reiter, welche sämmtlich sehr groß, gewaltig, wohl bekleidet und wohl bewaffnet waren, näherten sich dem Felsen, wo sie von den Pferden stiegen, und Aly Baba, der ihrer vierzig zählte, konnte ihren Mienen und ihrer Rüstung zufolge nicht mehr zweifeln, daß es wirklich Räuber wären. Er täuschte sich auch nicht. Es waren wirklich Räuber, die, ohne der Umgegend das mindeste zu Leide zu thun, ihre Räubereien in weiter Ferne trieben, und da bloß ihre Zusammenkünfte hatten. Was er sie da thun sah, bestärkte ihn in dieser Meinung.

Jeder Reiter zäumte sein Pferd ab, band es an, warf ihm über den Kopf einen Sack voll Gerste, den er hinter sich auf dem Pferde gehabt hatte, und packte das Felleisen ab. Die meisten dieser Felleisen schienen Aly Baba so schwer zu sein, daß er schloß, sie müßten voll Gold und Silbergeld sein.

Der stattlichste unter ihnen, den Aly Baba für den Hauptmann der Räuber hielt, näherte sich mit seinem Felleisen beladen dem Felsen, der sich dicht neben dem großen Baume befand, worauf Aly Baba sich geflüchtet hatte, und nachdem er sich durch einige Sträuche den Weg gebahnt, sprach er die Worte: Sesam, öffne dich! und zwar so laut, daß Aly Baba es hörte. Sobald der Räuberhauptmann sie ausgesprochen hatte, öffnete sich eine Thür, und nachdem er alle seine Leute vor sich her hatte durch dieselbe eintreten lassen, ging er ebenfalls hinein und die Pforte schloß sich.

Die Räuber blieben lange Zeit in dem Felsen, und Aly Baba, welcher fürchtete, daß einer von ihnen oder alle zusammen in dem Augenblick, wo er seinen Platz verließe, um sich zu retten, herauskommen könnten, war genöthigt, auf dem Baume zu bleiben und geduldig zu warten. Gleichwohl gerieth er in Versuchung, herunter zu steigen, sich zweier Pferde zu bemächtigen, eines zu besteigen, das andere am Zügel neben sich her zu führen, und die drei Esel vor sich her jagend, die Stadt zu erreichen; allein die Unsicherheit des Ausgangs dieses Unternehmens machte, daß er lieber das Sicherste wählte.

Endlich öffnete sich die Thür wieder, die vierzig Räuber traten heraus, und zwar der Hauptmann, der zuletzt hineingegangen, kam jetzt zuerst heraus und ließ die übrigen an sich vorüber ziehen. Aly Baba hörte, daß er die Worte sprach: Sesam, schließe dich! worauf die Thür sich wieder schloß. Jeder kehrte zu seinem Pferde zurück, zäumte es wieder, band sein Felleisen wieder auf und schwang sich wieder hinauf. Als der Hauptmann endlich sah, daß sie alle zum Fortreiten bereit waren, setzte er sich an ihre Spitze und ritt mit ihnen denselben Weg wieder zurück, den sie gekommen waren.

Aly Baba stieg nicht sogleich vom Baume herunter. „Sie könnten,“ sprach er bei sich selbst, „irgend etwas vergessen haben, das sie wieder umzukehren nöthigte, und ich würde, wenn dieser Fall einträte, dann von ihnen ertappt werden.“ Er verfolgte sie mit den Augen, bis er sie aus dem Gesichte verloren hatte, und stieg zur größern Sicherheit erst lange nachher herunter. Da er sich die Worte behalten hatte, wodurch der Hauptmann der Räuber die Thür geöffnet und geschlossen hatte, so war er neugierig, zu versuchen, ob wohl diese Worte, wenn er sie ausspräche, dieselbe Wirkung haben würden. Er drängte sich daher durch das Gesträuch, und gewahrte bald die Thür, welche dahinter versteckt war; dann stellte er sich vor sie hin, sprach die Worte: Sesam, öffne dich! und augenblicklich that sich die Thür angelweit auf.

Dreihundert und fünf und siebzigste Nacht.

Aly Baba hatte erwartet, einen dunkeln und finstern Ort zu erblicken, aber wie erstaunte er, als er einen sehr hellen, weiten und geräumigen erblickte, der von Menschenhänden in Form eines hohen Gewölbes, das oben vom Felsen herab durch eine angebrachte Oeffnung sein Licht empfing, ausgehöhlt war. Er sah da große Mundvorräthe, Ballen von reichen Kaufmannswaaren in Haufen gethürmt, Stoffe von Seide und Brokat, Tapeten von großem Werth, und besonders viele Gold- und Silbermünzen, die theils in Haufen aufgeschüttet, theils in ledernen Säcken oder Beuteln über einander lagen. Beim Anblick aller dieser Dinge kam es ihm vor, als ob diese Felsenhöhle nicht bloß seit Jahren, sondern seit Jahrhunderten schon Räubern zum Zufluchtsort gedient haben müsse.

Aly Baba schwankte nicht, welcher Entschluß hier zu fassen sei. Er trat in die Höhle, und kaum war er hin-

ein, so schloß sie sich wieder; doch beunruhigte ihn das nicht; er wußte ja das Geheimniß, sie wieder zu öffnen. Er machte sich hier nicht an das Silbergeld, sondern an das gemünzte Gold, und besonders an das, welches in Säcken war. Von diesem nahm er zu wiederholten Malen so viel, als er wegtragen konnte, und als hinreichend war, um seine drei Esel, welche sich unterdeß zerstreut hatten, zu beladen. Als er sie wieder an den Felsen zusammengetrieben hatte, bepackte er sie mit den Säcken, und um diese etwas zu verstecken, belegte er sie oben mit Holz, so daß niemand etwas davon gewahr werden konnte. Als er fertig war, stellte er sich vor die Thür, und kaum hatte er die Worte: Sesam, schließe dich! ausgesprochen, als sie sich auch wieder schloß; — sie hatte sich nämlich jedesmal, wenn er hineingegangen war, von selber geschlossen, und war jedesmal, wenn er herausgegangen war, offen geblieben.

Sobald dies geschehen war, nahm Aly Baba seinen Weg nach der Stadt zurück, und als er bei seiner Behausung anlangte, ließ er seine drei Esel in einen kleinen Hof treten und schloß die Thür hinter sich sorgfältig zu. Dann ladete er das wenige Holz, das seinen Schatz bedeckte, ab, und trug die Säcke in sein Haus, die er vor seiner Frau, die auf dem Sofa saß, hinlegte, und in Ordnung setzte.

Seine Frau nahm die Säcke in die Hand, und da sie fühlte, daß sie voll Geld wären, argwöhnte sie, ihr Mann habe sie gestohlen, so daß, als er sie alle hereingetragen hatte, sie sich nicht enthalten konnte, zu ihm zu sagen:

„Aly Baba, solltest du so elend gewesen sein, diese Säcke zu . . . . .“ Aly Baba unterbrach sie mit den Worten: „Ruhig, liebe Frau, mache dir keine Sorge darum; ich bin kein Dieb, es müßte denn etwa Diebstahl heißen, wenn man Räubern etwas nimmt. Du wirst aufhören, diese

schlimme Meinung von mir zu hegen, wenn ich dir mein Glück erzählt haben werde.“

Er schüttete die Säcke aus, so daß daraus ein großer Haufen Goldes wurde, wovon seine Frau ganz geblendet wurde. Hierauf erzählte er ihr sein Abenteuer von Anfang bis zu Ende, und zuletzt befahl er ihr vor allen Dingen, die Sache als ein Geheimniß zu behandeln.

Als die Frau von ihrem Erstaunen sich etwas erholt hatte, freuete sie sich mit ihrem Manne über das Glück, das ihnen zu Theil geworden, und wollte das ganze Gold, das vor ihr aufgeschüttet war, Stück für Stück zählen.

„Liebe Frau,“ sagte Aly Baba zu ihr, „du bist nicht recht klug; was nimmst du dir da vor? wann würdest du mit dem Zählen fertig werden? Ich werde eine Grube machen, und es da hinein vergraben; denn wir haben keine Zeit zu verlieren.“

„Es wäre doch gut,“ erwiederte die Frau, „wenn wir wenigstens ohngefähr wüßten, wie viel es ist. Ich werde gehen, und mir in der Nachbarschaft ein kleines Maß borgen, und es damit messen, während du die Grube höhlen wirst.“

„Liebe Frau,“ sagte darauf Aly Baba, „was du da thun willst, nützt zu gar nichts, und wenn du mir folgen wolltest, so würdest du es sein lassen. Indeß thue, was du Lust hast; nur vergiß nicht, die Sache verschwiegen zu halten.“

Um ihren Wunsch zu befriedigen, ging die Frau Aly Baba's fort und zu ihrem Schwager Kassim, der nicht fern wohnte. Kassim war nicht zu Hause, und sie wendete sich daher an dessen Frau mit der Bitte, ihr doch auf einige Augenblicke ein Maß zu leihen. Die Schwägerinn fragte sie, ob sie ein großes oder ein kleines wollte, und Aly Baba's Frau bat sich ein kleines aus.

„Sehr gern,“ sagte die Schwägerinn, „wartet nur ein wenig, ich werde es euch sogleich bringen.“

Die Schwägerinn suchte das Maß und fand es; da sie indeß Aly Baba's Armuth kannte, so war sie neugierig zu wissen, was für Getraide dessen Frau damit messen wolle, und ihr fiel ein, unten an das Maß unvermerkt etwas Talg zu kleben. Darauf kehrte sie zurück, überreichte Aly Baba's Frau das Maß, und entschuldigte sich wegen ihres langen Wartenlassens damit, daß sie es erst mühsam habe suchen müssen.

Aly Baba's Frau kehrte nach Hause zurück, setzte das Maß auf den Goldhaufen, füllte es an und schüttete es in einiger Entfernung davon auf das Sofa, bis alles gemessen war, und sie war mit der ansehnlichen Anzahl der Maße sehr zufrieden.

Während Aly Baba das Gold vergrub, trug seine Frau, um ihrer Schwägerinn ihre Ordnung und Pünktlichkeit zu zeigen, derselben das Maß zurück, doch ohne darauf Acht zu haben, daß ein Goldstück unten daran klebte.

„Schwägerinn," sagte sie zu ihr, indem sie ihr es zurück gab, „ihr sehet, daß ich euer Maß nicht allzu lange bei mir behalten habe: ich bin euch sehr dafür verbunden, hier habt ihr es wieder."

Aly Baba's Frau hatte kaum den Rücken gekehrt, als Kassims Frau das Maß unten besah, und sie war nicht wenig erstaunt, als sie da ein Goldstück kleben fand. Augenblicklich bemächtigte sich ihres Herzens der Neid gegen ihre Schwester.

„Wie?" sagte sie; „Aly Baba hat so viel Gold, um es messen zu können? Und wo hat dieser Elende das Gold denn her?"

Kassim, ihr Mann, war nicht zu Hause, wie wir schon gesagt haben; sondern befand sich in seinem Laden, von woher er vor Abend nicht zurückkehren sollte. Die Zeit bis zu seiner Heimkehr dünkte ihr eine Ewigkeit, so groß war ihre

Ungeduld, ihm eine Neuigkeit mitzutheilen, wovon er nicht minder überrascht sein mußte, als sie.

Dreihundert und sechs und siebzigste Nacht.

Bei Kassims Heimkehr sagte seine Frau zu ihm: „Kassim, du denkst ein reicher Mann zu sein, allein du irrest dich: Aly Baba ist unendlich reicher als du, er zählt sein Geld nicht etwa wie du, sondern mißt es mit Maßen.“

Kassim verlangte eine Erklärung dieses Räthsels. Sie gab ihm dieselbe, indem sie ihm erzählte, auf welche geschickte Weise sie diese Entdeckung gemacht habe, zugleich zeigte sie ihm das Goldstück, das sie unten am Boden kleben gefunden hatte, und das so alt war, daß der Name des Fürsten, der darauf geprägt war, ihr gänzlich unbekannt war.

Anstatt an dem Glück, welches seinem Bruder begegnet sein könne, innigen Antheil zu nehmen, fühlte Kassim einen tödtlichen Neid über dasselbe, und brachte fast die ganze Nacht schlaflos zu. Den folgenden Tag ging er noch vor Sonnenaufgang zu ihm. Da er seit seiner Verheirathung mit der reichen Wittwe ihn gar nicht mehr als Bruder behandelte, und diesen Namen fast vergessen zu haben schien, so redete er ihn mit folgenden Worten an:

„Aly Baba, du bist doch recht zurückhaltend in deinen Angelegenheiten; du spielst den Armen, den Elenden, den Bettler, und missest das Gold mit Maßen.“

„Lieber Bruder,“ antwortete Aly Baba, „ich weiß nicht, wovon du da mit mit sprichst; erkläre dich näher.“

„Stelle dich nur nicht so ganz unwissend,“ erwiederte Kassim. Mit diesen Worten zeigte er ihm das Goldstück, welches seine Frau ihm in die Hände gegeben, und fragte: „Wie viel Stücke hast du von der Art wie dies hier, welches meine Frau unten an dem Maß klebend gefunden hat, welches die deinige gestern von ihr borgte?“

Aus dieser Rede sah Aly Baba, daß Kassim und dessen Frau durch den Eigensinn seiner Gattinn bereits das erfahren hätten, was er als ein tiefes Geheimniß bewahren zu müssen geglaubt hatte. Doch der Fehler war einmal gemacht, und ließ sich nicht wieder gut machen. Ohne seinem Bruder das geringste Zeichen von Staunen oder Verdruß zu geben, erzählte er ihm, durch welchen Zufall er den Schlupfwinkel der Räuber entdeckt habe, und an welchem Orte, und bot ihm, wenn er es recht geheim halten wolle, einen Antheil an diesem Schatze an.

„Den verlange ich ohnehin," antwortete Kassim mit stolzer Miene; „allein," fuhr er fort, „ich will auch noch ganz genau wissen, wo dieser Schatz liegt, ferner die näheren Merkmale und Kennzeichen, und wie ich wohl selber dahinein kommen könnte, wenn ich Lust hätte; sonst werde ich dich der Gerichtsbehörde anzeigen. Wenn du mir es verweigerst, so wirst du nicht nur nichts mehr zu hoffen haben, sondern du wirst auch das, was du dir genommen hast, verlieren, während ich dafür, daß ich dich anzeige, meinen Antheil davon bekommen werde."

Aly Baba gab mehr aus natürlicher Gutmüthigkeit, als durch die übermüthigen Drohungen seines grausamen Bruders eingeschüchtert, ihm vollständige Auskunft über alles, was er wünschte, und selbst über die Worte, deren er sich bedienen sollte, um in die Felsengrotte hinein und wieder heraus zu kommen.

Kassim wollte von Aly Baba weiter nichts wissen. Er verließ ihn, mit dem Entschlusse, ihm zuvor zu kommen. In der Hoffnung, sich des Schatzes allein zu bemächtigen, brach er den folgenden Tag früh vor Tagesanbruch mit zehn Mauleseln auf, die mit großen Kasten bepackt waren, die er anzufüllen sich vornahm, mit dem Vorbehalte, bei einer zweiten Reise eine noch größere Anzahl mitzunehmen, nach Verhältniß der Ladungen, die er in der Felsenhöhle finden würde. Er

schlägt den Weg ein, den Aly Baba ihm bezeichnete, gelangt bis in die Nähe des Felsens, erkennt die Merkmale und den Baum, auf welchem Aly Baba versteckt gewesen. Er sucht dann die Thür, findet sie, und spricht die Worte: Sesam, öffne dich! Die Thür öffnet sich, er tritt hinein, und sogleich schließt sie sich wieder. Bei Besichtigung der Grotte erstaunt er, darin weit mehr Reichthümer anzutreffen, als er nach der Erzählung Aly Baba's vermuthet hatte, und sein Erstaunen steigt in dem Maße, als er jede Sache einzeln besieht. Als ein geiziger Mann und Liebhaber von Reichthümern — dies war er wirklich — hätte er den ganzen Tag damit zugebracht, seine Augen an dem Anblick dieser Menge Goldes zu weiden, wenn ihm nicht eingefallen wäre, daß er doch eigentlich gekommen sei, um Gold davon wegzunehmen und auf seine zehn Maulesel zu laden. Er nimmt daher eine Anzahl von Säcken davon hinweg, so viel er nur tragen kann, und indem er bis an die Thür kommt, um sie zu öffnen, und den Kopf voll von anderen Gedanken hat, findet sich's, daß er das erforderliche Wort vergessen hat, und anstatt Sesam sagte er: Gerste, öffne dich! Er wundert sich, als er sieht, daß die Thür, anstatt sich zu öffnen, verschlossen bleibt, er nennt mehrere andere Namen von Getreidearten, und die Thür öffnet sich noch immer nicht.

Auf diesen Zufall war Kassim nicht gefaßt. In der großen Gefahr, worin er sich erblickt, ergreift ihn Entsetzen, und je mehr er sich anstrengt, um sich an das Wort Sesam zu erinnern, desto mehr verwirrt er sein Gedächtniß, und bald ist dies Wort für ihn ganz so, als ob er es nie hätte nennen hören. Er wirft die Säcke, mit denen er sich beladen hat, zu Boden, er gehet mit großen Schritten in der Höhle auf und nieder, und alle die Reichthümer, von denen er sich umgeben sieht, rühren ihn nicht mehr. Doch lassen wir Kassim sein Schicksal beweinen, er verdient unser Mitleid nicht.

Die Räuber kehrten gegen den Mittag zu ihrer Grotte zurück. Als sie nicht mehr weit entfernt waren und die mit Kasten beladenen Maulesel Kassims um den Felsen her erblickt hatten, so wurden sie wegen dieser neuen Erscheinung unruhig, sprengten mit verhängtem Zügel heran, und jagten die zehn Maulesel, welche Kassim anzubinden vergessen hatte und die frei und frank weideten, in die Flucht, so daß sie sich dahin und dorthin im Walde zerstreuten, und ihnen bald aus dem Gesichte entschwanden.

Die Räuber gaben sich nicht die Mühe, den Mauleseln nachzulaufen; es lag ihnen mehr daran, denjenigen aufzuspüren, dem sie gehörten. Während einige um den Felsen herum die Runde machten, um ihn aufzusuchen, stieg der Hauptmann nebst den übrigen vom Pferde, und ging mit blankem Säbel gerade auf die Thür los; er sprach die Worte, und die Thür öffnete sich.

Kassim, welcher mitten in der Grotte das Roßgetrappe hörte, zweifelte nicht mehr, daß die Räuber angekommen seien, und daß sein Untergang vor der Thür sei. Indeß entschlossen, wenigstens einen Versuch zu machen, um ihren Händen zu entrinnen und sich zu retten, hielt er sich bereit, hinaus zu stürzen, sobald die Thür sich öffnen würde. Kaum hörte er das Wort Sesam, das ihm entfallen war, aussprechen und die Thür aufgehen, als er so ungestüm hinausstürmte, daß er den Räuberhauptmann zu Boden warf. Doch den andern Räubern entschlüpfte er nicht, welche ebenfalls die blanken Säbel in der Hand hielten und ihm auf der Stelle das Leben nahmen.

Dreihundert und sieben und siebzigste Nacht.

Die erste Sorge der Räuber nach dieser Bestrafung war, in die Grotte hineinzugehen. Sie fanden nahe an der Thür

die Säcke, welche Kassim angefangen hatte fortzutragen, um sie mitzunehmen und seine Maulesel damit zu beladen, und sie legten dieselben wieder auf ihren vorigen Platz, ohne die fehlenden zu bemerken, welche Aly Baba zuvor schon weggenommen hatte. Indem sie nun über diese Erscheinung gemeinschaftliche Berathung und Ueberlegung anstellten, begriffen sie wohl dies eine, wie Kassim aus der Grotte habe herauskommen können; allein, wie er hinein gekommen, konnten sie durchaus nicht begreifen. Es fiel ihnen wohl ein, daß er von oben herunter gestiegen sein könne; allein die Oeffnung, durch welche das Licht einfiel, war so hoch, und der Gipfel des Felsens von außen so unzugänglich, daß sie einstimmig dies für etwas unbegreifliches erklärten. Daß er durch die Thür hineingekommen sein könne, konnten sie nicht glauben, wenn er nicht wenigstens das Geheimniß, sie zu öffnen, gewußt habe: doch gerade dies, glaubten sie, besäße niemand außer ihnen.

Indeß, wie die Sache auch immer gekommen sein mochte, da es hier darauf ankam, ihre gemeinschaftlichen Reichthümer sicher zu stellen, so kamen sie überein, die Leiche Kassims in vier Viertheile zu theilen, und sie innerhalb der Grotte nicht weit von der Thür, zwei zur Linken und zwei zur Rechten, hinzuhängen, um jeden, der die Dreistigkeit haben würde, ein ähnliches Unternehmen zu wagen, davon abzuschrecken, während sie selber sich es vorbehielten, erst nach Verlauf einiger Zeit, wenn der Verwesungsduft der Leiche sich gelegt haben würde, in die Felsenhöhle wieder zurückzukehren. Kaum war dieser Entschluß gefaßt, so vollführten sie ihn auch, und da sie nichts weiter zurückhielt, so verließen sie ihren Zufluchtsort, nachdem sie ihn wohl verschlossen, bestiegen wieder ihre Pferde, und durchstreiften die Ebene in der Richtung hin, wo die besuchtesten Karawanenstraßen gingen, um die Karawanen anzugreifen und ihre gewohnten Räubereien zu treiben.

Unterdeß war Kassims Frau in großer Unruhe, als sie es stockfinster werden und ihren Mann noch immer nicht wiederkommen sah. Voll Bekümmerniß ging sie zu Aly Baba und sagte zu ihm: „Lieber Schwager, es wird euch, denk ich, nicht unbekannt sein, daß euer Bruder Kassim in den Wald gegangen ist, und zu welchem Zweck. Er ist noch nicht zurück, und doch ist es bereits tiefe Nacht; ich fürchte, daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen sein mag.“

Aly Baba hatte, dem letzten zwischen ihnen stattgehabten Gespräch zufolge, die Reise seines Bruders vermuthet, und hatte daher unterlassen, denselben Tag in den Wald zu gehen, um ihm keinen Anlaß zu Argwohn zu geben. Ohne ihr irgend einen Vorwurf zu machen, der sie oder ihren Mann, wenn er noch lebte, hätte beleidigen können, sagte er zu ihr, sie sollte sich nur noch keinen Kummer deshalb machen, Kassim habe offenbar es für angemessen erachtet, erst spät in der Nacht nach der Stadt zurückzukehren.

Kassims Frau glaubte dies gleichfalls, und zwar um so leichter, da sie überlegte, wie viel ihrem Manne daran liegen müsse, die Sache geheim zu halten. Sie kehrte also wieder nach Hause zurück, und wartete geduldig bis um Mitternacht. Aber nach diesem verdoppelte sich ihre Betrübniß und wurde für sie um so peinlicher, da sie dieselbe nicht äußern, noch auch sich durch Schreien und Weinen Erleichterung verschaffen konnte, da der Anlaß, wie sie wohl einsah, der Nachbarschaft ein Geheimniß bleiben mußte. Nun erst, wo ihr Fehler nicht mehr wieder gutzumachen war, gereuete sie ihre tolle Neugierde, daß sie aus einem sträflichen Neide in die häuslichen Angelegenheiten ihres Schwagers und ihrer Schwägerinn hatte eindringen wollen. Sie brachte die Nacht unter Thränen zu, und bei Tagesanbruch lief sie wieder zu den Beiden hin, und meldete ihnen mehr durch Thränen als durch Worte, warum sie zu ihnen komme.

Aly Baba wartete nicht erst, bis seine Schwägerinn ihn bat, daß er hingehen und nachsehen möchte, was aus Kassim geworden sei; sondern er machte sich auf der Stelle mit seinen drei Eseln auf, und begab sich in den Wald, nachdem er ihr zuvor anempfohlen hatte, ihre Betrübniß zu mäßigen. Als er sich dem Felsen näherte, ohne unterweges weder seinen Bruder noch die zehn Maulesel angetroffen zu haben, wunderte er sich über das Blut, welches dicht am Eingange vergossen war, und nahm dies für eine üble Vorbedeutung. Er trat dann vor die Thür, sprach die Worte, und sie öffnete sich. Der traurige Anblick der geviertheilten Leiche seines Bruders überraschte ihn gleich beim Eintritt. Er schwankte nicht lange über den Entschluß, den er hier fassen müsse, um ihm, ungeachtet seiner unbrüderlichen Gesinnung, die letzte Ehre zu erzeigen. In der Höhle fand sich allerlei Zeug, um darin die Viertheile seines Bruders in zwei verschiedene Ballen zu packen, womit er einen seiner Esel beladete, und oben drüber Holz, damit es niemand merkte. Die beiden andern Esel bepackte er unverzüglich mit Säcken voll Gold, und oben darüber Holz, wie das erstemal, und sobald er fertig war und der Pforte befohlen hatte, sich zu schließen, nahm er wieder seinen Weg nach der Stadt zurück. Doch war er so vorsichtig, am Ausgange des Waldes so lange zu warten, daß er nicht vor Anbruche der Nacht die Stadt erreichte. Bei seiner Heimkunft ließ er bloß die zwei mit Gold beladenen Esel in sein Haus eintreten, den dritten führte er, nachdem er seiner Frau das Geschäft des Abladens überlassen und ihr mit wenigen Worten das Schicksal Kassims mitgetheilt hatte, zu seiner Schwägerinn.

Aly Baba klopfte an die Thür, und diese wurde durch eine gewisse Morgiane geöffnet. Diese Morgiane war eine gewandte, erfahrene und erfinderische Sklavinn, die bei den schwierigsten Angelegenheiten zu gebrauchen war, und Aly

Baba kannte sie als eine solche. Als er daher in den Hof eingetreten war, und das Holz nebst den beiden Päckchen von den Eseln abgeladen hatte, nahm er Morgianen bei Seite und sagte zu ihr: „Morgiane, das erste, was ich jetzt von dir verlange, ist eine unverbrüchliche Verschwiegenheit, du wirst bald sehen, wie viel deiner Gebieterinn und mir daran liegen muß. In diesen zwei Ballen ist die Leiche deines Herrn enthalten; es kommt nun darauf an, sie zu beerdigen, als ob er eines natürlichen Todes gestorben wäre. Laß mich zuvörderst mit deiner Gebieterinn reden, und sei aufmerksam auf das, was ich dir sagen werde.“

Morgiane meldete es ihrer Gebieterinn, und Aly Baba, der ihr auf dem Fuße folgte, ward eingelassen.

„Nun, Schwager,“ fragte ihn die Schwägerinn voll Ungeduld, „was für Nachricht bringt ihr mir von meinem Manne? Auf eurem Gesichte lese ich eben nichts tröstliches.“

„Schwägerinn,“ antwortete Aly Baba, „ich kann euch nichts sagen, bevor ihr mir nicht versprochen habt, mich von Anfang bis zu Ende anzuhören, ohne den Mund aufzuthun. Bei dem, was vorgefallen ist, muß euch eben so sehr als mir daran liegen, um eurer Ruhe und um eures Wohles willen die tiefste Verschwiegenheit zu beobachten.“

„Ach,“ rief die Schwägerinn halblaut aus, „diese Einleitung gibt mir zu erkennen, daß mein Mann nicht mehr am Leben ist; doch zugleich sehe ich auch die Nothwendigkeit jener Verschwiegenheit ein, die ihr von mir fordert. Ich muß mir denn also freilich Gewalt anthun; sprecht, ich werde hören.“

Aly Baba erzählte seiner Schwägerinn den ganzen Erfolg seiner Reise bis zu seiner Heimkehr mit der Leiche Kassims.

„Schwägerinn,“ fügte er zuletzt hinzu, „ihr habt nun also freilich hier großen Anlaß zur Betrübniß, und zwar um

so mehr, je weniger ihr es erwartet hattet. Diesem Unglück läßt sich nun nicht mehr abhelfen, doch, wenn irgend etwas euch zu trösten im Stande ist, so mache ich euch den Antrag, durch eine Verheirathung mit mir das wenige Vermögen, das mir Gott bescheert hat, mit dem eurigen zu verbinden, wobei ich euch die Versicherung gebe, daß meine Frau darüber gar nicht eifersüchtig sein wird, und daß ihr euch recht gut mit einander vertragen werdet. Gefällt euch mein Vorschlag, so müssen wir vor allen Dingen darauf denken, so zu thun, als wäre mein Bruder eines natürlichen Todes gestorben, — eine Sache, worin ihr euch, wie ich denke, auf eure Sklavinn Morgiane und mich verlassen könnt."

Welchen bessern Entschluß konnte Kassims Wittwe fassen, als der war, den Aly Baba ihr vorschlug? Neben dem Vermögen, welches ihr durch den Tod ihres ersten Mannes zufiel, bekam sie einen zweiten Mann, der reicher war und noch weit reicher werden konnte. Sie lehnte also den Antrag gar nicht ab, sondern betrachtete ihn im Gegentheil als einen sehr vernünftigen Trostgrund. Indem sie ihre Thränen abtrocknete, welche bereits reichlich zu fließen begonnen hatten, und indem sie jenem durchdringenden Klagegeschrei, welches Frauen bei dem Verlust ihrer Männer zu erheben pflegen, Einhalt that, bewies sie dem Aly Baba hinlänglich, daß sie sein Anerbieten annähme.

In dieser Stimmung verließ Aly Baba die Wittwe Kassims, und nachdem er Morgianen anempfohlen, ihre Rolle gut zu spielen, kehrte er mit seinem Esel nach Hause zurück.

Morgiane ging in demselben Augenblick ebenfalls fort und zu einem benachbarten Apotheker. Sie klopft an den Laden desselben, man öffnet, sie verlangt eine gewisse Art von Arznei-Täfelchen, die in gefährlichen Krankheiten sehr heilsam sind. Der Apotheker gibt ihr einige für das Geld,

welches sie ihm hingelegt hatte, und fragt sie, wer denn im Hause ihres Herrn krank sei?

„Ach," erwiedert sie mit einem tiefen Seufzer, „es ist Kassim selber, mein guter Herr! Man kann aus seiner Krankheit nicht klug werden; er spricht nicht, und mag nichts essen."

Mit diesen Worten nimmt sie die Arzneitäfelchen fort, von denen freilich Kassim keinen Gebrauch mehr machen konnte.

Dreihundert und acht und siebzigste Nacht.

Den folgenden Tag kommt Morgiane wieder zu demselben Apotheker, und fordert mit Thränen in den Augen eine Essenz, die man Kranken nur in der äußersten Lebensgefahr einzugeben pflegt.

„Ach," sagt sie voll tiefer Betrübniß, als sie dieselbe aus den Händen des Apothekers empfängt, „ich fürchte sehr, daß dies Mittel eben so wenig anschlagen wird, als die Arzeneitäfelchen! Ach, was für einen guten Herrn verliere ich!"

Als man nun auch noch von der andern Seite den Aly Baba und seine Frau den ganzen Tag mit betrübtem Gesicht zu Kassims Hause hin und her laufen sah, so wunderte man sich um so weniger, als man des Abends das Jammergeschrei von Kassims Frau und besonders das von Morgiane hörte, welches verkündigte, daß Kassim gestorben sei.

Den nächstfolgenden Tag sehr früh, als kaum der Morgen angebrochen, ging Morgiane, welche wußte, daß auf dem Platze da ein alter ehrlicher Schuhflicker zu finden sei, der alle Morgen seinen Laden zuerst und lange vor den andern öffnete, aus dem Hause und suchte ihn auf. Bei dem ersten Gruß und der ersten Anrede drückte sie ihm ein Goldstück in die Hand.

Der Schuhflicker, der in der ganzen Stadt unter dem

Namen Baba Mustafa bekannt war, und der zugleich von sehr fröhlicher Gemüthsart und voll lustiger Einfälle war, sah das Stück an und da er bemerkte, es sei Gold, so sagte er: „Ein schönes Handgeld! Was steht zu Befehl? Ich bin bereit, alles zu thun.“

„Baba Mustafa,“ sagte Morgiane zu ihm, „nehmet alles Handwerkszeug, das zum Flicken nöthig ist, mit euch und kommt eilig mit mir; doch unter der Bedingung, daß ich euch, wenn wir an dem und dem Orte sein werden, die Augen verbinden darf.“

Bei diesen Worten stellte sich Baba Mustafa etwas schwierig.

„Ach,“ sagte er; „da soll ich euch etwas thun, was wider Gewissen und Ehre ist!“

„Gott behüte,“ erwiederte Morgiane, indem sie ihm ein zweites Goldstück in die Hand drückte, „ich fordere nichts von euch, was ihr nicht in allen Ehren thun könntet. Kommt nur, und fürchtet nichts.“

Baba Mustafa ließ sich führen, und Morgiane, nachdem sie ihm an der bezeichneten Stelle ein Schnupftuch vor die Augen gebunden, führte ihn in das Haus ihres verstorbenen Herrn und nahm ihm das Schnupftuch erst in dem Zimmer ab, wo sie die Leiche aus den vier Stücken zusammengesetzt hatte. Als sie ihm das Schnupftuch abgenommen, sagte sie zu ihm: „Baba Mustafa, ich habe euch hierher geführt, damit ihr diese vier Stücke hier an einander nähen sollt. Verlieret keine Zeit, und wenn ihr fertig seid, so werde ich euch noch ein Goldstück geben.“

Als Baba Mustafa fertig war, verband ihm Morgiane in demselben Zimmer wieder die Augen, und nachdem sie ihm das dritte Goldstück, das sie ihm versprochen, gegeben und ihm Verschwiegenheit anempfohlen hatte, führte sie ihn bis zu dem Orte zurück, wo sie ihm beim Herführen die

Augen verbunden hatte, und von da ließ sie ihn, nachdem sie ihm das Schnupftuch wieder abgenommen, nach Hause zurückkehren, indem sie, so weit sie nur konnte, ihn mit den Augen verfolgte, um ihm die Neugierde zu vertreiben, daß er nicht etwa hinter ihr her kommen und sie selber beobachten möchte.

Morgiane hatte heißes Wasser bereiten lassen, um Kassims Leiche zu waschen. So konnte denn Aly Baba, der so eben hereintrat, ihn waschen, mit Weihrauch durchräuchern und mit den gewöhnlichen Zeremonien ins Leichengewand hüllen. Zugleich brachte der Tischler den Sarg, den Aly Baba bereits bestellt hatte.

Damit der Tischler nichts merken möchte, nahm Morgiane den Sarg an der Thür in Empfang, und nachdem sie ihn bezahlt und weggeschickt hatte, legte sie mit Aly Baba's Beihülfe die Leiche hinein. Sobald Aly Baba den Deckel darauf genagelt hatte, ging sie nach der Moschee und meldete, daß alles zur Beerdigung bereit sei. Die Leute der Moschee, die zum Waschen der Leichen bestimmt sind, boten ihre Dienste zu diesem Geschäft an; doch sie sagte ihnen, daß es schon geschehen sei.

Als Morgiane kaum zurück war, kam auch schon der Imam mit den übrigen Dienern der Moschee. Vier Nachbarn nahmen den Sarg auf ihre Schultern, und trugen ihn, hinter dem vorangehenden Imam, welcher fortwährend Gebete hersagte, dem Begräbnißplatze zu. Morgiane, als die Sklavinn des Verstorbenen, folgte unter Thränen und mit entblößtem Haupte, während sie ein klägliches Geschrei erhob, sich heftig an die Brust schlug und sich die Haare ausraufte. Hinter ihr ging Aly Baba, begleitet von den Nachbaren, welche von Zeit zu Zeit und nach der Reihe die anderen Nachbaren, welche den Sarg trugen, ablösten, bis man allmählig den Begräbnißplatz erreicht hatte.

Was Kassims Frau betrifft, so war diese zu Hause geblieben, um ihrer Betrübniß nachzuhängen und laut zu jammern, im Verein mit den Frauen der Nachbarschaft, die der bestehenden Sitte zufolge während der Begräbnißfeierlichkeit herbeigeeilt waren, und ihre Wehklagen mit denen der Wittwe vereinigend, das ganze Stadtviertel weit umher mit Trauer erfüllten.

Auf diese Art wurde Kassims trauriges Ende von Aly Baba, dessen Frau, Kassims Wittwe und Morgianen verhehlt und verheimlicht, und zwar mit einer solchen Behutsamkeit, daß kein Mensch in der Stadt darüber etwas argwöhnte, geschweige denn erfuhr.

Drei oder vier Tage nach der Beerdigung Kassims schaffte Aly Baba das wenige Geräth, das er besaß, nebst dem Gelde, das er aus der Schatzhöhle der Räuber genommen, bei Nacht in das Haus der Wittwe seines Bruders, um fortan da zu wohnen, wodurch er zugleich seine Verheirathung mit seiner Schwägerinn zur öffentlichen Kunde brachte. Da diese Art von Heirathen in unserer Religion nicht ungewöhnlich sind, so wunderte sich auch niemand weiter darüber.

Was den Laden Kassims betrifft, so hatte Aly Baba einen Sohn, der seit einiger Zeit seine Lehrjahre bei einem andern großen Kaufmann vollendet hatte, der ihm stets das beste Zeugniß wegen seiner Aufführung gegeben, — diesem übergab er nun den Laden mit dem Versprechen, daß, wenn er sich fortwährend gut aufführte, er ihn mit der Zeit seinem Stande gemäß vortheilhaft verheirathen würde.

Dreihundert und neun und siebzigste Nacht.

Wir wollen nun Aly Baba seines neubeginnenden Glückes genießen lassen und von den vierzig Räubern reden. Diese kehrten nach der bestimmten Frist in ihrem

waldigen Schlupfwinkel zurück; doch wie groß war ihr Erstaunen, als sie die Leiche Kassims nicht mehr fanden, und ihr Erstaunen stieg, als sie die Verminderung ihrer Goldsäcke bemerkten.

„Wir sind entdeckt und verloren, wenn wir uns hier nicht sehr in Acht nehmen. Und wenn wir nicht schnell Maßregeln dagegen zu ergreifen suchen, so werden wir allmählig viel von jenen Reichthümern verlieren, welche von unseren Vorfahren und von uns selber mit so vieler Mühe und Beschwerde gesammelt wurden. Alles, was wir aus dem Schaden, der uns angerichtet worden, abnehmen können, ist, daß der Dieb, den wir ertappten, das Geheimniß die Thür zu öffnen, gewußt hat, und daß wir glücklicher Weise gerade in dem Augenblick dazu kamen, als er wieder herauszugehen im Begriff war. Aber er war es nicht allein, sondern noch ein anderer muß ebenfalls darum wissen. Die Fortschaffung seiner Leiche und die Verminderung unseres Schatzes sind die augenscheinlichen Beweise davon. Und da es nun den Anschein hat, daß mehr als zwei Personen um das Geheimniß wüßten, so müssen wir, nachdem wir den ersten umgebracht, auch noch den andern ebenfalls aus dem Wege räumen. Was sagt ihr dazu, brave Leute, seid ihr nicht derselben Meinung?"

Der Vorschlag des Hauptmanns ward von der ganzen Bande so vernünftig gefunden, daß sie ihn alle billigten und darüber eins wurden, man müsse vor der Hand jede andere Unternehmung bei Seite setzen, um sich bloß mit dieser beschäftigen zu können, und nicht eher davon abgehen, bis man den Zweck erreicht habe.

„Ich erwartete in der That nichts geringeres von eurem Muth und eurer Tapferkeit," fuhr der Hauptmann jetzt fort, „doch vor allen Dingen muß einer von euch, der kühn, gewandt und unternehmend ist, ohne Waffen und in

der Tracht eines Reisenden und Fremden nach der Stadt gehen und seine ganze Geschicklichkeit aufbieten, um auszumitteln, ob man da nicht von dem seltsamen Tode dessen spricht, den wir verdientermaßen umgebracht haben, ferner, wer er gewesen sei und in welchem Hause er gewohnt habe. Dies zu wissen, ist uns vor allen Dingen von Wichtigkeit, damit wir nichts thun, das wir jemals zu bereuen Ursach hätten, oder uns wohl gar in einem Lande verrathen, worin wir seit so langer Zeit ungekannt gewesen, und es auch noch fernerhin um unseres eigenen Interesses willen zu bleiben suchen müssen. Indeß um denjenigen von euch, der sich zu dieser Sendung erbieten wird, anzufeuern und zu verhindern, daß er uns nicht etwa täuscht, und uns statt eines wahrhaften Berichtes einen falschen, der unser aller Verderben nach sich ziehen könnte, abstattet, so frage ich euch, ob ihr es nicht für angemessen haltet, daß er sich in diesem Falle der Todesstrafe unterwerfe.“

Ohne erst das Abstimmen der übrigen abzuwarten, sagte einer von den Räubern: „Ich unterwerfe mich dieser Bedingung und setze eine Ehre darein, durch Uebernahme dieser Sendung mein Leben aufs Spiel zu setzen. Wenn es mir nicht gelingen sollte, so werdet ihr wenigstens glauben, daß ich es weder an gutem Willen, noch an Muth für das gemeinsame Beste unseres Vereins habe mangeln lassen.“

Dieser Räuber, nachdem er die größten Lobsprüche von dem Hauptmann und seinen Spießgesellen erhalten hatte, verkleidete sich so, daß ihn niemand dafür halten konnte, was er wirklich war. Bei seinem Abgange brach er des Nachts auf, und nahm seine Maßregeln so gut, daß er gerade um die Zeit, wo der Tag zu grauen anfängt, in der Stadt ankam. Er ging vor, bis auf den großen Platz, wo er nur einen einzigen Laden offen sah, nämlich den des Baba Mustafa.

Baba Mustafa saß auf seinem Sessel, den Schusterpfriemen in der Hand, und bereit, in seinem Gewerbe zu arbeiten. Der Räuber redete ihn an, indem er ihm einen guten Morgen bot, und da er sein hohes Alter bemerkte, fügte er hinzu: „Guter Alter, ihr fangt sehr früh an zu arbeiten; es ist nicht möglich, daß ihr zu eurer Arbeit bei euern Jahren noch klar sehen könnt, und wenn es auch noch heller wäre, so zweifle ich dennoch, daß eure Augen zum Flicken noch scharf genug sind."

„Wer ihr auch immer sein möget," erwiederte Baba Mustafa, „ihr müßt mich wahrscheinlich nicht kennen. So alt ich auch schon bin, so habe ich doch noch sehr gute Augen, und ihr werdet daran nicht mehr zweifeln, wenn ich euch sage, daß ich vor noch nicht gar langer Zeit einen Todten an einem Orte zusammengeflickt habe, wo es um nichts heller war, als es jetzt hier ist."

Der Räuber freute sich außerordentlich, daß er sich bei seiner Ankunft an einen Mann gewendet hatte, der ihm gleich vorn herein und ohne darum befragt zu sein, von selber darüber Auskunft gäbe, um dessentwillen er eigentlich bloß hergekommen war.

„Einen Todten?" fragte er ganz verwundert; und um ihn zum Sprechen zu bringen, fügte er hinzu: „Wozu denn einen Todten zusammenflicken? Ihr habt offenbar sagen wollen, das Leichentuch, worin er eingehüllt war."

„Nein, nein!" erwiederte Baba Mustafa; „ich weiß recht gut, was ich habe sagen wollen. Ihr möchtet mich gern aushorchen, aber ihr sollt nichts weiter erfahren."

Der Räuber bedurfte keiner Aufklärung weiter, um überzeugt zu sein, daß er denjenigen entdeckt habe, um dessentwillen er abgesendet war. Er zog daher ein Goldstück heraus, drückte es dem Baba Mustafa in die Hand, und sagte zu ihm:

„Ich bin gar nicht Willens, in euer Geheimniß einzu-

dringen, obwohl ich euch versichern kann, daß ich es nicht weiter verbreiten würde, wenn ihr mir es auch anvertrautet. Das einzige, um was ich euch bitte, ist, daß ihr so gefällig sein möget, mir das Haus zu bezeichnen, oder wohl selber mich bis dahin zu begleiten, wo ihr die Leiche zusammengenäht habt."

„Wenn ich auch Lust hätte, euch dieses Verlangen zu erfüllen," erwiederte Baba Mustafa, indem er Miene machte, ihm das Goldstück wieder zurückzugeben, „so versichere ich euch gleichwohl, daß ich es nicht im Stande sein würde; ihr könnt mir es auf mein Wort glauben. Der Grund davon ist der, daß man mich bis auf einen gewissen Ort führte, mir da die Augen verband, mich sodann bis in das Haus hinein geleitete, und mich von da, nach Vollendung meines Geschäfts, auf dieselbe Weise bis an denselben Ort wieder zurückführte. Ihr sehet also, wie unmöglich es mir ist, euch diesen Dienst zu erzeigen."

„Zum wenigsten," begann der Räuber von neuem, „müßt ihr euch doch ohngefähr des Weges erinnern, den man euch mit verbundenen Augen geführt hat. Kommt daher, ich bitte euch, mit mir; ich werde euch an derselben Stelle die Augen verbinden, und wir wollen dann mit einander denselben Weg und dieselben Kreuz- und Queerwege gehen, die ihr euch damals gegangen zu sein erinnert; und da jede Mühe ihres Lohnes werth ist, so habt ihr hier noch ein zweites Goldstück. Kommt nun und erzeiget mir den Gefallen, um welchen ich euch bitte." Mit diesen Worten drückte er ihm abermals ein Goldstück in die Hand.

Die beiden Goldstücke reizten Baba Mustafa. Er betrachtete sie eine Zeit lang stillschweigend in seiner Hand, gleichsam als überlegte er, was er thun solle. Endlich zog er seinen Geldbeutel aus dem Busen, steckte sie hinein, und sagte dann zu dem Räuber: „Ich kann euch nicht dafür stehen, daß ich mich noch ganz genau auf den Weg erinnere, den man mich

damals führte; doch, weil ihr es einmal so wollet, wohlan, so werde ich mein möglichstes thun, um mich darauf zu besinnen."

Dreihundert und achtzigste Nacht.

Baba Mustafa machte sich nun zur großen Freude des Räubers auf, und ohne seinen Laden zu verschließen, worin er nichts bedeutendes zu verlieren hatte, führte er den Räuber bis zu dem Orte hin, wo ihm Morgiane die Augen verbunden. Als sie auf der Stelle angekommen waren, sagte Baba Mustafa: „Hier war es, wo man mir die Augen verband, und ich war gerade mit dem Gesichte nach der Seite hin gekehrt wie jetzt." Der Räuber, der sein Schnupftuch schon in Bereitschaft hielt, befestigte es ihm vor die Augen, und ging dann neben ihm her, theils ihn führend, theils sich von ihm führen lassend, bis er endlich stehen blieb.

„Mich dünkt," sagte nun Baba Mustafa, „daß ich nicht weiter damals gekommen bin." Und wirklich befand er sich vor Kassims Hause, worin jetzt Aly Baba wohnte. Der Räuber machte, bevor er ihm das Schnupftuch abnahm, schnell ein Zeichen mit Kreide an die Hausthür; sodann nahm er ihm das Tuch ab und fragte ihn, ob er wisse, wem dies Haus gehöre? Baba Mustafa antwortete, er gehöre nicht in dieses Viertel, und so könne er ihm auch nichts darüber sagen.

Da der Räuber sah, er könne von Baba Mustafa nichts weiter herausbringen, so dankte er ihm für seine Bemühung, und nachdem er ihn verlassen und in seinen Laden zurückkehren gelassen hatte, nahm er wieder seinen Weg nach dem Walde zurück, in der Ueberzeugung, daß er da gut aufgenommen werden würde.

Kurze Zeit nachher, als der Räuber und Baba Mustafa sich getrennt hatten, kam Morgiane in irgend einer Verrichtung aus dem Hause Aly Baba's heraus, und als sie wieder

dahin zurückkehrte, bemerkte sie das Zeichen, welches der Räuber an die Thür gemacht hatte. Sie blieb stehen und betrachtete es aufmerksam.

„Was soll dies Zeichen bedeuten?“ sprach sie bei sich selbst. „Will jemand meinem Herrn ein Leides zufügen, oder hat man es bloß zum Scherz gemacht? Indeß aus welcher Absicht man es auch immer gemacht haben mag,“ fuhr sie fort, „es ist gut, sich für jeden Fall sicher zu stellen.“

Sie nahm nun sogleich Kreide, und da die zwei oder drei vorhergehenden und dahinter folgenden Thüren fast ganz eben so aussahen, so bezeichnete sie dieselben an eben der Stelle, und ging sodann in das Haus hinein, ohne weder ihrem Herrn noch ihrer Gebieterinn das mindeste davon zu sagen.

Der Räuber setzte unterdeß seinen Weg nach dem Walde fort, und kam sehr zeitig wieder bei der übrigen Gesellschaft an. Bei seiner Ankunft stattete er von dem glücklichen Erfolg seiner Sendung Bericht ab, indem er über die Maßen das Glück pries, welches er gehabt habe, daß er gleich Anfangs den Mann gefunden, von dem er die Thatsache erfahren, nach welcher er sich hatte erkundigen sollen. Man hörte ihn mit Vergnügen an. Sodann nahm der Hauptmann das Wort, lobte seinen Eifer und sagte hierauf, zu der ganzen Bande sich wendend: „Kameraden, wir haben jetzt keine Zeit zu verlieren; laßt uns bewaffnet aufbrechen, doch ohne daß man es uns anmerkt; und wenn wir dann einzeln einer nach dem andern, um keinen Verdacht zu erwecken, in die Stadt eingedrungen sind, so möget ihr von den verschiedenen Seiten her auf dem großen Platze zusammentreffen, während ich mit unserem Kameraden, der uns so eben diese gute Nachricht gebracht hat, das Haus auszukundschaften suche, um darnach die für uns zweckmäßigsten Maßregeln nehmen zu können.“

Die Rede des Hauptmanns ward mit lautem Beifall aufgenommen, und sie waren bald reisefertig. Sie zogen nun

zu zweien und dreien von dannen, und da sie sich immer in gehörigen Entfernungen von einander hielten, so gelangten sie, ohne Verdacht zu erregen, in die Stadt. Der Hauptmann und der, welcher erst diesen Morgen wieder zurückgekehrt war, trafen zuletzt daselbst ein. Dieser führte den Hauptmann in die Straße, wo er das Haus Aly Baba's mit Kreide bezeichnet hatte, und als er an der einen Hausthür war, welche von Morgiane weiß bezeichnet war, machte er ihn darauf aufmerksam und sagte, dies sei die rechte. Doch als sie ihren Weg, um sich nicht verdächtig zu machen, ohne Aufenthalt fortsetzten, und der Hauptmann bemerkte, daß die folgende Thür mit demselben Merkzeichen und zwar an eben der Stelle versehen war, machte er seinen Führer darauf aufmerksam und fragte ihn: ob es dies oder das vorige wäre? Der Führer wurde verwirrt und wußte gar nicht zu antworten, besonders als er nebst dem Hauptmann sah, daß die vier oder fünf folgenden Thüren dasselbe Zeichen hatten. Er versicherte dem Hauptmann mit einem Schwure, daß er bloß eine einzige bezeichnet habe. „Ich weiß nicht," fuhr er fort, „wer die übrigen auf eine so ähnliche Weise bezeichnet haben mag; doch in dieser Verwirrung muß ich gestehen, daß ich dasjenige, welches ich bezeichnet habe, nicht mehr herausfinden kann."

Der Hauptmann, der seinen Plan vereitelt sah, begab sich nach dem großen Platze, wo er seinen Leuten durch den ersten besten, der ihm begegnete, sagen ließ, daß diesmal ihre Mühe vergebens und ihre ganze Reise fruchtlos unternommen worden sei, und daß jetzt kein anderer Entschluß zu fassen sei, als der, den Rückweg nach ihrem gemeinschaftlichen Zufluchtsorte anzutreten. Er selbst ging ihnen mit diesem Beispiele voran, und sie folgten ihm alle in derselben Ordnung, in welcher sie gekommen waren.

Dreihundert und ein und achtzigste Nacht.

Als die Bande sich im Walde wieder versammelt hatte, setzte ihnen der Hauptmann die Gründe aus einander, um derentwillen er sie hatte wieder zurückkehren lassen. Sogleich wurde der Führer des Todes schuldig erklärt, und zwar einstimmig. Er selber erklärte sich für schuldig, indem er anerkannte, daß er hätte bessere Vorsichtsmaßregeln nehmen sollen, und somit reichte er gefaßt demjenigen seinen Hals dar, der ihm den Kopf vom Rumpfe trennen sollte.

Da um der Erhaltung der ganzen Bande willen sehr viel daran lag, daß der Streich, welcher ihr so eben gespielt worden war, nicht ungerächt bliebe, so trat ein anderer Räuber auf, welcher versprach, daß es ihm besser gelingen würde als dem vorigen, und sich die Uebertragung dieses Geschäfts als einen Vorzug ausbat. Die Sache wird genehmigt. Er macht sich nun auf, besticht den Baba Mustafa, so wie es der erste gethan, und Baba Mustafa führt ihn mit verbundenen Augen wiederum vor Aly Baba's Haus. Er bezeichnete sofort dasselbe an einer minder bemerkbaren Stelle mit Roth, in der Meinung, er werde es dadurch um so sicherer von den weißbezeichneten unterscheiden können.

Doch bald darauf trat Morgiane aus dem Hause, ganz so wie den vorigen Tag, und bei ihrer Nachhausekunft entging das rothe Merkzeichen ihren scharfsehenden Augen nicht. Sie stellte dieselben Betrachtungen an, wie früher, und unterließ nicht, dasselbe Zeichen mit Röthel an die benachbarten Thüren und zwar an dieselbe Stelle hin zu machen.

Der Räuber unterließ nicht, bei seiner Rückkehr in den Wald seine genommene Maßregel vor der ganzen Bande als eine untrügliche auszugeben, so daß man das bezeichnete Haus jetzt gar nicht mehr verfehlen könne. Der Hauptmann und seine Leute glaubten mit ihm, daß die Sache nun durchaus gelingen müsse. Sie begaben sich daher in derselben Ordnung

und mit derselben Sorgfalt wie früher, auch ganz eben so bewaffnet, in die Stadt, um den Streich, den sie vorhatten, auszuführen, und der Hauptmann nebst dem Räuber ging gleich bei seiner Ankunft in die Straße Aly Baba's, fand aber dieselbe Schwierigkeit wie das erstemal. Der Hauptmann ward darüber erzürnt und der Räuber gerieth in dieselbe Bestürzung wie derjenige, welcher zuvor denselben Auftrag gehabt.

So war denn der Hauptmann gezwungen, sich noch denselben Tag mit seinen Leuten zurückzuziehen, und zwar eben so wenig befriedigt als den vorigen Tag. Der Räuber unterzog sich, als Urheber dieses Mißgriffs, auf gleiche Weise der Strafe, welcher er sich freiwillig unterworfen hatte.

Der Hauptmann, welcher seine Bande um zwei brave Leute vermindert sah, fürchtete eine noch größere Verminderung, wenn er fortführe, bei Erkundigung nach Aly Baba's Hause sich auf andere zu verlassen. Ihr Beispiel belehrte ihn, daß sie mehr zu kühnen Gewaltstreichen geeignet wären, als zu solchen Dingen, wo Kopf nöthig sei. Er übernahm daher die Sache selber, ging nach der Stadt, und geleitet von Baba Mustafa, der ihm denselben Dienst leistete, wie den beiden vorigen Abgeordneten seiner Bande, gab er sich nicht erst damit ab, irgend ein Merkzeichen an Aly Baba's Haus zu machen, sondern er besichtigte es genau, indem er es nicht bloß aufmerksam betrachtete, sondern auch verschiedene Male vorüber ging, daß er es durchaus nicht mehr verfehlen konnte.

Der Räuberhauptmann kehrte nun, zufrieden mit seiner Reise und von allem, was er nur wünschte, unterrichtet, nach dem Walde zurück, und als er nun in die Felsenhöhle, wo die Räubertruppe ihn erwartete, eingetreten war, sprach er zu ihnen: „Kameraden, jetzt kann uns nichts mehr hindern, volle Rache für den Schaden zu nehmen, der uns zugefügt worden ist; denn ich kenne nun mit Gewißheit das Haus

des Strafbaren, auf den die Rache fallen muß. Unterwegs habe ich auf Mittel und Wege gedacht, dieselbe so geschickt zu vollziehen, daß niemand von unserm Zufluchtsorte, noch weniger von unserm Schatze Kunde erhält; denn dies ist das Ziel, was wir bei unserer Unternehmung im Auge behalten müssen, sonst könnte sie, anstatt zu nützen, sehr verderblich werden. Um dieses Ziel zu erreichen," fuhr der Hauptmann fort, „habe ich mir folgendes ausgesonnen. Wenn ich es euch werde auseinander gesetzt haben, und irgend einem von euch fällt ein noch besseres Auskunftsmittel ein, so mag er es uns mittheilen."

Nun erklärte er ihnen, wie er sich dabei zu benehmen gedenke, und als sie ihm alle ihren Beifall zu erkennen gegeben hatten, trug er ihnen auf, sich in die umliegenden Dörfer, Flecken und Städte zu zertheilen, neunzehn Maulesel zu kaufen, und acht und dreißig große Lederschläuche, um Oel darin fortzuschaffen, und zwar den einen voll, die andern aber leer.

Binnen zwei bis drei Tagen hatten die Räuber alles beisammen. Da die leeren Schläuche an der Mündung für seinen Zweck etwas zu eng waren, so ließ der Hauptmann sie ein wenig weiter machen, und nachdem er in jeden Schlauch einen seiner Leute mit den nöthigen Waffen hatte hineinkriechen lassen, und um des freien Athemholens willen bloß einen aufgetrennten Ritz offen gelassen hatte, verschloß er sie so, daß es aussah, als wäre Oel darinnen, und um die Täuschung noch größer zu machen, befeuchtete er sie auswendig mit Oel, welches er aus dem vollen Schlauche nahm.

Nachdem die Sachen alle angeordnet und die sieben und dreißig Räuber, jeder in einem Schlauche steckend, nebst dem vollen Oelschlauche auf die Maulesel geladen worden waren, nahm der Hauptmann, als Führer derselben, um die festgesetzte Stunde seinen Weg nach der Stadt, und kam in der Abenddämmerung, etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, wie

er sich es vorgenommen hatte, daselbst an. Kaum war er angelangt, so ging er gerades Weges nach dem Hause Aly Baba's, in der Absicht, da anzuklopfen und sich da von der Gefälligkeit des Hausherrn ein Nachtlager für sich und seine Maulesel auszubitten. Er durfte nicht erst anklopfen, sondern fand Aly Baba schon an der Thür, der nach dem Abendessen die Abendkühlung genoß. Er ließ sogleich seine Maulesel halten, wendete sich an Aly Baba, und sagte zu ihm: „Herr, ich bringe das Oel, welches ihr hier sehet, sehr weit her, um es morgen auf dem Markte zu verkaufen, und weiß bei dieser späten Abendstunde nicht wo ich ein Unterkommen finden soll. Wenn es euch nicht etwa unbequem ist, so erzeigt mir die Gefälligkeit, mich für diese Nacht in eurem Hause aufzunehmen; ich werde euch dafür vielen Dank wissen."

Obwohl Aly Baba den Mann, der jetzt mit ihm sprach, bereits im Walde gesehen und sogar reden gehört hatte, so konnte er ihn doch unter dieser Verkleidung eines Oelhändlers unmöglich als den Hauptmann jener vierzig Räuber wiedererkennen.

„Seid schön willkommen," sagte er zu ihm, „tretet herein." Und mit diesen Worten machte er ihm Platz, daß er mit seinen Mauleseln hineingehen konnte. Zugleich rief Aly Baba seinem Sklaven und befahl ihm, sobald die Maulesel abgepackt sein würden, sie nicht bloß unter Dach und Fach zu bringen, sondern ihnen auch noch Heu und Gerste zu reichen. Auch nahm er sich die Mühe, selbst in die Küche zu gehen und Morgianen zu befehlen, sie möge nur schnell für den neuangekommenen Gast ein gutes Abendbrot bereiten und in einem Zimmer ein Bette für ihn aufschlagen.

Aly Baba that noch mehr, um seinen Gast aufs beste aufzunehmen. Als er nämlich sah, daß der Räuberhauptmann seine Maulesel abgepackt habe, daß diese ferner, wie er es befohlen, in den Stall geführt worden seien, und daß er einen

Ort suche, um die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, so ging er hin und faßte ihn bei der Hand, um ihn in den Saal herein zu führen, in welchem er seine Besuche zu empfangen pflegte, indem er ihm sagte, daß er es nicht zugeben würde, daß er im Hofe übernachte. Der Räuberhauptmann machte indeß die größten Entschuldigungen, dem Vorgeben nach, weil er nicht gern zur Last fallen wollte, in der That aber um in Ausführung dessen, was er im Schilde führte, freieres Spiel zu haben, und gab erst auf die inständigsten Bitten dem höflichen Andringen Aly Baba's nach.

Aly Baba begnügte sich nicht, dem, der ihm nach dem Leben trachtete, so lange Gesellschaft zu leisten, bis Morgiane ihm das Abendessen auftrug, sondern unterhielt sich auch noch fortwährend mit ihm über allerlei Dinge, von denen er glaubte, daß sie ihm Vergnügen machen könnten, und verließ ihn nicht eher, als bis er die Mahlzeit, womit er ihn bewirthete, verzehrt hatte.

„Ich überlasse dir nun die freie Wahl," fuhr er fort, „du darfst alles das, was du etwa verlangst, bloß sagen, in meinem ganzen Hause steht alles dir zu Diensten."

Dreihundert zwei und achtzigste Nacht.

Der Räuberhauptmann stand mit Aly Baba zugleich auf und begleitete ihn bis an die Thür. Während nun Aly Baba in die Küche ging, um mit Morgiane zu reden, ging jener in den Hof, unter dem Vorwande, er wolle in den Stall sehen, ob es seinen Mauleseln an etwas fehle.

Nachdem Aly Baba von neuem Morgianen anempfohlen hatte, für seinen Gast aufs beste zu sorgen und es ihm an nichts fehlen zu lassen, fügte er hinzu: „Morgiane, ich will dir zugleich noch sagen, daß ich morgen früh vor Tage ins Bad gehen will. Sorge daher, daß meine Badewäsche in Bereitschaft sei, übergib sie an Abdallah — so hieß näm-

lich sein Sklave — und mache mir eine gute Fleischbrühe zurecht, damit ich sie bei meiner Rückkehr zu mir nehmen kann."

Nachdem er ihr diese Befehle gegeben hatte, ging er zu Bette.

Der Räuberhauptmann indeß gab beim Herausgehen aus dem Stalle seinen Leuten Befehl, was sie thun sollten. Vom ersten Schlauche an bis zum letzten, sagte er zu einem jeden:

„Wenn ich aus meinem Schlafgemach kleine Steinchen herabwerfen werde, so unterlasset nicht, mit dem Messer, das ihr bei euch habt, den Schlauch von oben bis unten aufzuschneiden und aus der Oeffnung herauszukriechen; ich werde dann schon bald bei euch sein."

Das Messer, wovon er sprach, war für diesen Zweck eigens gespitzt und geschliffen.

Nachdem dies geschehen war, kehrte er zurück, und so wie er an der Küchenthür sich zeigte, nahm Morgiane ein Licht und führte ihn nach dem Zimmer, das für ihn eingerichtet war, worin sie ihn dann allein ließ, nachdem sie ihn gefragt hatte, ob er noch etwas bedürfe. Um keinen Argwohn zu erregen, löschte er bald darauf das Licht aus, und legte sich ganz angekleidet nieder, um gleich nach dem ersten Schlafe wieder aufstehen zu können.

Morgiane vergaß nicht Aly Baba's Befehle. Sie legte seine Badewäsche zurecht, übergab sie an Abdallah, der noch nicht schlafen gegangen war, und setzte den Topf zu der Fleischbrühe ans Feuer. Während sie nun den Topf abschäumte, löschte plötzlich die Lampe aus. Es war gerade kein Oel mehr im Hause, auch waren zufällig keine Lichtkerzen vorräthig. Was war hier nun zu thun? Sie mußte durchaus hell sehen, um den Topf abschäumen zu können. Sie entdeckte ihre Verlegenheit dem Abdallah.

„Da ist freilich guter Rath theuer!" erwiederte Ab-

dallah, „doch geh nur und hole dir Oel aus einem jener Schläuche, die da im Hofe liegen.“

Morgiane dankte dem Abdallah für diesen Rath, und während er sich neben Aly Baba's Gemache legte, um ihn ins Bad begleiten zu können, nahm sie den Oelkrug und ging in den Hof. Als sie sich dem ersten besten Schlauche näherte, fragte der Räuber, welcher darin steckte, ganz leise: „Ist es Zeit?“

Obwohl der Räuber ganz leise gesprochen hatte, so wurde doch Morgiane über diese Stimme sehr stutzig, und zwar um so eher, da der Räuberhauptmann, sobald er seinen Mauleseln die Last abgeladen, nicht bloß diesen Schlauch, sondern auch alle übrigen geöffnet hatte, um seinen Leuten frische Luft zu verschaffen, die ohnehin darin eine sehr üble Lage hatten, obwohl sie freilich wohl etwas Athem holen konnten.

Jede andere Sklavinn als Morgiane — obwohl sie freilich selber nicht wenig überrascht war, in einem Schlauche, woraus sie Oel holen wollte, einen Menschen anzutreffen, — hätte darüber einen Lärm angefangen, der viel Unheil hätte anrichten können. Doch Morgiane war über dergleichen hinweg. Sie bemerkte augenblicklich wie viel hier darauf ankomme, die Sache geheim zu halten, ferner die dringende Gefahr, worin Aly Baba und seine Familie und sie selber schwebte, und die Nothwendigkeit, so schnell als möglich und ohne viel Geräusch Maßregeln dagegen zu ergreifen, und ihr fähiger Kopf zeigte ihr bald die Mittel und Wege dazu. Sie besann sich also augenblicklich, und ohne irgend einen Schrecken blicken zu lassen, antwortete sie, als ob sie der Räuberhauptmann wäre, auf die Frage mit den Worten: „Noch nicht; aber bald!“ Darauf näherte sie sich dem folgenden Schlauche. Dieselbe Frage erfolgte wieder, und so fort bis zum letzten, der voll Oel war, und auf jede Frage gab sie immer dieselbe Antwort.

Morgiane erfuhr dadurch, daß ihr Herr Aly Baba, anstatt — wie er glaubte — einen bloßen Oelhändler bei sich aufzunehmen, acht und dreißig Räuber nebst ihrem Hauptmann, dem verkleideten Kaufmann, in seinem Hause beherberge. Sie füllte also geschwind ihren Krug mit Oel, das sie aus dem letzten Schlauche nahm. Drauf kehrte sie in die Küche zurück, wo sie zuerst Oel in die Lampe goß und sie wieder anzündete, und dann einen großen Kessel nahm, mit diesen in den Hof zurückging und ihn aus dem Schlauche ganz mit Oel füllte. Sodann trug sie ihn wieder zurück, setzte ihn über das Feuer, und legte Stammholz darunter, weil sie, je eher das Oel ins Sieden kam, desto eher auch ihren Entwurf für das gemeinsame Wohl des Hauses, der keinen Aufschub litt, auszuführen vermochte. Endlich war das Oel im Sieden. Sie nahm nun den Kessel, und goß in jeden Schlauch, vom ersten bis zum letzten, so viel siedendes Oel als hinreichend war, um sie zu ersticken und zu tödten, welches denn auch wirklich der Fall war.

Nachdem Morgiane diesen Streich, der ihres Muthes würdig war, eben so geräuschlos, als sie ihn entworfen, ausgeführt hatte, kehrte sie mit dem leeren Kessel in die Küche zurück und verschloß sie. Dann löschte sie das große Feuer aus, das sie angezündet hatte, und ließ bloß so viel übrig als nöthig war, um den Topf mit Fleischbrühe für Aly Baba zu kochen. Zuletzt blies sie auch die Lampe aus und verhielt sich ganz still, in der Absicht, nicht eher zu Bette zu gehen, als bis sie durch ein Küchenfenster, das nach dem Hause hinaus ging, so weit die Dunkelheit der Nacht es gestattete, beobachtet haben würde, was etwa vorgehen möchte.

Morgiane hatte noch nicht eine Viertelstunde gewartet, als der Räuberhauptmann erwachte. Er steht auf, öffnet das Fenster, sieht hinaus, und da er nirgends mehr Licht,

sondern im Hause überall die tiefste Ruhe und Stille herrschen sieht, so gibt er das Zeichen, indem er kleine Steine hinunter wirft, von denen mehrere, wie er aus dem Schalle hören konnte, auf die ledernen Schläuche fielen. Er horcht, bemerkt und hört aber nichts woraus er etwa schließen könnte, daß seine Leute sich in Bewegung setzten. Dies beunruhigt ihn, er wirft zum zweiten und dritten mal kleine Steinchen hinunter, sie fallen auf die Schläuche, doch keiner von den Räubern gibt das geringste Lebenszeichen von sich. Da er den Grund davon gar nicht begreifen kann, so steigt er voll Unruhe, doch mit so wenig Geräusch als möglich, in den Hof hinunter, nähert sich dem ersten Schlauche, und als er eben den Räuber fragen will, ob er schlafe, riecht er einen Geruch von heißem Oel und von Verbranntem, der aus dem Schlauche emporsteigt, woraus er denn abnehmen kann, daß sein Plan, Aly Baba umzubringen, das Haus desselben zu plündern, und das seiner Gesellschaft geraubte Gold wo möglich wieder mit fortzunehmen, fehlgeschlagen sei. Von da geht er nun zum folgenden Schlauche und so fort bis zum letzten, und er findet durchaus daß alle seine Leute dasselbe Loos getroffen hat. Die Verminderung des Oels in dem vollen Oelschlauche zeigte ihm übrigens, welcher Mittel und Wege man sich bedient hatte, um ihn des Beistandes, den er sich von ihnen versprochen, zu berauben. In der Verzweiflung über den mislungenen Streich brach er durch die Thür, welche aus dem Hofe in den Garten Aly Baba's führte, und so flüchtete er, indem er über die Zwischenmauern hinwegsprang, von einem Garten zum andern.

Als Morgiane kein Geräusch mehr hörte und den Räuberhauptmann, nachdem sie eine Weile gewartet, nicht mehr wiederkommen sah, so zweifelte sie nicht mehr, welchen Entschluß er gefaßt haben möge, da die Hausthür doppelt ver-

schlossen war. Zufrieden und erfreut, daß ihr die Rettung des ganzen Hauses so gut gelungen war, legte sie sich endlich zu Bette und schlief ein.

Aly Baba stand unterdeß vor Tage auf, und ging, von seinem Sklaven begleitet, ins Bad, ohne von der entsetzlichen Begebenheit, die während der Nacht in seinem Hause vorgefallen, das geringste zu wissen, weil Morgiane aus guten Gründen es nicht für angemessen erachtet hatte, ihn zu wecken, indem sie im Augenblick der Gefahr keine Zeit zu verlieren gehabt, und nach Abwendung derselben seine Ruhe zu stören für zwecklos gehalten hatte.

Dreihundert drei und achtzigste Nacht.

Als Aly Baba aus dem Bade in sein Zimmer zurückkam, war die Sonne bereits aufgegangen. Er wunderte sich, daß die Oelschläuche noch auf ihrer Stelle lagen, und daß der Kaufmann sie mit seinen Eseln noch nicht auf den Markt geführt hatte, und fragte deshalb Morgiane, die ihm die Thür öffnete und alles so stehen und liegen gelassen hatte, um ihm den vollständigen Anblick zu verschaffen und ihm um so mehr deutlich machen zu können, was sie für seine Lebensrettung gethan habe.

„Mein guter Herr!“ antwortete ihm Morgiane. „Gott erhalte euch und euer ganzes Haus! Ihr werdet das, was ihr zu wissen wünschet, um so besser einsehen, wenn ihr das, was ich euch zeigen will, in Augenschein genommen haben werdet. Bemühet euch jetzt nur mit mir zu kommen.

Aly Baba folgte Morgianen. Sobald diese die Thür verschlossen hatte, führte sie ihn zum ersten Schlauche und sagte: „Da sehet einmal in diesen Schlauch hinein, und sehet zu, ob es Oel darin gibt!“

Aly Baba blickte hinein, und als er einen Mann in

dem Schlauche gewahrte, fuhr er mit einem lauten Schrei erschrocken zurück.

„Fürchtet nichts,“ sagte Morgiane zu ihm, „der Mann, den ihr da sehet, wird euch nichts zu Leide thun; er hat wohl manches gethan, doch jetzt ist er nicht mehr im Stande, weder euch noch irgend jemandem etwas zu thun; er ist todt.“

„Morgiane,“ rief Aly Baba, „was soll das bedeuten, was du mir da zeigst? Erkläre es mir.“

„Ich werde es euch erklären,“ erwiederte Morgiane; „doch mäßiget eure Verwunderung, und macht nicht die Neugierde der Nachbaren auf einen Gegenstand rege, den euer eigenes Interesse geheim zu halten erfordert. Doch besehet euch zuvor die anderen Schläuche.“

Aly Baba sah in die anderen Schläuche nach der Reihe hinein, von dem ersten bis zum letzten, worin Oel war, das aber augenscheinlich vermindert war. Als er dies gethan hatte, blieb er starr und unbeweglich stehen, indem er seine Augen bald auf die Schläuche bald auf Morgianen richtete, und zwar ohne ein Wort zu reden, so groß war sein Erstaunen. Endlich bekam er gleichsam die Sprache wieder und fragte: „Was ist denn nun aber aus dem Kaufmann geworden?“

„Der Kaufmann,“ erwiederte Morgiane, „ist eben so wenig ein Kaufmann, als ich es bin. Ich werde euch erzählen, wer er ist, und was aus ihm geworden. Doch, ihr werdet die ganze Geschichte bequemer auf eurem Zimmer hören, denn es ist nach gerade Zeit, daß ihr jetzt nach dem Bade um eurer Gesundheit willen eine gute Fleischbrühe zu euch nehmet.“

Während Aly Baba sich in sein Zimmer begab, holte Morgiane die Fleischbrühe aus der Küche, und reichte sie ihm; doch Aly Baba sagte, bevor er sie zu sich nahm:

„Fange nur immer an, meine Ungeduld zu befriedigen, und erzähle mir eine so seltsame Geschichte mit allen einzelnen Umständen.“

Morgiane fing daher, um Aly Baba zu gehorchen, folgendermaßen an:

„Herr, gestern Abend, als ihr bereits zu Bette gegangen waret, setzte ich, wie ihr mir befohlen, eure Badewäsche in Stand und übergab sie an Abdallah. Hierauf setzte ich den Topf mit Fleischbrühe ans Feuer, und während ich diese schäumte, erlosch plötzlich aus Mangel an Oel die Lampe. Ich fand auch nicht einen Tropfen mehr im Kruge; ich suchte daher einige Enden Licht, fand aber auch kein einziges. Abdallah, der meine Verlegenheit bemerkte, erinnerte mich an die Oelschläuche im Hofe, wofür er sie nämlich hielt, wie denn auch ich und ihr selber dies geglaubt habet. Ich nahm also den Oelkrug und lief zu dem nächsten Schlauche. Doch als ich nahe daran war, kam eine Stimme aus demselben, die mich fragte: „Ist es Zeit?“ Ich erschrak nicht, sondern merkte auf der Stelle die Bosheit des angeblichen Kaufmanns, und antwortete ohne Zögern: „Noch nicht, aber bald!“ Ich trat zum folgenden Schlauche, und eine andere Stimme that an mich dieselbe Frage, und ich gab dieselbe Antwort. So ging ich denn von einem Schlauche zum andern, immer dieselbe Frage und dieselbe Antwort, und erst im letzten Schlauche fand ich Oel, womit ich meinen Krug anfüllte. Als ich nun überlegte, daß sich mitten in eurem Hofe sieben und dreißig Räuber befänden, die bloß auf das Zeichen oder den Befehl ihres Anführers warteten, — den ihr für einen Kaufmann gehalten, und so gut aufgenommen — und die im Begriff waren, das ganze Haus anzuzünden, so verlor ich keine Zeit, sondern trug den Krug zurück, zündete die Lampe an, und nahm den größten Küchenkessel und füllte

ihn mit Oel an. Diesen setzte ich dann über das Feuer, und als er im Sieden war, so goß ich in jeden Schlauch, worin ein Räuber steckte, so viel als hinlänglich war, um sie zu hindern, den verderblichen Plan auszuführen, um dessentwillen sie gekommen waren. Nachdem nun die Sache ein solches Ende genommen, wie ich mir es ausgedacht hatte, kehrte ich in die Küche zurück, löschte die Lampe aus, und bevor ich zu Bette ging, fing ich an, durchs Fenster ganz ruhig zu beobachten, welchen Entschluß der vermeintliche Oelhändler nehmen würde. Nach einer Weile hörte ich, daß er zum Zeichen kleine Steine aus dem Fenster warf, welche auf die Schläuche herabfielen. Er warf dergleichen zum zweiten und dritten Mal, und da er nichts sich regen und bewegen hörte, kam er herunter, und ich sah ihn von einem Schlauche zum anderen gehen, worauf ich ihn aber wegen der Dunkelheit der Nacht aus dem Gesichte verlor. Ich gab noch einige Zeit Acht und da ich ihn nicht wieder zurückkommen sah, so zweifelte ich nicht, daß er aus Verzweiflung über das Mißlingen durch den Garten entflohen sei. In der Ueberzeugung, daß das Haus nunmehr ganz sicher sei, legte ich mich zu Bette."

„Dies ist nun," fügte Morgiane am Schlusse hinzu, „die Geschichte um die ihr mich befragt habt, und ich bin überzeugt, daß dies alles die Folge einer Beobachtung ist, die ich vor zwei oder drei Tagen gemacht habe, und die ich euch nicht erst mittheilen zu dürfen glaubte. Als ich das einemal sehr früh von einem Gange in die Stadt zurückkam, bemerkte ich, daß die Thür nach der Straße weiß bezeichnet sei, und den Tag darauf bemerkte ich ein rothes Zeichen. Ohne zu wissen, zu welchem Zwecke dies geschehen sei, bezeichnete ich jedesmal zwei bis drei Hausthüren unserer Nachbaren, sowohl vor als hinter uns in der Reihe, eben so und an derselben Stelle. Wenn ihr nun dies mit dem,

was so eben geschehen, zusammenhaltet, so werdet ihr finden, daß dies alles durch jene Räuber im Walde angezettelt worden ist, deren Zahl indeß — ohne daß ich begreifen kann, wie — um zwei verringert worden ist Wie dem aber auch sein mag, so sind ihrer höchstens nur noch drei davon übrig. Uebrigens beweist dies alles, daß sie euch den Untergang geschworen hatten, und daß es gut wäre, wenn ihr euch so lange, als nur noch einer derselben am Leben ist, in Acht nähmet. Was mich betrifft, so werde ich nichts unterlassen, um meiner Pflicht gemäß für die Erhaltung eures Lebens zu wachen.“

„Als Morgiane ausgeredet hatte, sagte Aly Baba, durchdrungen von der höchsten Dankbarkeit gegen sie:

„Ich will nicht eher sterben, als bis ich dich nach Verdienst belohnt habe. Ich verdanke dir das Leben, und um dir gleich vorläufig ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit zu geben, so schenke ich dir von nun an die Freiheit, bis ich das, was ich mir vorgenommen, werde ausführen können. Uebrigens bin ich wie du der Ueberzeugung, daß die vierzig Räuber mir diese Falle gelegt haben. Gott hat mich durch deine Hand von ihnen befreit, und ich hoffe, daß er auch fernerhin mich vor ihrer Bosheit bewahren, sie vollends von meinem Haupte abwenden, und die Welt von ihren Nachstellungen und von dieser verruchten Brut befreien wird. Was wir jetzt zu thun haben, ist, die Leichen dieser Pest des menschlichen Geschlechts unverzüglich und so insgeheim zu beerdigen, daß niemand von ihrem Schicksal das mindeste ahnen kann, und daran will ich denn jetzt mit Abdallah arbeiten.“

Dreihundert vier und achtzigste Nacht.

Der Garten Aly Baba's war sehr lang und hinten von hohen Bäumen begrenzt. Ohne zu säumen, ging er nun mit seinem Sklaven unter diese Bäume, um da eine lange und

breite Grube zu machen, nach Verhältniß der Leichen, die in dieselbe hinein kommen sollten. Der Boden war leicht aufzugraben, und sie wurden binnen kurzer Zeit fertig. Sie zogen nun die Leichen aus den Lederschläuchen heraus, legten die Waffen, womit die Räuber ausgerüstet gewesen, bei Seite, schleppten dann die Leichen an das Ende des Gartens, legten sie nach der Reihe in die Grube, und nachdem sie die aufgewühlte Erde drüber hin geschüttet, zerstreuten sie die übrige Erde in die Runde umher, so daß das Erdreich wieder so gleichmäßig wurde wie zuvor. Aly Baba ließ nun die Oelschläuche und die Waffen sorgfältig verbergen, die Maulesel dagegen, die er gerade nicht brauchen konnte, schickte er zu verschiedenen malen auf den Markt, wo er sie durch seinen Sklaven verkaufen ließ.

Während Aly Baba alle diese Maßregeln nahm, um das Mittel und den Weg, wodurch er reich geworden, der Kunde der Leute zu entziehen, war der Räuberhauptmann mit unbeschreiblichem Aerger in den Wald zurückgekehrt, und in der heftigen Bewegung oder vielmehr in der Bestürzung über den unglücklichen und widrigen Erfolg war er in die Felsenhöhle hineingetreten, ohne unterweges irgend einen Entschluß in Hinsicht dessen fassen zu können, was er gegen Aly Baba thun oder nicht thun sollte. Die Einsamkeit dieses düstern Aufenthaltsortes dünkte ihm entsetzlich.

„Brave Leute," rief er aus, „Gefährten meiner Nachtwachen, meiner Streifereien und Anstrengungen, wo seid ihr? Was kann ich thun ohne euch? Also bloß darum hatte ich euch versammelt und mir auserlesen, um euch auf einmal durch ein so unseliges und eures Muthes so unwürdiges Loos umkommen zu sehen? Ich würde euch minder betrauern, wenn ihr als tapfere Männer mit dem Säbel in der Faust gefallen wäret. Wann werde ich je wieder eine solche Schaar von handfesten Leuten, wie ihr waret, zusammenbringen können?

Und wenn ich es auch wollte, würde ich es wohl unternehmen können, ohne diese Menge von Gold, Silber und Reichthümern demjenigen zur Beute werden zu lassen, der sich schon mit einem Theile derselben bereichert hat? Ich kann und darf nicht daran denken, bevor ich ihm nicht das Leben genommen habe. Was ich mit einem so mächtigen Beistande nicht auszuführen vermochte, werde ich jetzt allein vollbringen, und wenn ich nun so dafür gesorgt haben werde, daß der Schatz nicht mehr der Plünderung ausgesetzt ist, so werde ich darauf hinarbeiten, daß es nach mir ihm weder an einem Nachfolger noch an einem Herrn mangeln, und daß er sich bis auf die spätesten Nachkommen erhalten und vermehren soll."

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, war er nicht weiter verlegen um die Mittel ihn auszuführen. Voll Hoffnung und Seelenruhe schlief er nun ein, und brachte die Nacht ruhig zu.

Als er den folgenden Morgen, wie er sich vorgenommen, sehr früh aufgestanden war, legte er seinem Plan gemäß ein sehr stattliches Kleid an, und ging nach der Stadt, wo er in einen Chan einkehrte. Da er erwartete, daß das, was in Aly Baba's Hause vorgegangen, Aufsehen gemacht haben könne, so fragte er den Aufseher des Chans gelegentlich im Gespräch, ob es etwas Neues in der Stadt gäbe? worauf aber der Aufseher eher von jeder anderen Sache sprach, als von der, die er zu wissen wünschte. Er schloß daraus, daß Aly Baba bloß darum ein Geheimniß aus der Sache mache, weil er nicht haben wolle, daß seine Kunde von dem Schatze und dem Mittel, ihn zu öffnen, sich weiter verbreiten möchte, und weil er wohl wisse, daß man ihm bloß um dieser Ursach willen nach dem Leben trachte. Dies feuerte ihn noch mehr an, sich seiner auf dieselbe geheime Weise zu entledigen.

Der Räuberhauptmann schaffte sich ein Pferd an, welches er dazu brauchte, um mehrere Gattungen reicher Seidenstoffe und feiner Schleiertücher in seine Wohnung zu führen, indem

er mehrere Reisen in den Wald machte, und zwar mit der nöthigen Vorsicht, um den Ort zu verhehlen, wo er sie herholte. Als er von diesen Waaren so viel aufgehäuft hatte, als ihm hinlänglich schien, so suchte er, um sie abzusetzen, sich einen Laden. Er fand auch einen, und nachdem er ihn von dem Besitzer desselben gemiethet hatte, so staffirte er ihn aus und bezog ihn. Ihm gegenüber befand sich der Laden, der ehemals Kassim gehört hatte, und gegenwärtig seit kurzer Zeit von Aly Baba's Sohne in Besitz genommen war.

Der Räuberhauptmann, welcher den Namen Kodjah Hussain angenommen, unterließ als neuer Ankömmling nicht, der Sitte gemäß, den Kaufleuten, die seine Nachbaren waren, alle mögliche Höflichkeit zu erzeigen. Indeß da der Sohn Aly Baba's noch jung, wohlgebildet, und nicht ohne Geist war, und da er mit ihm öfter als mit andern Kaufleuten zu sprechen Gelegenheit hatte, so hatte er sehr bald mit ihm Freundschaft geschlossen. Ja er suchte sogar seinen Umgang bald noch mehr und noch eifriger, als er drei bis vier Tage nach seiner neuen Einrichtung den Aly Baba wiedererkannt hatte, der seinen Sohn zu besuchen kam, wie er es wohl von Zeit zu Zeit zu thun pflegte, und er nach Aly Baba's Weggange von dem Sohne erfahren hatte, es sei sein Vater. Jetzt verdoppelte er sein Gefälligkeit gegen ihn, liebkoste ihm, machte ihm kleine Geschenke, ja er bewirthete ihn sogar, und ließ ihn mehrere male bei sich mitspeisen.

Aly Baba's Sohn wollte dem Kodjah Hussain nicht so viele Verbindlichkeit schuldig bleiben, ohne ihm ein gleiches zu erwiedern. Indeß er wohnte sehr eng, und war nicht so bequem eingerichtet, wie jener, um ihn so bewirthen zu können, als er es wünschte. Er sprach daher einst mit seinem Vater Aly Baba darüber, und äußerte, es würde wohl nicht schicklich sein, wenn er länger so bliebe, ohne sich dem Kodja Hussain für seine Höflichkeiten erkenntlich zu beweisen.

Aly Baba nahm mit Vergnügen die Bewirthung über sich. „Mein Sohn," sagte er, „morgen ist Freitag. Da dies nun ein Tag ist, wo die großen Kaufleute, wie Kodjah Hussain und du selber, ihre Laden geschlossen halten, so mache des Nachmittags mit ihm einen Spaziergang, und richte es auf dem Rückwege so ein, daß du ihn an meiner Wohnung vorbeiführst und ihn herein nöthigest. Es ist besser, die Sache macht sich so, als daß du ihn förmlich einladest. Ich werde jetzt Morgianen befehlen, eine Abendmahlzeit zuzurichten, und dieselbe in Bereitschaft zu halten."

Freitags fanden sich Aly Baba's Sohn und Hussain des Nachmittags an dem Orte ein, wo sie sich hinbestellt hatten und machten ihren Spaziergang mit einander. Auf dem Rückwege suchte Aly Baba's Sohn den Hussain durch die Straße zu führen, wo sein Vater wohnte, und als sie dicht an der Hausthür waren, hielt er ihn an, klopfte und sagte: „Dies ist das Haus meines Vaters, welcher auf meine Aeußerungen über die Freundschaft, die ihr mir beweiset, mir aufgetragen hat, ihm die Ehre eurer Bekanntschaft zu verschaffen. Ich bitte euch demnach, auch diese Gefälligkeit noch zu denen, die ihr mir bisher erwiesen habt, hinzuzufügen."

Obwohl nun Kodjah Hussain zu dem Ziele gelangt war, wonach er strebte, nämlich Eintritt in Aly Baba's Haus zu erhalten und ihn umzubringen, ohne das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, so unterließ er doch nicht, Entschuldigungen zu machen und sich zu stellen, als wolle er von dem Sohne Abschied nehmen; doch da so eben der Sklave Aly Baba's öffnete, so faßte ihn der Sohn mit Artigkeit bei der Hand, ging voran und zwang ihn gewissermaßen, mit ihm hereinzutreten.

Dreihundert fünf und achtzigste Nacht.

Aly Baba empfing den Kodjah Hussain so freundlich und so gut, als er es nur wünschen konnte. Er dankte ihm für die Güte, die er gegen seinen Sohn bewiesen. „Die Verbindlichkeit, die er euch dafür schuldig ist, und die ich euch selber dafür schuldig bin,“ fuhr er fort, „ist um so größer, da er noch ein junger Mensch und ohne Weltkenntniß ist, zu dessen Bildung mitzuwirken ihr so gütig seid.“

Kodjah Hussain erwiederte Aly Baba's Höflichkeiten durch ähnliche, indem er ihn versicherte, daß, wenn sein Sohn auch noch nicht die Erfahrung mancher Greise sich erworben habe, so habe er doch einen sehr gesunden Verstand, der bei ihm die Erfahrung vieler anderen Menschen verträte.

Nach einem kurzen Gespräch über andere gleichgültige Gegenstände wollte Hussain Abschied nehmen; doch Aly Baba ließ ihn nicht fort.

„Herr,“ sagte er zu ihm, „wohin wollt ihr gehen? Ich bitte euch, mir die Ehre zu erzeigen, ein Abendbrot bei mir einzunehmen. Das Mahl, womit ich euch zu bewirthen gedenke, ist freilich nicht so glänzend, als ihr es verdientet, doch, wie es auch immer sein mag, ich hoffe, daß ihr es eben so gutherzig aufnehmen werdet, als ich es euch gebe.“

„Herr Aly Baba,“ erwiederte Kodjah Hussain, „ich bin von eurer guten Gesinnung vollkommen überzeugt, und wenn ich mir es von euch ausbitte, es nicht übel zu nehmen, wenn ich mich entferne, ohne euer höfliches Anerbieten anzunehmen so bitte ich euch, zu glauben, daß dies weder aus Geringschätzung noch aus Unhöflichkeit geschieht, sondern weil ich einen besonderen Grund dazu habe, den ihr selber billigen würdet, wenn er euch bekannt wäre.“

„Und was kann dies für ein Grund sein?“ fiel hier Aly Baba ein; „darf man euch wohl darnach fragen?“

„Ich kann es euch sagen,“ antwortete Kodjah Hussain; „darum, weil ich weder Fleisch noch andere Zugemüse esse, worin irgend Salz ist. Ihr könnt nun selbst ermessen, welche Rolle ich bei eurer Tafel spielen würde.“

„Wenn ihr bloß diesen Grund habt,“ fuhr Aly Baba dringender fort, „so soll er mich gewiß nicht der Ehre berauben, euch diesen Abend bei Tische zu haben, außer ihr hättet etwas anderes vor. Erstens ist in dem Brote, das in meinem Hause gespeist wird, kein Salz; und was das Fleisch und die Zugemüse und Brühen betrifft, so verspreche ich euch, daß in dem, was euch heute vorgesetzt werden wird, ebenfalls kein Salz sein soll; ich werde sogleich die nöthigen Befehle dazu geben. Erweiset mir daher die Gefälligkeit zu bleiben, ich werde binnen einem Augenblicke wieder bei euch sein.“

Aly Baba ging in die Küche und befahl Morgianen, in das Fleisch, welches sie heute auftragen würde, kein Salz zu thun, und außer den Nebengerichten, die er bei ihr bestellt habe, schnell noch zwei bis drei andere zu bereiten, worin kein Salz wäre.

Morgiane, die so eben aufzutragen im Begriff war, konnte nicht umhin, ihre Unzufriedenheit über diesen neuen Befehl an den Tag zu legen und sich deshalb gegen Aly Baba zu erklären.

„Wer ist denn,“ fragte sie, „dieser eigensinnige Mensch, der kein Salz essen mag? Euer Abendessen wird nicht mehr so gut sein, wenn ich es später auftrage.“

„Werde nur nicht böse, Morgiane,“ sagte hierauf Aly Baba, „es ist ein sehr wackrer Mann; und thue du nur, was ich dir sage.“

Morgiane gehorchte, aber mit Widerwillen. Sie war neugierig, den Mann kennen zu lernen, der kein Salz äße. Als sie fertig war, und Abdallah den Tisch gedeckt hatte, half

sie ihm die Speisen hereintragen. Indem sie den Hussain ansah, erkannte sie in ihm, ungeachtet seiner Verkleidung, sogleich den Räuberhauptmann, und indem sie ihn aufmerksam ins Auge faßte, bemerkte sie, daß er einen Dolch unter dem Kleide versteckt trage.

„Ich wundere mich jetzt nicht mehr," sagte sie bei sich selber, „daß dieser Schurke kein Salz mit meinem Herrn essen will; er ist sein ärgster Feind, und will ihn umbringen, doch ich werde es schon zu hintertreiben wissen."

Sobald Morgiane mit Abdallah das Auftragen besorgt hatte, benutzte sie die Zeit, während sie aßen, um die nöthigen Vorbereitungen zu Ausführung eines der kühnsten Streiche zu treffen, und sie war gerade damit fertig, als Abdallah ihr meldete, daß es jetzt Zeit sei, die Früchte aufzutragen. Sie brachte die Früchte, und trug sie auf, sobald als Abdallah den Tisch abgeräumt hatte. Hierauf setzte sie neben Aly Baba ein kleines Tischchen, worauf sie den Wein mit drei Schalen stellte, und beim Herausgehen zog sie den Abdallah mit sich fort, als wollte sie mit ihm auf den Abend essen und ihrem Herrn, der bestehenden Sitte zufolge, volle Freiheit lassen, sich mit seinem Gaste zu unterhalten, sich angenehm die Zeit zu vertreiben, und ihn zum Trinken zu nöthigen.

Jetzt glaubte Hussain, oder vielmehr der verkleidete Räuberhauptmann, sei der günstige Augenblick da, um Aly Baba umzubringen.

„Ich will jetzt," sprach er bei sich selbst, „Vater und Sohn berauscht machen. Der Sohn, dem ich gern das Leben schenken will, wird mich nicht hindern, seinem Vater den Dolch ins Herz zu stoßen, und ich werde mich dann, wie ich schon früher einmal gethan, durch den Garten flüchten, während die Köchinn und der Sklave noch über ihrem Abendessen oder in der Küche eingeschlafen sind."

Doch Morgiane, welche die Absicht des angeblichen Kodjah Hussain errathen hatte, ließ ihm nicht Zeit, seinen boshaften Plan auszuführen. Anstatt auf den Abend zu essen, zog sie ein sehr niedliches Tänzerinnkleid an, wählte einen passenden Kopfputz dazu, legte sich einen Gürtel von vergoldetem Silber um, und befestigte daran einen Dolch, dessen Scheide und Heft von demselben Metall waren; daneben legte sie eine sehr schöne Maske über ihr Gesicht. Als sie sich nun so verkleidet hatte, sagte sie zu Abdallah:

„Abdallah, nimm deine Schellentrommel, und laß uns hineingehen, um dem Gaste unseres Herrn und dem Freunde seines Sohnes jene Unterhaltung zu verschaffen, die wir ihm bisweilen zu machen pflegen."

Abdallah nahm die Handtrommel, fing, vor Morgiane her gehend, darauf zu spielen an, und trat so in den Saal. Morgiane trat nach ihm herein, und machte eine tiefe Verneigung, und zwar auf eine so ungezwungene und Aufsehn erregende Weise, als bäte sie um Erlaubniß, ihre Geschicklichkeit zeigen zu dürfen.

Als Abdallah sah, daß Aly Baba sprechen wollte, so hörte er auf, die Schellentrommel zu schlagen.

„Nur herein, Morgiane, nur herein," sagte Aly Baba. „Hussain soll einmal sehen, was du kannst, und er mag uns nachher sagen, was er darüber urtheilt. Wenigstens werdet ihr nicht denken, Herr," sagte er zu Kodjah Hussain sich wendend, „daß ich mich, um euch diese Belustigung zu gewähren, in große Unkosten gesteckt habe. Ich habe das alles zu Hause, und ihr sehet, daß das mein Sklave und meine Köchinn und Ausgeberinn ist, die mir dies Vergnügen machen. Ich hoffe, es wird euch nicht unangenehm sein."

Kodjah Hussain war gar nicht darauf gefaßt, daß Aly Baba auf die Abendmahlzeit diese Belustigung folgen lassen

würde. Er fing nun an zu fürchten, daß er die Gelegenheit, die er so eben gefunden zu haben glaubte, nicht weiter würde benutzen können. Für diesen Fall tröstete er sich mit der Hoffnung, daß er wohl noch einmal eine andere finden würde, wenn er fortführe, mit Vater und Sohn Freundschaft zu halten. Deshalb nun — obwohl er es freilich lieber gesehen haben würde, wenn Aly Baba ihn mit dieser Belustigung verschont hätte — stellte er sich gleichwohl, als wüßte er ihm vielen Dank dafür, und war zugleich so artig, ihn zu versichern, daß alles, was ihm irgend Vergnügen mache, unfehlbar auch ihm selber dergleichen gewähren müsse.

Als Abdallah sah, daß Aly Baba und Hussain zu reden aufgehört hatten, fing er wieder an, seine Schellentrommel zu schlagen, und sang mit eigener Stimme ein Tanzlied dazu. Morgiane, die auch der geübtesten Tänzerinn nichts nachgab, tanzte auf eine Weise, welche auch bei jeder anderen Gesellschaft, als die gegenwärtige war — in welcher bloß der angebliche Hussain ihr wenig Aufmerksamkeit schenkte — Bewunderung erregt haben würde.

Nachdem sie mehrere Tänze mit derselben Kraft und Anmuth getanzt hatte, zog sie endlich den Dolch, und tanzte, diesen in der Hand haltend, einen neuen, worin sie sich selbst übertraf, so wohl durch die mannigfaltigen Figuren, als durch die leichten Bewegungen, die kühnen Luftsprünge, und durch die wunderbaren Wendungen und Stellungen, die sie dabei vornahm, indem sie bald den Dolch wie zum Stoße ausstreckte, bald wieder that, als bohrte sie ihn in ihre eigene Brust.

Als sie sich endlich außer Athem getanzt hatte, entriß sie mit der linken Hand die Schellentrommel den Händen Abdallahs, und den Dolch in der rechten haltend, reichte sie die Schellentrommel von der hohlen Seite dem Aly Baba,

nach Art der Tänzer und Tänzerinnen, die ein Gewerbe aus ihrer Kunst machen und auf diese Weise die Freigebigkeit ihrer Zuschauer ansprechen.

Aly Baba warf in Morgianens Schellentrommel ein Goldstück. Morgiane wendete sich hierauf an Aly Baba's Sohn, und dieser folgte dem Beispiel seines Vaters. Hussain, welcher sah, daß sie auch zu ihm kommen würde, hatte schon den Beutel aus seinem Busen gezogen, um ihr ein Geschenk zu machen, und griff mit der Hand in denselben; als plötzlich Morgiane mit einem Muth, der ihrer bisher bewiesenen Festigkeit und Entschlossenheit würdig war, ihm den Dolch so tief in's Herz bohrte, daß er davon starb.

Dreihundert sechs und achtzigste Nacht.

Aly Baba und sein Sohn stießen voll Schrecken über diese Handlung einen lauten Schrei aus.

„Ach, Unglückliche," rief Aly Baba, „was hast du gethan? Willst du mich und meine Familie zu Grunde richten?"

„Nicht um euch zu Grunde zu richten," erwiederte Morgiane, „sondern um euch zu retten, habe ich es gethan."

Nun öffnete sie Hussains Kleid, zeigte ihrem Herrn den Dolch, womit jener bewaffnet war, und sagte: „Da sehet einmal, mit welchem kühnen Feinde ihr zu thun hattet, und fasset ihn nur ja gut ins Auge, ihr werdet in ihm den angeblichen Oelhändler und den Hauptmann der vierzig Räuber wieder erkennen. Ist es euch nicht aufgefallen, daß er kein Salz mit euch essen wollte? Verlangt ihr noch mehr Beweise, um euch von seinem verderblichen Anschlage zu überzeugen? Noch ehe ich ihn gesehen, hatte ich schon Argwohn geschöpft, von dem Augenblick an, wo ihr mir anzeigtet, daß ihr den und den Gast hättet. Ich sah ihn

dann selber, und ihr sehet nun, daß mein Verdacht nicht unbegründet gewesen ist."

Aly Baba, welcher die neue Verbindlichkeit, welche er Morgianen für die abermalige Rettung seines Lebens schuldig war, anerkannte, umarmte sie und sagte:

„Morgiane, ich habe dir die Freiheit geschenkt und dir sodann versprochen, daß meine Erkenntlichkeit es nicht dabei bewenden lassen würde, und daß ich bald auch noch das letzte an dir thun würde. Dieser Augenblick ist nun da, und ich mache dich hiemit zu meiner Schwiegertochter."

Hierauf wendete er sich an seinen Sohn und sagte: „Mein Sohn, ich denke, du bist ein zu guter Sohn, als daß du es befremdlich finden könntest, daß ich dir Morgianen zur Frau gebe, ohne dich zuvor befragt zu haben. Du bist ihr nicht weniger Dank als ich schuldig. Du siehst, daß Hussain deine Freundschaft bloß gesucht hatte, um mit desto gewisserem Erfolg mir meuchlerischer Weise das Leben zu rauben, und wenn es ihm gelungen wäre, so darfst du nicht zweifeln, daß er dich ebenfalls seiner Rache zum Opfer gebracht haben würde. Ueberlege ferner, daß, indem du Morgianen heirathest, du in ihr die Stütze meiner Familie, so lange ich noch leben werde, und die Stütze der Deinigen bis an das Ende deines Lebens besitzen wirst."

Der Sohn, anstatt die mindeste Unzufriedenheit zu äußern, versicherte, daß er zu dieser seiner Verheirathung nicht bloß aus Gehorsam gegen seinen Vater, sondern auch aus eigener Neigung seine Zustimmung gäbe.

Man dachte nun in Aly Baba's Hause darauf, die Leiche des Hauptmanns neben den übrigen Räubern zu begraben, und dies geschah so insgeheim, daß die Sache erst nach langen Jahren auskam, als niemand mehr am Leben war, der bei der Bekanntwerdung dieser denkwürdigen Geschichte persönlich interessirt gewesen wäre.

Wenige Tage nachher feierte Aly Baba die Hochzeit seines Sohnes und Morgianens mit vielem Glanze und durch ein prächtiges Gastmahl, welches von Tänzen, Schauspielen und den gewöhnlichen Lustbarkeiten begleitet war. Er hatte das Vergnügen, zu sehen, daß seine Freunde und Nachbaren, die dazu eingeladen waren, und die zwar nicht die eigentlichen Beweggründe zu dieser Heirath, wohl aber von sonst her die guten und schönen Eigenschaften Morgianens kannten, sie ganz laut wegen ihrer edlen Gesinnung und ihres guten Herzens lobten.

Nach der Heirath hütete sich Aly Baba, welcher seit jener Abholung der Leiche seines Bruders Kassim und des Goldes sich aus Furcht vor den Räubern enthalten hatte, in die Felsengrotte zurückzukehren, auch noch ferner davor, obwohl neun und dreißig Räuber mit Inbegriff des Hauptmanns todt waren, weil er vermuthete, daß die beiden anderen, deren Schicksal ihm nicht bekannt geworden, noch am Leben wären.

Indeß als er nach Verlauf eines Jahres gesehen hatte, daß nichts gegen seine Ruhe unternommen worden war, so befiel ihm die Neugierde, eine Reise dahin zu machen, wobei er denn freilich die nöthigen Vorsichtsmaßregeln für seine Sicherheit nahm. Er setzte sich zu Pferde, und als er bei der Grotte anlangte, hielt er es für ein gutes Vorzeichen, daß er weder Spuren von Menschen noch von Pferden bemerkte. Er stieg ab, band sein Pferd an, trat vor die Thür und sprach die Worte: „Sesam, öffne dich!“ die er noch nicht vergessen hatte. Die Thür öffnete sich, er ging hinein, und aus dem Zustande, worin er alles in der Grotte fand, konnte er abnehmen, das seit jener Zeit ungefähr, wo der angebliche Kodjah Hussain seinen Laden in der Stadt eröffnet hatte, niemand darin gewesen, und daß die Bande von vierzig Räubern seitdem gänzlich zer-

streut und ausgerottet worden sei. Er zweifelte nun nicht mehr daran, daß er der einzige sei, der um das Geheimniß, die Schatzhöhle zu öffnen, wisse, und daß er über den darin befindlichen Schatz frei schalten könne. Er hatte sich mit einem Felleisen versehen; dies füllte er nun so weit mit Gold an, als sein Pferd nur zu tragen vermochte, und kehrte sodann in die Stadt zurück.

Seitdem lebten Aly Baba und sein Sohn, den er nach der Felsengrotte führte, und dem er das Geheimniß, sie zu öffnen, lehrte, desgleichen ihre Nachkommen, auf die sie dies Geheimniß vererbten, durch weise Benutzung ihres Glückes in hohem Glanze, und geehrt von den ersten Männern der Stadt.

Als Scheherasade dem Sultan Schachriar diese Geschichte bis zu Ende erzählt hatte und sah, daß es noch nicht Tag war, so begann sie die Erzählung der folgenden:

Geschichte des Aly Kodjah, Kaufmanns zu Bagdad.

Unter der Regierung des Chalyfen Harun Arreschyd lebte zu Bagdad ein Kaufmann, Namens Aly Kodjah, der weder zu den reichsten noch zu den ärmsten gehörte, und der ohne Frau und ohne Kinder in seinem väterlichen Hause lebte. In der Zeit, wo er frei von anderweitigen Geschäften, mit dem Ertrage seines Handels zufrieden lebte, hatte er drei Tage nach einander einen Traum, worin ihm ein ehrwürdiger Greis mit strengem Blick erschien und ihm einen Ver-

weis darüber gab, daß er noch nicht die schuldige Wallfahrt nach Mekka [1]) gemacht habe.

Dieser Traum beunruhigte Aly Kodjah, und setzte ihn in die größte Verlegenheit. Ihm war, als einem guten Muselmanne, die Verpflichtung zu dieser Wallfahrt keinesweges unbekannt; allein da er ein Haus, Meubeln und einen Laden besaß, so hatte er immer geglaubt, dies seien hinlängliche Gründe, um jene Reise zu unterlassen, und dafür lieber Almosen und andere gute Werke zu stiften. Doch seit dem Traume peinigte ihn sein Gewissen so sehr, daß die Furcht, es könne ihn irgend ein Unfall treffen, ihn zu dem Entschlusse bewog, diese Wallfahrt nicht länger zu verschieben.

Um sich in gehörigen Stand zu setzen, seinen Vorsatz noch im laufenden Jahre auszuführen, fing Aly zuerst an, seine Geräthschaften zu verkaufen, sodann verkaufte er seinen Laden und den größten Theil der Waaren, womit derselbe versehen war, indem er bloß diejenigen zurückbehielt, die in Mekka Absatz finden konnten; was sein Haus betrifft, so fand er einen Miether, an den er es verpachtete. Nachdem er alles so angeordnet hatte, war er um die Zeit, wo die Karavane von Bagdad nach Mekka aufbrechen sollte, mitzureisen bereit. Das einzige, was ihm noch zu thun übrig blieb, war, eine Summe von tausend Goldstücken, die ihn unterweges doch bloß belästigt haben würde, in Sicherheit zu bringen, nachdem er sich das Geld, welches er zu seinen Ausgaben und für andere Bedürfnisse mitzunehmen gedachte, bei Seite gelegt hatte.

Dreihundert sieben und achtzigste Nacht.

Aly Kodjah suchte sich ein Gefäß aus, das geräumig genug war, darein legte er die tausend Goldstücke und oben darüber Oliven. Nachdem er das Gefäß oben gut verschlossen hatte, brachte er es zu einem Kaufmann, der sein guter Freund war, und sagte zu diesem: „Bruder, du weißt, daß

ich binnen wenigen Tagen mit der Karavane die Wallfahrt nach Mekka antrete. Ich bitte dich nun um die Gefälligkeit, dieses Olivengefäß in Verwahrung zu nehmen und es mir bis zu meiner Wiederkunft aufzuheben."

Der Kaufmann sagte zu ihm sehr höflich: „Da hast du den Schlüssel zu meinem Speicher; trage dein Gefäß selber dahin und setze es, wohin es dir gefällt, ich verspreche dir, du wirst es da unversehrt wiederfinden."

Als der Tag des Abgangs der Karavane von Bagdad herangekommen war, schloß sich Aly Kodjah mit einem Kameel, das er mit auserlesenen Waaren bepackt hatte, und das ihm zugleich zum Reiten diente, an dieselbe an, und gelangte so glücklich bis nach Mekka. Er besuchte daselbst nebst andern Wallfahrern jenen berühmten Tempel, der alljährlich von so vielen Muselmännern aus allen Nationen besucht wird, welche, um die von der Religion ihnen vorgeschriebenen Zeremonien zu erfüllen, von allen Enden der Erde daselbst anlangen. Als er seine Pflichten als Wallfahrer erfüllt hatte, stellte er seine mitgebrachten Waaren aus, um sie zu verkaufen und umzutauschen.

Zwei Kaufleute, welche vorübergingen und die Waaren Aly's erblickten, fanden dieselben so schön, daß sie stehen blieben und sie in Augenschein nahmen, obwohl sie derselben nicht benöthigt waren. Als sie ihre Neugierde befriedigt hatten, sagte der eine zu dem andern lächelnd im Weggehn: „Wenn dieser Kaufmann wüßte, welchen Gewinn er zu Kahiro mit diesen Waaren machen könnte, so würde er sie dahin führen, anstatt sie hier zu verkaufen, wo sie so wenig gelten."

Aly hörte diese Worte, und da er schon unzähligemal von Aegypten reden gehört hatte, so beschloß er auf der Stelle, die Gelegenheit wahrzunehmen und dahin abzureisen. Nachdem er daher seine Waaren wieder eingepackt hatte, nahm er, anstatt nach Bagdad zurückzukehren, seinen Weg nach

Aegypten, indem er sich an die Karavane von Kahiro anschloß. Als er in Kahiro angelangt war, hatte er eben nicht Ursache, seinen gefaßten Entschluß zu bereuen; sondern er fand da so gut seine Rechnung, daß er binnen wenigen Tagen alle seine Waaren verkauft hatte, und zwar mit einem weit größeren Vortheil, als er gehofft hatte. Er kaufte nun andere Waaren dafür ein, um mit diesen sodann nach Damask zu gehen. Während er nun um der besseren Bequemlichkeit willen auf den Abgang einer Karavane wartete, die in sechs Wochen dahin aufbrechen sollte, so begnügte er sich nicht bloß, alles Sehenswerthe in Kahiro zu besichtigen, sondern er machte sich sogar nach den Pyramiden auf, fuhr den Nil eine ziemliche Strecke hinauf und besah die berühmtesten Städte, die an den Ufern dieses Stroms lagen.

Dreihundert acht und achtzigste Nacht.

Da auf der Reise von Damask die Karavane ihren Weg über Jerusalem nahm, so benutzte unser Kaufmann von Bagdad die Gelegenheit, um den Tempel zu besuchen, der von den Muselmännern nächst dem Tempel von Mekka für den heiligsten gehalten wird, wovon denn auch Jerusalem selber den Namen der heiligen Stadt erhalten hat.

Aly Kodjah fand die Stadt Damask wegen ihres Ueberflusses an lebendigem Wasser, und wegen ihrer grünen Wiesen und bezaubernden Gärten, so unbegreiflich angenehm, daß alles, was er bisher von ihren Annehmlichkeiten in den Geschichtsbüchern gelesen, ihm tief unter der Wahrheit zu stehen schien, und daß er sich sehr lange daselbst aufhielt. Da er indeß doch nicht vergessen konnte, daß er in Bagdad zu Hause sei, so brach er endlich dahin auf und gelangte nach Halep, wo er sich ebenfalls wieder einige Zeit aufhielt; von da setzte er über den Euphrat und schlug die Straße nach

Mussul ein, in der Absicht, seinen Rückweg von da den Tigris hinab zu beschleunigen.

Doch als Aly bis nach Mussul gekommen war, so hatten unterdeß die persischen Kaufleute, mit denen er von Halep gekommen und in sehr freundschaftliche Verhältnisse getreten war, vermöge ihrer Artigkeiten und ihrer angenehmen Unterhaltungen so viel Einfluß auf ihn gewonnen, daß es ihnen leicht war, ihn zu bereden, daß er noch ferner bis Schiras ihnen Gesellschaft leisten möchte, von wo er dann sehr bequem und mit einem bedeutenden Gewinn nach Bagdad zurückkehren könnte. So nahmen sie ihn denn mit sich durch die Städte Sultanieh, Reï, Koam, Ispahan, und bis nach Schiras [2], von wo er sie dann aus Gefälligkeit noch weiter bis nach Indien begleitete und dann wieder mit ihnen nach Schiras zurückkehrte.

Auf diese Weise waren, mit Inbegriff seines Aufenthalts in jeder dieser Städte, seit Alys Abreise von Bagdad bereits sieben Jahre verflossen, als er sich endlich wieder dahin zurückzukehren entschloß. Der Freund, dem er vor seiner Abreise das Gefäß mit Oliven zur Aufbewahrung übergeben, hatte bisher weder an ihn noch an das Gefäß mehr gedacht. Doch gerade jetzt, wo Aly mit einer Karavane von Schiras her unterweges war, speiste eines Abends dieser Kaufmann, sein Freund, im Kreise der Seinigen; das Gespräch kam unter andern auf Oliven, und seine Frau äußerte großes Verlangen, welche zu essen, indem sie meinte, es seien schon seit langer Zeit keine bei ihnen vorgekommen.

„Bei dem Worte Oliven fällt mir ein," begann der Kaufmann, „daß Aly Kodjah mir vor sieben Jahren bei seiner Abreise nach Mekka ein mit dergleichen angefülltes Gefäß hinterlassen hat, das er selber in meinen Speicher trug, um es bei seiner Wiederkunft wieder von da abzuholen. Aber wo mag Aly geblieben sein? Freilich sagte mir

einer bei Rückkehr derselben Karavane, er sei nach Aegypten gegangen. Er muß indeß wohl da gestorben sein, da er seit so vielen Jahren nicht heimgekehrt ist, und wir können wohl von nun an die Oliven essen, wenn sie noch gut sind. Gebt mir eine Schüssel und ein Licht, ich werde sogleich welche davon holen, und wir wollen sie kosten."

„Lieber Mann," nahm nun die Frau das Wort, „begehe um Gottes willen keine so schändliche Handlung. Du weißt ja, daß nichts heiliger ist als anvertrautes Gut. Du sagst freilich, es seien schon sieben Jahre her, daß Aly Kodjah nach Mekka gegangen und nicht mehr wiedergekommen ist; allein man hat dir ja selber gesagt, daß er nach Aegypten gegangen, und wer weiß, ob er nicht von da noch weiter gegangen ist? Es kann dir genug sein, daß du von seinem Tode noch keine Nachricht erhalten hast; er kann folglich schon morgen oder übermorgen wieder eintreffen. Welche Schande würde es dann für dich und für deine ganze Familie sein, wenn er wiederkäme und du ihm sein Gefäß nicht in demselben Zustande zurückgeben könntest, als er es dir übergab! Ich erkläre dir, daß ich auf diese Oliven gar keinen Appetit habe und auch nicht davon essen werde. Wenn ich auch davon sprach, so geschah es bloß gesprächsweise. Ueberhaupt, glaubst du denn, daß die Oliven nach so langer Zeit noch gut sein werden? Sie sind gewiß alle schon verfault und verdorben. Und wenn nun Aly, wie es mir ahndet, wiederkäme und bemerkte, daß du sie angerührt hättest was würde er dann von deiner Freundschaft und Treue halten können? Gieb daher deine Absicht auf, ich beschwöre dich darum."

Die Frau führte bloß darum so lange Reden mit ihrem Manne, weil sie seine Hartnäckigkeit auf seinem Gesichte las. Er hörte wirklich auf ihr gutes Zureden nicht; sondern stand auf und ging mit einem Licht und einer Schüssel in seinen Speicher.

„Nun, so vergiß wenigstens nicht," rief ihm die Frau nach, „daß ich an dem Schritte, den du jetzt thuest, keinen Theil habe, damit du mir nicht dereinst die Schuld beimissest, wenn du ihn je zu bereuen Ursache haben solltest."

Der Kaufmann blieb indeß auch dagegen taub und beharrte bei seinem Vorsatze. Als er in den Speicher hineingetreten war, nahm er das Gefäß, riß den Deckel ab, und fand die Oliven alle verfault. Um sich zu überzeugen, ob die unteren eben so verdorben wären wie die oberen, schüttete er einige davon in die Schüssel, und durch den Stoß, womit er sie ausschüttete, fielen auch einige Goldstücke klirrend mit hinein.

Bei Erblickung dieser Goldstücke, sah der von Natur habsüchtige Kaufmann geschwind in das Gefäß hinein, und bemerkte, daß er fast alle Oliven in die Schüssel ausgeschüttet hatte, und daß das übrige sämmtlich Goldstücke von dem schönsten Gepräge waren. Er schüttete nun die Oliven wieder in das Gefäß hinein, deckte es zu, und kehrte zu seiner Familie zurück.

„Liebe Frau," sagte er, als er zur Thür hereintrat, „du hattest Recht; die Oliven sind verfault, und ich habe das Gefäß wieder so verschlossen, daß Aly, wenn er je wiederkommen sollte, es nicht merken wird, daß ich es angerührt habe."

Du hättest besser gethan, mir zu folgen," erwiederte die Frau, „und es gar nicht erst anzurühren. Gott gebe, daß uns nie ein Unheil daraus erwachse."

Auf den Kaufmann machten diese letzten Worte seiner Frau eben so wenig Eindruck, als ihre vorhergegangenen Ermahnungen. Er brachte fast die ganze Nacht damit zu, daß er auf Mittel dachte, sich das Gold Aly Kodjahs zuzueignen, und dabei so zu verfahren, daß es ihm auch in dem Fall bliebe, wenn jener wiederkäme und sein Gefäß zurückverlangte. Den folgenden Tag ging er schon sehr früh aus und kaufte

frische Oliven vom Jahre. Als er damit zurückgekehrt war, warf er die alten Oliven aus dem Gefäße des Aly heraus, nahm das Gold an sich und brachte es in Sicherheit, und nachdem er es mit den frischgekauften Oliven bis oben angefüllt hatte, deckte er es mit demselben Deckel wieder zu, und stellte es an denselben Ort, wohin es Aly gesetzt hatte.

Dreihundert neun und achtzigste Nacht.

Etwa einen Monat nachher, als der Kaufmann diese niederträchtige Handlung, die ihm so übel bekommen konnte, begangen hatte, traf Aly wieder in Bagdad ein. Da er vor seiner Abreise sein Haus vermithet hatte, so stieg er in einem Chan ab, wo er auf so lange ein Zimmer bezog, bis er seinem Miethsmann seine Ankunft angezeigt und dieser sich anderswo eine Wohnung besorgt haben würde.

Den folgenden Tag suchte Aly Kodjah seinen Freund, den Kaufmann, auf, der ihn mit einer Umarmung bewillkommte, und ihm seine Freude auszudrücken suchte über seine endliche Rückkehr nach einer so vieljährigen Abwesenheit, die ihm — wie er äußerte — beinahe schon alle Hoffnung benommen habe, ihn jemals wiederzusehen.

Nach den bei einem solchen Wiedersehen üblichen Begrüßungen bat Aly Kodjah den Kaufmann, ihm doch gefälligst das Olivengefäß, das er seiner Obhut anvertrauet, zurückzugeben und ihn zu entschuldigen, daß er so frei gewesen, ihn damit zu belästigen.

„Mein theurer Freund Aly," erwiederte der Kaufmann, „du thust sehr unrecht, dich deshalb erst lange zu entschuldigen; denn dein Gefäß hat mir erstlich nicht die mindeste Last gemacht, und dann hätte ich ja in einem ähnlichen Falle eine gleiche Gefälligkeit von dir angenommen, wie du nun von mir. Hier hast du den Schlüssel zu meinem Speicher,

geh selber hin und hole es dir, du wirst es noch auf derselben Stelle finden, wo du es damals hingestellt hast."

Aly Kodjah ging in den Speicher des Kaufmanns, holte sich sein Gefäß ab, und nachdem er ihm den Schlüssel wieder eingehändigt und ihm für die erzeigte Gefälligkeit gedankt hatte, kehrte er nach dem Chan zurück, wo er seine Wohnung hatte. Er machte hierauf das Gefäß auf, steckte die Hand so tief hinein, als die tausend Goldstücke, welche er hinein versteckt hatte, liegen mußten, und war nicht wenig verwundert, als er sie nicht fand. Er glaubte sich zu täuschen, und um schnell jedem Zweifel ein Ende zu machen, nahm er eine Anzahl von Schüsseln und anderen Geschirren von seiner Reiseküche, und schüttete die sämmtlichen Oliven aus dem Gefäß hinein, doch ohne ein einziges Goldstück darunter zu finden. Er erstarrte vor Bestürzung, hob dann seine Hände und Augen gen Himmel und rief: Ist es möglich, daß ein Mann, den ich für meinen besten Freund hielt, eine so beispiellose Untreue an mir begangen haben sollte!"

Aly ging voll Besorgniß, einen so bedeutenden Verlust erlitten zu haben, zu dem Kaufmann zurück, und sagte zu ihm:

„Lieber Freund, wundere dich nicht, daß ich schon so bald wiederkomme. Ich muß dir nur gestehen, daß ich das Olivengefäß, welches ich aus deinem Speicher abgeholt, zwar für dasjenige wiedererkannt habe, welches ich dahin gebracht, allein außer den Oliven hatte ich auch noch tausend Goldstücke hinein gelegt, die ich jetzt nicht mehr darin finde. Vielleicht hast du sie gebraucht und in deinem Handel angelegt? Wenn dies der Fall ist, so stehen sie dir auch ferner noch zu Diensten; nur bitte ich dich, daß du mich dann von meiner Unruhe befreiest, und mir darüber einen Schuldschein gibst, wonach du sie dann nach deiner Bequemlichkeit mir zurückzahlen magst."

Der Kaufmann, welcher auf eine solche Anrede sich schon gefaßt gemacht hatte, hatte sich auch schon eine Antwort darauf ausgesonnen.

„Lieber Freund Aly," erwiederte er, „habe ich denn damals, wo du mir dein Olivengefäß brachtest, es auch nur im mindesten angerührt? Habe ich dir denn nicht den Schlüssel zu meinem Speicher gegeben? Hast du es nicht selber dahin getragen, und hast du es nicht an derselben Stelle, wo du es hingesetzt, wiedergefunden, und zwar noch ganz in demselben Zustande und ganz eben so verwahrt? Wenn du Gold hinein gethan hast, so mußt du es auch darin wiedergefunden haben. Du sagtest mir bloß, es wären Oliven darin, und ich habe es daher auch gedacht, weiter weiß ich nichts von der Sache. Du magst übrigens davon denken, was du willst, ich habe dir nichts angerührt."

Aly Kodjah wandte alle nur mögliche Mittel der Güte an, um zu bewirken, daß der Kaufmann sein Unrecht anerkennen möchte.

„Ich liebe," sagte er zu ihm, „den Frieden, und es würde mir leid thun, wenn ich hiebei zu den äußersten Maßregeln schreiten müßte, die dir vor der Welt wenig Ehre machen, und die ich nur mit dem größten Bedauern ergreifen würde. Bedenke, daß Kaufleute, wie wir beide sind, jedes andere Interesse fahren lassen müssen, wenn es darauf ankommt, ihren guten Ruf zu bewahren. Noch einmal sage ich es daher: ich würde in Verzweiflung gerathen, wenn deine Hartnäckigkeit mich nöthigen sollte, den Weg Rechtens einzuschlagen, ich, der ich sonst lieber etwas von meinem Rechte aufopferte, als daß ich meine Zuflucht zur Rechtsbehörde genommen hätte."

„Aly," erwiederte der Kaufmann, „du gestehst doch ein, daß du bei mir bloß ein Olivengefäß zur Verwahrung

niedergelegt hast; du hast dir es wiedergenommen, hast es selber weggetragen, und kommst nun, um mir tausend Goldstücke abzufordern. Hast du mir denn gesagt, daß sie in dem Gefäß drin wären? Ich weiß ja nicht einmal, daß Oliven darin waren, denn du hast mir sie ja nicht gezeigt. Ich wundere mich, daß du mir nicht lieber gar Perlen und Diamanten abforderst. Glaube mir nur, und entferne dich von hier, damit nicht zuletzt noch das Volk vor meinem Laden zusammenläuft."

Einige Personen waren wirklich schon stehen geblieben, und diese letzten Worte des Kaufmanns, welche in einem Tone gesprochen wurden, der über die Grenzen der Mäßigung hinauszugehen schien, bewirkten, daß sich nicht bloß eine größere Anzahl von Menschen versammelte, sondern daß sogar die benachbarten Kaufleute aus ihren Läden heraustraten und herbeikamen, um die Ursache des Streites zu erfahren, und beide Männer wieder mit einander auszugleichen. Als Aly ihnen die Sache auseinander gesetzt hatte, fragten einige der angesehensten den Kaufmann, was er darauf zu antworten habe.

Der Kaufmann gestand, daß er das Gefäß Aly's in seinem Speicher aufbewahrt habe, doch leugnete er, daß er es je angerührt, und schwor, er wisse bloß von daher, daß Oliven darin gewesen, weil Aly Kodjah es ihm gesagt, zugleich nahm er sie alle zu Zeugen des Schimpfs und der Beleidigung, die jener ihm in seiner eigenen Behausung angethan.

„Du ziehst dir den Schimpf selber zu," sagte jetzt Aly, indem er den Kaufmann beim Arme nahm; „doch da du so boshaft handelst, so forderе ich dich vor das Gesetz Gottes. Wir wollen sehen, ob du die Frechheit haben wirst, dasselbe vor dem Kadi zu äußern." [3]

Gegen diese Vorladung, welcher jeder gute Muselmann

Folge leisten muß, wofern er nicht gegen seine Religion widerspenstig erscheinen will, wagte der Kaufmann es nicht, sich zu sträuben; sondern sagte: „Gut, das wollte ich eben von dir! Wir werden nun bald sehen, wer von uns beiden Unrecht hat.“

Aly führte den Kaufmann vor den Richterstuhl des Kadi, wo er ihn anklagte, daß er ihm eine anvertraute Summe von tausend Goldstücken entwendet habe, indem er die ganze Sache so aus einander setzte, als wir bereits wissen. Der Kadi fragte ihn, ob er Zeugen habe. Er antwortete, diese Vorsichtsmaßregel habe er nicht einmal genommen, weil er geglaubt, derjenige, dem er dieses Geld anvertraute, wäre sein Freund, und weil er ihn bis dahin als einen rechtlichen Mann gekannt habe.

Der Kaufmann sagte zu seiner Vertheidigung weiter nichts, als was er bereits dem Aly Kodjah in Gegenwart der Nachbaren gesagt hatte, und schloß mit der Erklärung: er sei bereit, durch einen Schwur zu bekräftigen, daß nicht nur die Anklage, als habe er die tausend Goldstücke genommen, falsch sei, sondern daß er sogar nicht das geringste davon gewußt habe. Der Kadi forderte ihm den Schwur ab, und entließ ihn sodann völlig freigesprochen.

Aly, der sich außerordentlich darüber ärgerte, sich zu einer so bedeutenden Einbuße verurtheilt zu sehen, protestirte gegen diese richterliche Entscheidung, indem er dem Kadi erklärte, er werde seine Beschwerde bis vor den Chalyfen Harun Arreschyd bringen, der ihm dann schon zu seinem Rechte verhelfen würde. Doch der Kadi wunderte sich über diese Widersetzlichkeit nicht im mindesten, sondern betrachtete sie als die Wirkung der gewöhnlichen Erbitterung aller derer, die ihren Rechtshandel verloren haben, und glaubte vollkommen seine Schuldigkeit gethan zu haben,

daß er einen Angeklagten freigesprochen, gegen den man keine Zeugen aufzustellen vermocht hatte.

Während der Kaufmann triumphirend und voll Freude darüber, daß er so wohlfeilen Kaufs zu den tausend Goldstücken gekommen war, nach Hause zurückkehrte, ging Aly Kodjah hin und verfaßte eine Bittschrift. Und schon am folgenden Tage, sobald er die Zeit wahrgenommen hatte, wo der Chalyf nach dem Mittagsgebete aus der Moschee zurückkehren mußte, stellte er sich in eine Straße ihm in den Weg, und in dem Augenblick, wo er vorüber ging, erhob er den Arm, und hielt die Bittschrift hoch empor; worauf einer von den Beamten, der dies Geschäft über sich hatte und dicht vor dem Chalyfen herging, aus dem Zuge heraustrat und ihm die Bittschrift abnahm, um sie jenem sodann zu überreichen.

Da Aly wußte, der Chalyf Harun Arreschyd habe die Gewohnheit, bei der Rückkehr in seinen Palast die Bittschriften, die man ihm auf diese Weise überreichte, selber zu lesen, so folgte er dem Zuge, trat in den Palast hinein, und wartete, bis der Hofbeamte, der ihm die Bittschrift abgenommen, aus den Zimmern des Chalyfen wieder herauskam. Beim Heraustreten sagte der Palastbeamte zu ihm, der Chalyf habe seine Bittschrift gelesen, und bezeichnete ihm zugleich die Stunde, wo er ihm am folgenden Tage Gehör geben würde; sodann fragte er ihn nach der Wohnung des Kaufmanns, und schickte auch zu diesem hin, um ihn für den folgenden Tag um dieselbe Stunde hinzubestellen.

An dem Abend desselben Tages machte der Chalyf mit dem Groß-Wesyr Giafar und dem Oberhaupt der Verschnittenen, Mesrur, und zwar alle drei verkleidet, wieder seine gewöhnliche Runde durch die Stadt, wie ich Euer Majestät bereits gesagt habe, daß er von Zeit zu Zeit zu thun pflegte.

Indem der Chalyf durch eine Straße ging, hörte er einigen Lärm. Er beschleunigte seine Schritte und kam an eine Thür, die in einen Hof ging, worin zehn bis zwölf Kinder, die noch nicht schlafen gegangen waren, im Mondschein spielten, — wie er durch eine Ritze schauend wahrnehmen konnte.

Der Chalyf, welcher neugierig war zu wissen, welches Spiel die Kinder da spielten, setzte sich auf eine steinerne Bank, die sich gerade vor der Thür befand, und als er fortwährend durch die Ritze schauete, hörte er das eine Kind, welches das lebhafteste und aufgeweckteste unter allen war, zu den andern sagen: „Wir wollen Kadi spielen. Ich bin der Kadi und ihr mögt mir den Aly Kodjah und den Kaufmann, der ihm die tausend Goldstücke gestohlen, vorführen.“

Bei diesen Worten des Kindes erinnerte sich der Chalyf an die Bittschrift, die ihm an demselben Tage erst überreicht worden war, und die er so eben gelesen hatte. Dies machte, daß er seine Aufmerksamkeit verdoppelte, um zu sehen, wie der Urtheilsspruch ausfallen würde.

Da der Streithandel zwischen Aly und dem Kaufmann etwas ganz Neues war, und in der ganzen Stadt Bagdad viel Aufsehen machte, sogar unter den Kindern: so nahmen die übrigen Kinder den Vorschlag mit Vergnügen an und kamen über die Rolle überein, die jeder übernehmen sollte. Niemand hinderte den, der sich zu der Rolle des Kadi erboten, dieselbe zu übernehmen. Als er nun mit der Amtsmiene eines Kadi sich hingesetzt hatte, führte ein anderer, gleichsam als ein zur Gerichtsbehörde gehörender Beamter, ihm zwei Knaben vor, von denen er den einen Aly nannte und den andern als den Kaufmann bezeichnete, gegen den Aly Beschwerde führte.

Jetzt nahm der angebliche Kadi das Wort und fragte

in gewichtvollem Ton den angeblichen Aly Kodjah: „Aly, was ist dein Begehr gegen diesen Kaufmann?“

Der angebliche Aly trug nach einer tiefen Verbeugung dem Kadi die Sache Punkt für Punkt vor, und bat ihn am Schlusse, daß er mit seinem richterlichen Ansehen gütigst dazwischen treten möchte, um zu verhindern, daß er nicht eine so bedeutende Summe einbüßen dürfte.

Nachdem der angebliche Kadi den Aly Kodjah angehört hatte, wendete er sich zu dem vermeintlichen Kaufmann und fragte ihn, warum er denn dem Aly nicht die Summe zurückgäbe, welche dieser von ihm verlangte.

Der angebliche Kaufmann brachte dieselben Gründe vor, die der wirkliche vor dem Kadi von Bagdad angeführt hatte, und verlangte gleichfalls, daß er die Wahrheit seiner Aussage durch einen Schwur bestätigen dürfe.

„Wir wollen uns nicht übereilen,“ erwiederte der angebliche Kadi, „bevor wir zu deinem Schwure kommen, habe ich Lust, das Olivengefäß selber in Augenschein zu nehmen. Aly Kodjah,“ fuhr er dann fort, indem er sich an den Knaben wandte, der die Rolle desselben übernommen hatte, „hast du das Gefäß mitgebracht?“

Als dieser antwortete, er habe es nicht bei sich, so fuhr er fort: „So gehe hin und hole es.“

Der angebliche Aly Kodjah verschwand auf einen Augenblick, kam dann wieder und that, als ob er vor den vermeintlichen Kadi ein Gefäß hinstellte, indem er erklärte, es sei dies dasselbe Gefäß, welches er im Hause des Angeklagten eingesetzt und von da wieder abgeholt habe. Um nichts, was zur herkömmlichen Form gehörte, zu unterlassen, fragte der angebliche Kadi den angeblichen Kaufmann: ob er es auch wohl für dasselbe Gefäß erkenne? Und als der Kaufmann durch sein Stillschweigen zu erkennen gegeben hatte, daß er es nicht ableugnen könne, befahl er es

zu öffnen. Aly Kodjah that, als nähme er den Deckel ab, und der Kadi that dagegen, als sähe er in das Gefäß hinein und sagte: „Das sind schöne Oliven, ich muß sie doch kosten.“ Drauf stellte er sich, als nähme er eine, um sie zu kosten, und fuhr dann fort: „Sie sind ganz vortrefflich. Indeß,“ fügte er darauf hinzu, „mich dünkt, Oliven, die sieben Jahre lang aufgehoben worden, könnten nicht mehr so gut sein. Man lasse mir einige Olivenhändler kommen, diese mögen dann zusehen, was an der Sache ist.“

Es wurden ihm zwei Kinder als Olivenhändler vorgestellt.

Der angebliche Kadi fragte sie: „Seid ihr Olivenhändler?“ und als sie ihm geantwortet hatten, dies sei ihr Gewerbe, so fuhr er fort: „So sagt mir denn, wisset ihr wohl, wie lange Oliven, wenn sie von sachverständigen Leuten eingelegt worden sind, sich gut und genießbar erhalten können?“

„Herr,“ erwiederten die angeblichen Olivenhändler, „welche Sorgfalt man auch immer bei Aufbewahrung derselben anwenden mag, so taugen sie doch schon im dritten Jahre nichts mehr; sie haben dann weder Farbe noch Wohlgeschmack mehr, und sind bloß gut zum Wegwerfen.“

„Wenn das der Fall ist,“ nahm jetzt wieder der Kadi das Wort, „so sehet einmal dies Gefäß an und saget mir, wie lange es wohl her sein mag, daß man die Oliven darin eingelegt hat.“

Die Kaufleute thaten, als ob sie die Oliven untersuchten und kosteten, und sagten dann dem Kadi, daß sie noch ganz frisch und gut wären.

„Ihr irrt euch,“ erwiederte darauf der angebliche Kadi; „Aly Kodjah hier sagt ausdrücklich, daß er sie vor sieben Jahren hineingethan.“

„Herr,“ antworteten die Knaben, welche die Rolle sachverständiger Kaufleute spielten, „wir können bloß be-

theuern, daß es Oliven von diesem Jahre sind, und wir behaupten zugleich, daß unter allen Kaufleuten zu Bagdad auch nicht ein einziger sein wird, der nicht dasselbe Zeugniß wie wir vor euch ablegen sollte."

Der von dem angeblichen Aly Kodjah angeklagte Kaufmann wollte gegen dies Zeugniß sachverständiger Kaufleute den Mund aufthun; doch der angebliche Kadi ließ ihm keine Zeit dazu, sondern sagte zu ihm: „Schweig, du bist ein Dieb. Henkt ihn sofort auf."

So endigten nun die Kinder ihr Spiel mit vieler Freude, indem sie in die Hände klatschten und auf den angeblichen Verbrecher losstürzten, als wollten sie ihm zum Henkerstode führen.

Dreihundert neunzigste Nacht.

Es läßt sich nicht beschreiben, wie sehr der Chalyf Harun Arreschyd die Klugheit und den Verstand des Kindes bewunderte, welches so eben ein so richtiges Urtheil über die Angelegenheit gefällt hatte, die den folgenden Tag vor ihm verhandelt werden sollte. Indem er sich von der Ritze entfernte und aufstand, fragte er seinen Groß-Wesyr, welcher gleichfalls auf das, was da vorgegangen, aufmerksam gewesen war, ob er wohl das von dem Kinde gefällte Urtheil gehört habe, und was er dazu meine?

„Beherrscher der Gläubigen," erwiederte der Groß-Wesyr Giafar, „es kann niemand mehr über eine so seltne Klugheit in so zartem Alter überrascht sein, als ich es bin."

„Aber," fuhr der Chalyf fort, „weißt du wohl, daß ich morgen über dieselbe Sache zu entscheiden habe, und daß der wirkliche Aly Kodjah mir heute seine Bittschrift deshalb überreicht hat?"

„Ich erfahre es erst in diesem Augenblick von Euer Majestät," antwortete der Groß-Wesyr.

„Glaubst du,“ fing der Chalyf noch einmal an, „daß ich darüber ein anderes Urtheil fällen könnte, als das, was wir so eben gehört haben?“

„Wenn der Fall derselbe ist,“ erwiederte der Groß-Wesyr, „so scheint es mir unmöglich, daß Euer Majestät in der Sache anders verfahren oder einen andern Ausspruch darin thun könnte.“

„Merke dir dies Haus wohl,“ sagte der Chalyf weiter, „und führe morgen früh das Kind zu mir, damit es in meiner Gegenwart dieselbe Angelegenheit wieder entscheide. Melde auch dem Kadi, welcher den diebischen Kaufmann freigesprochen, daß er sich dabei einfinde und aus dem Beispiele des Kindes erkenne, was seine Pflicht sei, und daß er sich künftig bessere. Ferner will ich, daß du dem Aly Kodjah einen Wink geben lässest, er möge sein Olivengefäß mitbringen, und daß zwei Olivenhändler zu der Verhandlung mit bestellt werden.“

Der Chalyf gab ihm diesen Befehl, indem er seine Runde fortsetzte, die er denn auch diesmal vollendete, ohne weiter auf etwas der Betrachtung werthes zu stoßen.

Den folgenden Tag ging der Groß-Wesyr Giafar in das Haus, wo der Chalyf Zeuge von dem Spiel der Kinder gewesen war, und verlangte mit dem Herrn des Hauses zu sprechen. Da dieser eben ausgegangen war, so wies man ihn an die Frau. Er fragte nun diese, ob sie Kinder habe? Sie antwortete: drei, und ließ sie alle vor ihn hintreten.

„Meine Kinder,“ fragte sie der Groß-Wesyr, „wer von euch stellte denn gestern Abend, als ihr mit einander spieltet, den Kadi vor?“

Der größeste, welcher zugleich der älteste war, antwortete, er sei es gewesen, änderte aber dabei die Farbe, da er nicht wußte, warum diese Frage an ihn geschähe.

„Mein Sohn,“ sagte der Groß-Wesyr hierauf zu ihm,

„komm mit mir, der Beherrscher der Gläubigen möchte dich gern sehn und sprechen.“

Die Mutter gerieth in die größte Bestürzung, als sie sah, daß der Groß-Wesyr ihren Sohn mitnehmen wollte, und fragte ihn: „Herr, verlangt der Beherrscher der Gläubigen etwa darum meinen Sohn, um mir ihn zu entreißen?“

Der Groß-Wesyr beruhigte sie, indem er ihr versprach, daß sie ihren Sohn spätestens binnen einer Stunde wieder zurückerhalten und dann bei seiner Rückkehr schon den Grund erfahren würde, warum er hinberufen worden.

„Wenn dies, Herr, wirklich so ist,“ erwiederte die Mutter, „so erlaubt mir wenigstens, daß ich ihm zuvor ein besseres Kleid anziehe, damit er vor dem Beherrscher der Gläubigen auf eine anständigere Art erscheinen kann.“ Zugleich zog sie ihm ohne Säumniß ein dergleichen Kleid an.

Der Groß-Wesyr führte nun das Kind fort und stellte es dem Chalyfen zu derselben Stunde vor, zu welcher er den Aly Kodjah und den Kaufmann hinbeschieden hatte.

Der Chalyf bemerkte, daß das Kind etwas bestürzt war, und sagte daher, um es auf das, was er von demselben erwartete, vorzubereiten: „Komm her, mein Sohn, tritt näher. Du warst es also, der gestern Abend den Streithandel zwischen Aly Kodjah und dem Kaufmann, der ihm sein Gold gestohlen, entschied? Ich habe dich gesehen, und dir zugehört, und bin sehr zufrieden mit dir.“

Der Knabe ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete ganz bescheiden, daß er es gewesen sei.

„Mein Sohn,“ fuhr jetzt der Chalyf fort, „ich werde dir heute den wirklichen Aly Kodjah und den wirklichen Kaufmann zeigen. Komm her und setze dich neben mich.“

Mit diesen Worten faßte der Chalyf das Kind bei der Hand, stieg hinauf und setzte sich auf seinen Thron, und als er das Kind neben sich gesetzt hatte, fragte er sogleich, wo die

Partheien wären. Man ließ sie vortreten, und nannte sie ihm, während sie sich vor ihm niederwarfen und mit ihrer Stirn den Teppich berührten, der den Thron überdeckte. Als sie wieder aufgestanden waren, sagte der Chalyf zu ihnen:

„Jetzt trage jeder von euch seine Sache vor. Dies Kind hier wird euch anhören, und euch Recht sprechen, und sollte es in irgend einem Punkte etwas verfehlen, so werde ich schon ins Mittel treten.“

Aly Kodjah und der Kaufmann sprachen nach einander. Als aber der Kaufmann verlangte, wieder denselben Eidschwur abzulegen, den er schon einmal vor dem früheren Richter abgelegt hatte, so sagte das Kind, daß es noch nicht so weit sei, und daß man billiger Weise zuvor das Oliven-Gefäß sehen müsse.

Bei diesen Worten brachte Aly Kodjah das Gefäß hervor, setzte es zu den Füßen des Chalyfen hin und nahm den Deckel ab. Der Chalyf besah sich die Oliven, nahm eine und kostete sie. Das Gefäß ward hierauf den sachverständigen Kaufleuten, die man dazu berufen hatte, zur Untersuchung übergeben, und diese gaben den Bescheid, daß die Oliven gut und noch von diesem Jahre wären. Das Kind sagte ihnen, Aly Kodjah versichere, sie seien bereits vor sieben Jahren hineingelegt worden; worauf sie dasselbe erwiederten, was jene Kinder, welche die Rolle sachverständiger Kaufleute gespielt, zur Antwort gegeben hatten.

Obwohl nun der angeklagte Kaufmann recht wohl einsah, daß die beiden sachverständigen Kaufleute sein Verdammungsurtheil ausgesprochen hatten, so wollte er doch noch mancherlei zu seiner Rechtfertigung anführen. Das Kind hütete sich indeß, ihn zum Aufhängen zu verurtheilen, sondern sah den Chalyfen an und sagte:

„Dies, Beherrscher der Gläubigen, ist nun kein Spiel mehr; sondern Euer Majestät kommt es zu, im Ernst zum

Tode zu verurtheilen; nicht aber mir, der ich es gestern bloß zum Scherze that.“

Der Chalyf, der nun von der Unredlichkeit des Kaufmanns völlig überzeugt war, übergab ihn sofort den Gerichtsdienern, um ihn aufzuhenken. Was denn auch geschah, nachdem er zuvor angezeigt, wohin er die tausend Goldstücke versteckt hatte, die nun dem Aly Kodjah zurückgegeben wurden. Der Fürst, der so gerecht und billig dachte, gab jetzt dem Kadi, der den früheren Urtheilsspruch gefällt und jetzt auch zugegen war, einen Wink, daß er von diesem Kinde lernen solle, künftig in seiner Amtsverwaltung genauer zu verfahren, sodann umarmte er das Kind und entließ es mit einem Beutel von hundert Goldstücken, den er ihm zum Zeichen seiner Freigebigkeit einhändigen ließ.

Dreihundert ein und neunzigste Nacht.

Das Zauberpferd.

Scheherasade fuhr fort, dem Sultan von Indien ihre angenehmen Geschichten, an denen er so viel Gefallen fand, zu erzählen, und erzählte ihm nun auch die vom Zauberpferde.

„Herr,“ fing sie an, „der Nurus, das heißt der neue Tag, der zugleich der erste Tag des Jahres und des Frühlings ist, ist — wie Euer Majestät weiß — ein so feierliches und uraltes Fest in ganz Persien, noch von den ersten Zeiten ihres Götzendienstes her, daß die Religionslehre unseres Propheten, so rein und wahrhaft sie auch ist, ungeachtet ihrer Einführung daselbst, bis auf diesen Tag es noch nicht

ganz abzuschaffen vermocht hat, obwohl man sagen kann, daß es durchaus heidnisch ist, und daß die dabei beobachteten Zeremonien höchst abergläubisch sind. Um von den großen Städten zu schweigen — es gibt da kein Städtchen, keinen Marktflecken, kein Dorf, keinen Weiler, wo es nicht mit allen nur möglichen Lustbarkeiten begangen würde.

Doch die Lustbarkeiten, die dann am Hofe gefeiert werden, übertreffen alle übrigen durch die Mannigfaltigkeit der neuen und überraschenden Schauspiele, und aus den benachbarten Ländern nicht bloß, sondern auch aus den entferntesten, werden Fremde herbeigelockt durch die Belohnungen und durch die Freigebigkeit der Könige gegen diejenigen, welche sich durch ihre Erfindungen und durch ihre Betriebsamkeit auszeichnen, so daß man in allen übrigen Theilen der Welt nichts zu sehen bekommt, was dieser Pracht und Herrlichkeit gleichkäme.

Bei einem dieser Feste war es, wo der König, nachdem die geschicktesten und sinnreichsten Männer des Inlands und Auslands zu Schiras, wo der Hof damals sich aufhielt, den König und den Hof mit den ergötzlichsten Schauspielen unterhalten hatten, einen jeden nach seinem Verdienst und je nachdem er mehr oder weniger seltsame, wunderbare oder befriedigende Dinge hatte sehen lassen, beschenkte, so daß kein einziger ohne eine angemessene Belohnung blieb. Während er nun schon im Begriff war, sich zu entfernen, und die zahlreiche Versammlung zu entlassen, erschien ein Indianer am Fuße seines Thrones und führte ein gesatteltes, gezäumtes und reich angeschirrtes Pferd vor, welches mit vieler Kunst verfertigt und gebildet war, so daß man beim ersten Anblick es für ein wirkliches und natürliches Pferd gehalten haben würde.

Der Indianer warf sich vor dem Throne nieder, und als er wieder aufgestanden war, zeigte er dem Könige das Pferd mit folgenden Worten:

„Herr, obwohl ich vor Euer Majestät ganz zuletzt er-

scheine, um mit den übrigen zu wetteifern, so kann ich gleichwohl versichern, daß ihr an diesem Festtage gewiß nichts so wunderbares und erstaunliches gesehen haben werdet, als das Pferd ist, das ich euch hier in Augenschein zu nehmen bitte."

„Ich sehe," erwiederte der König, „an diesem nichts als die Kunst und die Geschicklichkeit, womit der Verfertiger demselben die täuschende Aehnlichkeit eines lebendigen zu geben gewußt hat. Indeß ein anderer Künstler könnte vielleicht ein ähnliches verfertigen, welches dasselbe an Vollkommenheit wohl noch übertreffen könnte."

„Herr," antwortete drauf der Indianer, „es ist nicht sowohl der Bau noch das äußere Ansehen desselben, warum ich mein Pferd vor Euer Majestät als ein Wunder ausgebe; sondern der Gebrauch, den ich davon zu machen weiß, und den jeder andere, so gut wie ich, wenn er von mir das Geheimniß erfahren, davon zu machen im Stande ist. Wenn ich mich nämlich hinauf setze, so kann ich in sehr kurzer Zeit mich an jeden beliebigen Ort auf der Erde, und wäre er auch noch so weit entfernt, hinversetzen. Mit einem Wort, o Herr, darin besteht eben die wunderbare Eigenschaft meines Pferdes, — eine Eigenschaft, die noch nie erhört worden, und wovon ich vor Euer Majestät eine Probe abzulegen mich erbiete, wofern ihr es befehlt."

Der König von Persien, der auf alles, was ans Wunderbare grenzte, sehr neugierig war, und der nach so vielen Dingen dieser Art, die er theils schon gesehen, theils zu sehen gesucht und gewünscht hatte, noch nie etwas gesehen, oder davon gehört hatte, das diesem nahe gekommen wäre, sagte zu dem Indianer, nur ein Versuch der Art, wie er ihn vorgeschlagen, könne ihn von der Vorzüglichkeit seines Pferdes überzeugen, und er sei bereit, einen solchen zu sehen.

Der Indianer setzte sogleich seinen Fuß in den Steigbügel, schwang sich mit großer Leichtigkeit aufs Pferd, und als

er auch in den anderen Steigbügel den Fuß gesetzt und sich auf dem Sattel recht befestigt hatte, fragte er den König von Persien, wohin es ihn zu schicken ihm gefällig sei.

Etwa drei Stunden von Schiras lag ein hoher Berg, den man von dem großen Platze vor dem königlichen Schlosse, wo der König von Persien sich damals gerade befand, sehr gut sehen konnte. „Siehst du jenen Berg,“ sagte der König zu dem Indianer, indem er auf denselben hinwies, „dorthin will ich, daß du reiten sollst. Die Entfernung ist nicht groß, doch ist sie hinlänglich, um die Schnelligkeit, womit du hin und wieder zurück reiten wirst, abnehmen zu können. Und da es nicht möglich ist, dich mit den Augen bis dahin zu verfolgen, so will ich, daß du mir zum sichern Beweise deines Dagewesenseins einen Zweig von einem Palmbaum, der am Fuß des Berges steht, mitbringest.“

Kaum hatte der König seine Willensmeinung in diesen Worten ausgesprochen, als der Indianer einen hölzernen Wirbel, der an der Stelle des Nackens am Pferde befestigt war, herumdrehte und ihn dem Sattelknopfe näher brachte. Augenblicklich erhob sich nun das Pferd, und entführte mit Blitzesschnelle den Reiter in die Lüfte, und zwar so hoch, daß ihn binnen wenigen Augenblicken selbst die scharfsehendsten aus den Augen verloren, zur großen Verwunderung des Königs und seiner Hofleute, und unter lautem Geschrei des Erstaunens von Seiten aller versammelten Zuschauer.

Der Indianer war noch keine Viertelstunde fort, als man ihn in der Luft mit dem Palmzweige in der Hand zurückkehren sah. Endlich sah man ihn oberhalb des Platzes anlangen, wo er sein Pferd unter dem freudigen Beifallruf der Zuschauer einigemal im Kreise herumtummelte, bis er sich vor dem Throne des Königs auf dieselbe Stelle wieder niederließ, von welcher er ausgeritten war, und zwar ohne die mindeste unangenehme Erschütterung. Er stieg nun ab, warf sich vor dem

Throne nieder, und legte den Palmzweig dem Könige zu Füßen.

Der König von Persien, der mit eben so großer Verwunderung als Erstaunen Zeuge dieses unerhörten Schauspiels war, welches der Indianer ihm gegeben, ward auf einmal von einer heftigen Begierde ergriffen, dies Pferd zu besitzen. Und in der Meinung, er werde bei der Unterhandlung mit dem Indianer wenig Schwierigkeiten finden, zumal da er entschlossen war, ihm jede Summe, die er nur irgend fordern könnte, dafür zu geben, so betrachtete er es bereits als das kostbarste Stück seines Schatzes.

„Nach dem äußern Ansehen deines Pferdes," sagte er zu dem Indianer, „hätte ich nie geglaubt, daß es so hoch geschätzt werden müsse, als es wirklich verdient, wie du mir so eben bewiesen hast. Ich danke dir, daß du mich eines Besseren belehrt hast, und um dir zu zeigen, wie hoch ich es aufnehme, so bin ich bereit, es zu kaufen, wofern es dir feil steht."

„Herr," erwiederte der Indianer, „ich zweifelte nicht, daß Euer Majestät, die unter allen gegenwärtigen Königen, die auf Erden sind, dafür gilt, daß sie alle Dinge am besten zu beurtheilen und nach ihrem Werth zu schätzen wisse, meinem Pferde diese Gerechtigkeit widerfahren lassen würde, sobald ich euch gezeigt haben würde, wie sehr es eurer Aufmerksamkeit würdig ist. Ich hatte sogar vorausgesehen, daß ihr euch nicht damit begnügen würdet, es zu bewundern und zu loben, sondern daß ihr auch es zu besitzen wünschen würdet, wie ihr mir so eben angedeutet habt. Ich meinerseits, obwohl ich den Werth desselben so gut kenne, wie nur irgend einer, und recht gut weiß, daß sein Besitz mir die Mittel gibt, mich in der Welt unsterblich zu machen, hänge gleichwohl nicht so daran, daß ich nicht, um die edle Begierde Euer Majestät zu befriedigen, mich desselben zu berauben entschließen könnte. Indeß mit dieser Erklärung muß ich zu-

gleich noch eine andere verbinden, welche sich auf die Bedingung bezieht, ohne welche ich es nicht wohl ablassen kann, — eine Bedingung, die ihr freilich wohl nicht gut aufnehmen werdet. Euer Majestät wird daher wohl es genehm finden," fuhr der Indianer fort, „wenn ich gestehe, daß ich dies Pferd nicht gekauft, sondern von dem Erfinder und Verfertiger es nur dadurch bekam, daß ich ihm meine einzige Tochter, die er verlangte, zur Ehe gab, wobei er zugleich die Forderung an mich machte, daß ich es nie verkaufen solle, sondern daß, wenn ich es je an einen anderen Besitzer abließe, dies nur durch einen Tausch, wie ich ihn für gemessen erachtete, statt finden könne."

Der Indianer wollte noch weiter sprechen, doch bei dem Worte Tausch unterbrach ihn der König von Persien dadurch, daß er sagte:

„Ich bin bereit, einen solchen Tausch, wie du ihn nur verlangen wirst, einzugehen. Du weißt, mein Reich ist groß und voll großer, mächtiger, wohlhabender und volkreicher Städte. Ich lasse dir nun die Wahl, dir eine derselben zu deinem vollen und unbeschränkten Besitz auf Lebenszeit auszusuchen."

Dreihundert zwei und neunzigste Nacht.

Dieser Tausch schien dem ganzen persischen Hofe wahrhaft königlich; gleichwohl war er noch weit unter dem, den der Indianer in Gedanken hatte. Bei ihm war es auf etwas weit höheres abgesehen, und er antwortete dem Könige:

„Herr, ich bin Euer Majestät für das mir gemachte Anerbieten unendlich verbunden, und ich kann euch für eure Großmuth nicht genug danken. Gleichwohl bitte ich euch, es nicht übel zu nehmen, wenn ich so dreist bin, euch anzuzeigen, daß ich mein Pferd bloß dann zu eurem Besitz ablassen kann, wenn ich von eurer Hand eure Prinzessinn Tochter zur Ge=

mahlinn erhalte. Ich bin entschlossen, nur um diesen Preis mein Eigenthumsrecht aufzugeben."

Die Hofleute, welche um den König von Persien herumstanden, konnten sich nicht enthalten, bei dieser überspannten Forderung des Indianers ein lautes Gelächter aufzuschlagen. Indeß der Prinz Firus [4] Schach, der älteste Sohn des Königs und künftige Thronerbe, hörte ihn nur mit Unwillen an. Doch der König dachte ganz anders, und glaubte die Prinzessinn von Persien dem Indianer aufopfern zu dürfen, um seine Neugierde zu befriedigen. Gleichwohl schwankte er lange hin und her, ehe er sich zu dieser Wahl entschloß.

Der Prinz Firus Schach, welcher sah, daß sein königlicher Vater wegen der dem Indianer zu ertheilenden Antwort schwankte, fürchtete, er möchte die Forderung desselben bewilligen, — was er als den ärgsten Schimpf für die königliche Würde, für seine Schwester, und für seine eigene Person betrachtete. Er nahm also das Wort, und sagte, ihm zuvorkommend:

"Herr, Euer Majestät verzeihe, wenn ich frage, ob es möglich ist, daß ihr auch nur einen Augenblick euch wegen der abschlägigen Antwort bedenket, welche auf diese unverschämte Forderung eines nichtswürdigen Menschen und Taschenspielers zu ertheilen ist, und daß ihr ihm auch nur einen Augenblick Frist gestattet, sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, er werde mit einem der mächtigsten Fürsten der Erde in eine solche Verbindung treten können. Ich bitte euch, doch zu überlegen, was ihr nicht bloß euch selber, sondern auch eurem Stande und dem hohen Range eurer Ahnen schuldig seid."

"Mein Sohn," erwiederte der König von Persien, "ich nehme dir deine Erinnerung gar nicht übel, und weiß dir vielmehr vielen Dank für den Eifer, den du bezeigst, deine Abkunft in demselben Glanze zu erhalten, wie sie bisher ge-

wesen ist, doch du überlegst nicht genug die Vortrefflichkeit dieses Pferdes, noch auch, daß der Indianer, der mir diesen Weg zu Erlangung desselben vorschlägt, wofern ich ihn zurückweise, denselben Vorschlag anderswo machen wird, wo man sich über diesen Punkt vielleicht hinwegsetzt. Ich würde dann in Verzweiflung sein, wenn ein anderer Fürst sich rühmen könnte, er habe mich an Großmuth übertroffen und mich des Ruhmes beraubt, das Pferd zu besitzen, welches ich für die einzigste und bewundernswürdigste Sache halte, die es auf der Welt gibt. Gleichwohl will ich nicht sagen, daß ich ihm diese Forderung zu bewilligen gedenke. Vielleicht ist er noch nicht mit sich selber eins über seine überspannten Ansprüche, und wenn er nur erst meine Tochter, die Prinzessinn, aus dem Spiele läßt, so will ich gern jedes andere Abkommen mit ihm treffen, das er nur wünschen mag. Doch bevor ich in diesem Handel den äußersten Schritt thue, wäre es mir lieb, wenn du das Pferd besichtigtest und selber einen Versuch damit machtest, damit du mir dann deine Ansicht hierüber sagen könntest. Ich zweifle nicht, daß er dir es erlauben wird."

Da man natürlicher Weise das hofft, was man wünscht, so war der Indianer, welcher aus dem angehörten Gespräch muthmaßen zu können glaubte, daß der König von Persien nicht ganz abgeneigt sei, ihn für Ueberlassung des Pferdes in seine Familienverbindung aufzunehmen, und daß der Prinz, anstatt, wie er bisher hatte merken lassen, ihm entgegen zu sein, ihm vielleicht sogar sehr günstig werden könnte, weit entfernt, sich dem Wunsche des Königs zu widersetzen, ja er bezeigte sogar Freude darüber, und zum Zeichen, daß er mit Vergnügen darein willige, kam er dem Prinzen zuvor, indem er dem Pferde sich näherte, um ihm aufsteigen zu helfen und ihm sodann die nöthige Anweisung zu geben, um es gut lenken zu können.

Der Prinz Firus Schach stieg indeß mit bewundernswürdiger Gewandtheit und ohne Beihülfe des Indianers auf das Pferd hinauf, und kaum hatte er den Fuß in beiden Steigbügeln befestigt, als er auch schon, ohne erst auf die Anweisung des Indianers zu warten, den Wirbel ganz eben so herumdrehte, wie er es zuvor von jenem gesehen hatte. Augenblicklich führte ihn nun das Pferd mit der Schnelligkeit eines Pfeiles empor, der vom stärksten und gewandtesten Bogenschützen emporgeschossen ist, so daß binnen wenigen Augenblicken der König, der ganze Hof, und die ganze zahlreiche Versammlung ihn aus dem Gesicht verlor.

Weder das Pferd noch der Prinz waren mehr in der Luft zu erblicken, und der König von Persien strengte seine Augen vergeblich an, um ihn noch zu entdecken, als der Indianer, über das, was so eben vorgegangen, beunruhigt, sich vor dem Throne niederwarf und den König nöthigte, die Augen auf ihn zu richten und seiner Rede einige Aufmerksamkeit zu schenken, die er mit folgenden Worten begann:

„Herr, Euer Majestät hat selber gesehen, daß der Prinz mir vermöge seiner Schnelligkeit gar nicht Zeit gelassen hat, ihm die nöthige Anleitung zu geben, um mein Pferd regieren zu können. Nachdem er mir zugesehen, wollte er zeigen, daß er meiner Belehrung nicht weiter bedürfe, um fortzureiten und sich in die Luft zu erheben; allein er weiß nicht, daß ich ihm Anleitung geben wollte, wie er das Pferd umlenken und mit ihm wieder auf denselben Fleck zurückkehren könne, von wo er ausgeritten ist. Ich bitte daher Euer Majestät um die Gnade, mich nicht für das verantwortlich zu machen, was etwa seiner Person zustoßen mag. Ihr seid zu gerecht und billig, als daß ihr das Unglück, das unvermuthet etwa sich ereignen könnte, mir zurechnen solltet."

Die Aeußerungen des Indianers betrübten den König von Persien, welcher wohl einsah, daß die Gefahr, worin sein Sohn

schwebe, unvermeidlich sei, wenn es wirklich noch ein Geheimniß dabei gäbe, um das Pferd zur Umkehr zu zwingen, und zwar ein ganz verschiedenes von dem, wodurch es zum Aufschwung in die Luft gebracht werden könne. Er fragte ihn daher, warum er ihn nicht in dem Augenblick zurückgerufen, als er ihn fortreiten gesehen.

„Herr," antwortete der Indianer, „Euer Majestät war selber Zeuge von der reißenden Schnelligkeit, womit das Pferd und der Prinz davon flog; die Bestürzung, die mich ergriff und noch ergriffen hat, raubte mir anfangs den Gebrauch der Sprache, und als ich sie wiedererhielt, war er schon so weit entfernt, daß er meine Stimme nicht mehr gehört haben würde, und hätte er sie auch gehört, so würde er doch das Pferd nicht haben umlenken können, da er das Geheimniß nicht wußte und auch nicht so viel Geduld hatte, um es von mir zu lernen. Indeß, Herr," fuhr er fort, „es steht zu hoffen, daß der Prinz in der Verlegenheit vielleicht den anderen Wirbel bemerken und durch Umdrehung desselben bewirken wird, daß das Pferd sogleich emporzusteigen aufhört und sich nach der Erde zu herabsenkt, so daß er es dann mit dem Zügel lenken und sich auf jeden beliebigen Ort niederlassen kann."

Ungeachtet dieser ganz richtigen Schlußfolgerung des Indianers, erwiederte der König von Persien voll Unruhe über die augenscheinliche Gefahr seines Sohnes: „Gesetzt auch, wiewohl die Sache noch sehr unsicher ist, daß mein Sohn den andern Wirbel bemerken und davon den erwähnten Gebrauch machen sollte, so könnte ja aber das Pferd, anstatt sich auf die Erde niederzulassen, auf Felsen herabfallen, oder sich mit ihm in den tiefsten Abgrund des Meeres stürzen."

„Herr," nahm hierauf der Indianer wieder das Wort, „von dieser Besorgniß kann ich Euer Majestät durch die Versicherung befreien, daß das Pferd über die Meere setzt, ohne je hinein zu fallen, und daß es seinen Reiter stets dahin trägt,

wohin er zu gelangen Willens ist, und Euer Majestät kann versichert sein, daß, wofern nur der Prinz den andern, schon erwähnten Wirbel bemerkt, das Pferd ihn bloß dahin tragen wird, wohin er will, und es ist nicht zu glauben, daß er sich anderswohin begeben wird, als an einem Ort, wo er Hilfe finden und sich zu erkennen geben kann."

Auf diese Worte des Indianers antwortete der König von Persien: „Wie dem auch sein mag, ich kann den Versicherungen, die du mir gibst, nicht trauen, sondern dein Kopf soll mir für das Leben meines Sohnes haften, wofern ich binnen drei Monaten ihn nicht gesund und lebend zurückkehren sehe oder sichere Nachricht vernehme, daß er noch am Leben ist."

Dreihundert drei und neunzigste Nacht.

Er befahl nun, daß man sich seiner Person versichern und ihn in ein enges Gefängniß verschließen solle, worauf er sich in seinen Palast zurückbegab, voll Betrübniß darüber, daß das Nurus-Fest, welches in ganz Persien so feierlich ist, für ihn und seinen Hof so traurig geendet habe.

Der Prinz Firus Schach war unterdeß, wie schon gesagt, mit Blitzesschnelle in die Luft empor geführt worden, und sah sich binnen einer Stunde so hoch erhoben, daß er auf der Erde nichts mehr zu unterscheiden vermochte, und daß ihm die Berge, Ebenen und Thäler in einander zu verlaufen schienen. Jetzt dachte er erst daran, nach demselben Orte wieder zurückzukehren, von welchem er ausgeritten war. Um dieß zu bewerkstelligen, glaubte er bloß denselben Wirbel nach der verkehrten Seite umdrehen und zugleich den Zügel umlenken zu dürfen; doch wie groß war sein Erstaunen, als er sah, daß das Pferd ihn dessenungeachtet immer höher trug. Er drehte den Wirbel hin und her, doch alles war fruchtlos. Nun erkannte er den großen Fehler, den er dadurch begangen, daß er sich nicht, bevor er das Pferd bestiegen, von dem Indianer die nöthige Anwei-

sung zu Lenkung desselben hatte geben lassen. Zugleich übersah er die Größe der Gefahr, worin er schwebte, doch diese Einsicht raubte ihm keinesweges seine Besinnung. Vielmehr sammelte er sich jetzt, und nahm so viel als möglich seinen ganzen Verstand zusammen, untersuchte aufmerksam den Kopf und den Hals des Pferdes, und entdeckte bei dieser Gelegenheit neben dem rechten Ohre des Pferdes einen anderen kleineren und minder in die Augen fallenden Wirbel. Er drehte diesen Wirbel, und augenblicklich bemerkte er, daß es sich in derselben Linie, in welcher es emporgestiegen war, jedoch minder schnell zur Erde herabsenkte.

An der Stelle des Erdbodens, über welcher der Prinz Firus Schach in senkrechter Linie schwebte, war es bereits seit einer halben Stunde Nacht, als er den Wirbel am Pferde drehte. So wie nun das Pferd sich herabsenkte, ging auch für ihn allmählig die Sonne unter, bis er sich mitten in der Dunkelheit der Nacht befand. So daß er, anstatt sich nach Bequemlichkeit einen Ort zum Absteigen aussuchen zu können, er den Zügel auf den Nacken des Pferdes legte und sich geduldig vollends zur Erde herabtragen ließ, obwohl nicht ohne Besorgniß, ob die Stelle, wo er ankommen würde, eine bewohnte Gegend, eine Wüste, ein Fluß oder das Meer sein würde.

Endlich hielt das Pferd an und stellte sich auf den Boden auf. Es war schon über Mitternacht hinaus. Der Prinz Firus Schach stieg nun ab, jedoch sehr schwach; denn er hatte seit dem Morgen des verflossenen Tages, wo er mit seinem königlichen Vater, um den festlichen Schauspielen beizuwohnen, aus dem Palast gegangen war, nichts zu sich genommen. Das erste, was er in der nächtlichen Dunkelheit that, war, daß er den Ort kennen zu lernen suchte, wo er sich befände, und da fand sich denn, daß er auf dem stufenförmigen Dache eines prächtigen Palastes stand, welches mit einem marmornen Geländer rings eingefaßt war. Indem er die Terrasse oben un-

tersuchte, entdeckte er eine Treppe, auf welcher man vom Palaste herabsteigen konnte; die Thür dazu war nicht verschlossen, sondern halb offen.

Jeder andere als der Prinz Firus Schach würde es vielleicht nicht gewagt haben, in das tiefe Dunkel, welches auf dieser Treppe herrschte, hinabzusteigen, abgesehen von der Ungewißheit, worin er schwebte, ob er da Freunde oder Feinde finden würde. Indeß diese Rücksicht konnte ihn nicht zurückhalten.

„Ich komme ja nicht, um jemandem hier etwas zu Leide zu thun," sprach er bei sich selbst, „und offenbar werden diejenigen, die auf mich zuerst sehen, und keine Waffen in meiner Hand erblicken werden, wenigstens so menschlich sein, mich zuvor anzuhören, ehe sie nach meinem Leben trachten."

Er öffnete die Thür noch weiter, ohne Geräusch zu machen, und stieg dann eben so vorsichtig herunter, um nur ja keinen Fehltritt zu thun, dessen Geräusch irgend jemanden hätte aus dem Schlafe wecken können. Dies gelang ihm denn auch, und an der einen Stelle der Treppe fand er eine offene Thür, die in einen Saal ging, worin Licht war.

Der Prinz Firus Schach blieb an der Thür stehen, und indem er horchte, hörte er Leute, die im tiefsten Schlummer lagen, laut schnarchen. Er trat einige Schritte weit in den Saal hinein, und sah beim Schein einer Laterne, daß die Schlafenden sämmtlich schwarze Verschnittene waren, deren jeder einen blanken Säbel neben sich hatte, woraus er schloß, daß es die Wache in dem Vorzimmer einer Königinn oder Prinzessinn sein müsse, welche Vermuthung, wie sich nachher fand, auch ganz richtig war.

Das Zimmer, worin die Prinzessinn schlief, folgte gleich hinter dem Saale, wie man aus dem hellen Lichtschimmer abnehmen konnte, der aus jenem durch einen Thürvorhang von leichtem Seidenstoff hervordrang.

Der Prinz Firus Schach näherte sich ganz leise dem Thürvorhange, ohne die Verschnittenen aufzuwecken, öffnete ihn, und als er hereingetreten war, wendete er, ohne sich bei Betrachtung der Pracht des Zimmers, die wahrhaft königlich war, ihn aber in seiner dermaligen Lage wenig rührte, im mindesten aufzuhalten, seine ganze Aufmerksamkeit auf etwas, das ihn weit mehr interessirte. Er sah nämlich darin mehrere Betten stehen, und zwar ein einziges auf der mit Teppichen belegten Erhöhung des Zimmers, die übrigen unten auf dem Fußboden des Gemaches. In den letzteren schliefen Kammerfrauen der Prinzessinn, um ihr Gesellschaft zu leisten und ihr bei ihren verschiedenen Bedürfnissen hilfreiche Hand zu leisten, in dem ersteren schlief die Prinzessinn.

Bei dieser Unterscheidung konnte der Prinz Firus Schach sich nicht weiter in der Wahl irren, die er zu treffen hatte, wenn er sich an die Prinzessinn selber wenden wollte. Er näherte sich nun ihrem Bett, ohne sie oder eine von ihren Kammerfrauen zu wecken. Als er nahe genug war, da erblickte er eine so seltene und überraschende Schönheit, daß er gleich beim ersten Anblick davon bezaubert wurde.

„O Himmel," rief er in seinem Herzen aus, „hat mich mein Schicksal bloß darum hieher geführt, damit ich meine Freiheit einbüßen soll, die ich so lange und bis diesen Augenblick mir bewahrt habe! Muß ich mich nicht auf eine unvermeidliche Sklaverei gefaßt machen, sobald sie die Augen aufschlägt, — wofern nämlich diese Augen, wie sich erwarten läßt, diesem Verein der seltensten Reize und Schönheiten, den höchsten Glanz und die höchste Vollendung geben! Gleichwohl muß ich mich dazu entschließen, weil ich jetzt nicht mehr zurückgehen kann, ohne mein eigener Mörder zu werden, und weil es die Nothwendigkeit nun einmal so gefügt hat.

Nach diesen Betrachtungen ließ sich der Prinz Firus

auf seine beiden Kniee nieder, faßte den äußersten Rand des herabhängenden Hemdeärmels der Prinzessinn, aus welchem ein schöngerundeter, schneeweißer Arm hervorblickte, und zupfte sie ganz leise.

Dreihundert vier und neunzigste Nacht.

Die Prinzessinn schlug die Augen auf, und in der ersten Ueberraschung, einen wohlgebildeten, wohlgekleideten und anstandsvollen Mann vor ihrem Bette zu erblicken, blieb sie eine Weile ganz bestürzt, ohne indeß irgend ein Zeichen des Schreckens oder des Entsetzens von sich zu geben.

Der Prinz benutzte diesen günstigen Augenblick, neigte sein Haupt fast bis auf den Fußteppig hinab, und sagte, als er es wieder emporhob:

„Verehrungswürdigste Prinzessinn, vermittelst eines höchst seltsamen, ja des wunderbarsten Abenteuers, das sich nur denken läßt, sehet ihr hier zu euren Füßen flehend einen Prinzen und zwar den Sohn des Königs von Persien, der sich noch gestern früh bei seinem königlichen Vater mitten unter den Lustbarkeiten eines feierlichen Festes befand, und der sich jetzt in diesem Augenblicke in einem unbekannten Lande befindet, wo er in Lebensgefahr schwebt, wofern ihr nicht die Güte und Großmuth habt, ihm euren Beistand und euren Schutz zu gewähren. Ich flehe diesen euren Schutz an, verehrungswürdige Prinzessinn, in dem Vertrauen, daß ihr mir ihn nicht versagen werdet. Es ist unmöglich, daß mit so viel Schönheit, Reiz und Majestät eine grausame Gesinnung gepaart sein könnte.“

Die Prinzessinn, an welche sich der Prinz Firus Schach zu seinem großen Glücke gewendet hatte, war die Prinzessinn von Bengalen, die älteste Tochter des Königs dieses Reiches, der ihr diesen Palast nicht weit von seiner Hauptstadt hatte erbauen lassen, wo sie zuweilen hinkam,

um die Annehmlichkeiten des Landlebens zu genießen. Nachdem sie ihn mit all der Güte, die er nur irgend wünschen konnte, angehört hatte antwortete sie ihm mit demselben Wohlwollen:

„Prinz, beruhigt euch; ihr befindet euch nicht in einem Barbaren-Lande. Gastfreundlichkeit, Menschenfreundlichkeit und Gesittung sind in dem Königreich Bengalen nicht minder einheimisch, als in Persien. Uebrigens bewillige nicht bloß ich etwa euch den verlangten Schutz, sondern ihr habt ihn bereits in diesem Palaste, ja im ganzen Reiche gefunden; wie ihr mir hierin glauben und euch auf mein Wort verlassen könnt.“

Der Prinz von Persien wollte der Prinzessinn für die Güte und Gnade, die sie ihm erwiesen, danken und hatte sich bereits tief vor ihr verneigt, doch sie ließ ihn nicht zu Worte kommen und sagte:

„Wie groß auch meine Neugier ist, von euch zu erfahren, durch welches Wunder ihr in so kurzer Zeit von der Hauptstadt Persiens bis hieher gekommen, und durch welche Zauberei ihr so insgeheim bis vor mein Bette habt gelangen und die Wachsamkeit meiner Leibwache habt täuschen können, so werdet ihr gleichwohl der Speise und der Nahrung sehr bedürftig sein, und da ich euch ganz wie einen willkommenen Gast betrachte, so will ich lieber bis morgen früh warten und für jetzt meinen Frauen befehlen, euch eines von meinen Zimmern anzuweisen, euch darin zu bewirthen und euch darin so lange ausruhen zu lassen, bis ihr im Stande sein werdet, meine Neugierde zu befriedigen.“

Die Frauen der Prinzessinn, die bei den ersten Worten, die der Prinz Firus Schach zu ihrer Gebieterinn sprach, aufgewacht waren, und ihn zu ihrer großen Verwunderung zu Häupen des Bettes der Prinzessinn erblickten, indem sie gar nicht begreifen konnten, wie er habe dahin kommen kön-

nen, ohne sie oder die Verschnittenen im Schlafe zu stören, — diese Frauen, sag' ich, hatten kaum die Willensmeinung der Prinzessinn vernommen, als sie sich eiligst ankleideten und sich augenblicklich zu Vollziehung der ihnen gegebenen Befehle anschickten. Jede von ihnen nahm eine von den vielen Wachskerzen, welche das Zimmer der Prinzessinn erhellten, und nachdem der Prinz ehrerbietigst Abschied genommen, gingen sie vor ihm her und führten ihn in ein sehr schönes Gemach, wo die einen ihm eine Lagerstätte bereiteten, während die andern in die Küche und in die Speisekammer gingen

Obwohl es zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde war, so ließen doch die Frauen der Prinzessinn von Bengalen den Prinzen Firus Schach nicht lange warten. Sie trugen ihm verschiedene Arten von Speisen in reichlichem Ueberflusse auf; er wählte sich nach Belieben aus, und als er so viel als hinlänglich war, um seinen Hunger zu stillen, gegessen hatte, trugen sie die Speisen wieder ab, und ließen ihn allein, um sich schlafen legen zu können, nachdem sie ihm mehrere Schränke gezeigt hatten, worin er alles, was er irgend bedürfte, vorräthig finden würde.

Die Prinzessinn von Bengalen, die von der reizenden Schönheit, dem Verstande, der Artigkeit und den liebenswürdigen Manieren des Prinzen von Persien, die sie in der kurzen Unterredung mit ihm bemerkt hatte, ganz eingenommen war, hatte noch nicht einschlafen können, als ihre Frauen wieder in ihr Zimmer zurückkehrten, um sich zu legen. Sie fragte dieselben, ob sie die gehörige Sorge für ihn getragen, ob sie ihn befriedigt verlassen hätten, ob ihm noch irgend etwas mangelte, und vor allen Dingen, was sie von ihm dächten.

Die Frauen, nachdem sie die ersten Punkte beantwortet hatten, erwiederten auf die letzte Feage:

„Prinzessinn, wir wissen nicht, was ihr selber von ihm denken möget. Was uns betrifft, so würden wir euch sehr glücklich preisen, wenn der König, euer Vater, euch einen so liebenswürdigen Prinzen zum Gemahl gäbe. Am ganzen Hofe von Bengalen gibt es keinen einzigen, der mit ihm verglichen werden könnte, und wir glauben nicht, daß es in den benachbarten Ländern einen geben möchte, der eurer würdiger wäre."

Diese schmeichelhaften Aeusserungen misfielen der Prinzessinn von Bengalen nicht, indeß, da sie ihre Gesinnungen nicht an den Tag legen wollte, so gebot sie ihnen Stillschweigen.

„Ihr seid alberne Schwätzerinnen," sagte sie zu ihnen, „legt euch wieder nieder und laßt mich ebenfalls wieder einschlafen."

Dreihundert fünf und neunzigste Nacht.

Den folgenden Morgen war das erste, was die Prinzessinn nach ihrem Erwachen that, daß sie sich an ihren Putztisch setzte. Sie hatte bisher noch nie so große Sorgfalt auf ihren Kopfschmuck und Putz verwendet, und noch nie hatten ihre Frauen so viel Geduld nöthig gehabt, um eine und dieselbe Sache wiederholt zu machen, bis sie damit zufrieden war.

„Ich habe, wie ich wohl bemerken konnte, dem Prinzen von Persien in meinem Nachtkleide nicht mißfallen," sagte sie bei sich selbst, was wird er sich erst wundern, wenn er mich in meinem vollen Staate sehen wird?"

Sie legte nun einen Kopfschmuck von den größten Brillianten, desgleichen ein Halsband, Armbänder, und einen Gürtel von eben denselben Edelsteinen an, — alles Stücke von unschätzbarem Werthe. Das Kleid, welches sie anzog, war von dem reichsten indischen Stoffe, wie man ihn nur

für Könige, Prinzen und Prinzessinnen verfertigt, und von einer Farbe, welche ihre Reize vollends auf das vortheilhafteste erhöhte. Nachdem sie noch ihren Spiegel wiederholt zu Rathe gezogen und ihre Frauen einzeln befragt hatte, ob ihr irgend etwas zu ihrem vollständigen Putze fehle, ließ sie sich erkundigen, ob der Prinz von Persien schon wach sei, und da sie nicht zweifelte, daß er sich ihr vorzustellen wünschen würde, so ließ sie ihm melden, daß sie selber kommen würde, und daß sie ihre Gründe habe, um so zu handeln.

Der Prinz von Persien, der so tief in den Tag hineingeschlafen hatte, als ihm vom Nachtschlaf entzogen worden war, und der sich von seiner beschwerlichen Reise vollkommen erholt hatte, war so eben mit dem Ankleiden fertig, als er den Morgengruß der Prinzessinn durch eine ihrer Frauen empfing.

Der Prinz ließ der Kammerfrau gar nicht erst Zeit, ihm das mitzutheilen, was sie an ihn auszurichten hatte, sondern fragte sie sogleich, ob die Prinzessinn ihm wohl erlauben wolle, ihr seine Aufwartung zu machen und ihr seine Ehrerbietung an den Tag zu legen. Doch als die Kammerfrau ihren Auftrag ausgerichtet hatte, erwiederte er:

„Die Prinzessinn darf bloß befehlen, und ich bin bloß hier, um ihre Befehle zu vollziehen.“

Die Prinzessinn von Bengalen hatte kaum erfahren, daß der Prinz von Persien sie erwarte, als sie ihm auch schon ihren Besuch abstattete. Nach den ersten gegenseitigen Begrüßungen, nachdem nämlich der Prinz seinerseits tausendmal um Entschuldigung gebeten, daß er sie im ersten Schlaf gestört habe, die Prinzessinn dagegen ihn gefragt hatte, wie er die Nacht zugebracht und wie er sich befinde, setzte sich die Prinzessinn auf das Sofa, und der Prinz ebenfalls, jedoch in einer ehrerbietigen Ferne von ihr.

Die Prinzessinn nahm nun das Wort und sagte:

„Prinz, ich hätte euch in dem Zimmer empfangen können, worin ihr mich diese Nacht schlafen sahet; doch da der Aufseher meiner Verschnittenen dorthin freien Zutritt hat, in dieses Zimmer aber bloß mit meiner Erlaubniß kommen darf, so habe ich aus ungeduldiger Neugier, um von euch das seltsame Abenteuer zu erfahren, welches mir das Glück eurer Bekanntschaft verschafft hat, vorgezogen, zu euch zu kommen, als an einen Ort, wo uns beide niemand leicht stören wird. Erweiset mir also, ich beschwöre euch darum, die Gefälligkeit, um die ich euch bitte.“

Um der Prinzessinn von Bengalen zu willfahren, begann nun der Prinz Firus Schach seine Erzählung mit dem feierlichen und alljährigen Nurusfeste in Persien und mit den merkwürdigen Schauspielen, die den Hof von Persien und fast die ganze Stadt Schiras ergötzt hatten; sodann kam er auf das Zauberpferd, welches er ihr beschrieb. Die Erzählung von den Wundern, welche der darauf sitzende Indianer vor einer so glänzenden Versammlung gezeigt hatte, überzeugte die Prinzessinn, daß man sich in dieser Art auf der Welt nichts erstaunenswürdigeres denken könne.

„Prinzessinn,“ fuhr hierauf der Prinz von Persien fort, „ihr könnt leicht erachten, daß mein königlicher Vater, der keine Ausgabe scheute, um seine Schatzkammer mit den seltensten und merkwürdigsten Sachen, die nur irgend zu seiner Kenntniß gelangen, zu bereichern, von dem lebhaftesten Verlangen entflammt werden mußte, ein Pferd dieser Art dazu zu bekommen. Dieß war denn auch der Fall, und er fragte ohne Bedenken den Indianer, wie hoch er es biete.“

„Die Antwort des Indianers war höchst überspannt. Er sagte nämlich er habe das Pferd nicht gekauft, sondern es bloß durch Tausch für seine einzige Tochter erhalten, und da er sich nur unter einer ähnlichen Bedingung desselben entäußern könne, so könne er es ihm nur dann abtre-

ten, wenn er ihm erlaube, die Prinzessin, meine Schwester, zu heirathen."

„Die sämmtlichen Hofleute, welche den Thron des Königs, meines Vaters, umgaben, lachten ganz auf, als sie diesen überspannten Vorschlag vernahmen, und ich insbesondere empfand einen so heftigen Unwillen darüber, daß ich ihn nicht verhehlen konnte, und zwar um so weniger, da ich bemerkte, daß mein Vater wegen der zu ertheilenden Antwort zweifelhaft war. Ich glaubte wirklich schon den Augenblick vor mir zu sehen, wo er ihm das, was er wünschte, gewähren würde, wenn ich ihm nicht lebhaft den Nachtheil vorstellte, der daraus für seinen Ruhm erwachsen würde. Meine Gegenvorstellungen waren indeß nicht im Stande, ihn ganz von dem Gedanken abzubringen, meine Schwester, die Prinzessinn, einem so verächtlichen Menschen aufzuopfern. Er glaubte, ich würde vielleicht auf seine Ansicht noch eingehen, wenn ich mich nur, wie er, davon überzeugen könnte, wie unschätzbar das Pferd wegen seiner ganz einzigen Eigenschaft sei. Aus dieser Rücksicht wünschte er, daß ich es in Augenschein nehmen, es besteigen und selber einen Versuch damit machen möchte."

„Meinem Vater zu gefallen, stieg ich auf das Pferd, und sobald ich darauf war, so machte ich es ganz so, wie ich es den Indianer hatte machen sehen, um sich mit dem Pferde emporzuschwingen, ohne weiter mir irgend eine Anweisung von ihm geben zu lassen, und augenblicklich ward ich in die Lüfte mit einer Schnelligkeit emporgeführt, die weit größer war als die eines Pfeiles, der von dem stärksten und geübtesten Bogenschützen emporgeschnellt wird."

Dreihundert sechs und neunzigste Nacht.

Binnen kurzer Zeit war ich so weit von der Erde entfernt, daß ich keinen Gegenstand mehr zu unterscheiden ver-

mochte, und es kam mir vor, als wäre ich schon so nahe am Himmelsgewölbe, daß ich bereits fürchtete, ich würde mir den Kopf daran zerstoßen.

Bei der reißend schnellen Bewegung, womit ich emporgeführt wurde, war ich lange Zeit wie außer mir und außer Stande, auf die gegenwärtige Gefahr zu achten, welcher ich in mehr als einer Hinsicht ausgesetzt war. Ich wollte den Wirbel, den ich anfangs gedreht, wieder rückwärts drehen, aber ich sah davon nicht die Wirkung, die ich erwartet hatte. Das Pferd fuhr noch immer fort, mich zum Himmel empor zu tragen und mich so immer mehr von der Erde zu entfernen. Ich bemerkte endlich einen andern Wirbel, und drehte ihn, und das Pferd begann nun, anstatt noch mehr zu steigen, sich zur Erde herabzusenken, und da ich mich sehr bald im Dunkel der Nacht befand, und es unmöglich war, das Pferd so zu lenken, daß es mich an einen Ort niedersetzte, wo für mich keine Gefahr vorhanden war, so hielt ich den Zügel ganz locker und stellte mein Schicksal ganz dem Willen Gottes anheim."

„Das Pferd erreichte endlich den Boden, ich stieg ab, untersuchte den Ort, und befand mich auf dem Stufendache dieses Palastes. Ich bemerkte die Thür zu einer Treppe, welche halb offen stand, ich stieg ohne Geräusch hinab, und eine offene Thür mit einem matten Lichtschimmer war vor mir. Ich steckte den Kopf hinein, und da ich schlafende Verschnittene darin sah und dahinter ein helles Licht, welches durch einen Thürvorhang schimmerte, so gab mir die dringende Noth, worin ich mich befand, ungeachtet der unvermeidlichen Gefahr, die mir bevorstand, wenn die Verschnittenen erwachten, die Kühnheit, ich möchte sagen die Verwegenheit ein, ganz leise vorwärts zu gehen und den Thürvorhang zu öffnen."

„Es ist nicht nöthig, Prinzessinn, euch noch das übrige

zu erzählen; ihr wißt es ja selber. Es bleibt mir bloß noch übrig, euch für eure Güte und Großmuth zu danken und euch zu bitten, mir anzuzeigen, wodurch ich euch meine Erkenntlichkeit für eine so große Wohlthat dergestalt an den Tag legen kann, daß ihr damit zufrieden seid. Da ich dem Völkerrecht zufolge ohnehin bereits euer Sklave bin, und da ich euch also meine Person nicht mehr anbieten kann, so bleibt mir nur noch mein Herz anzubieten übrig. Doch was sage ich? mein Herz gehört mir ja nicht mehr, ihr habt mir es bereits durch eure bezaubernden Reize entrissen, und anstatt es von euch zurückzuverlangen, überlasse ich es euch mit Freuden. Erlaubet mir daher, euch zu erklären, daß ich euch eben so sehr für die Gebieterinn meines Herzens als meines Willens anerkenne."

Diese letzten Worte sprach der Prinz mit einem Ton und mit einer Miene, welche die Prinzessinn von Bengalen über die Wirkung, welche ihre Reize hervorgebracht, keinen Augenblick in Zweifel ließen. Sie nahm übrigens an der Erklärung des Prinzen, als zu übereilt, keinen Anstoß, und die Röthe, die ihr darüber ins Gesicht stieg, machte sie in den Augen des Prinzen nur noch schöner und liebenswürdiger.

Als der Prinz von Persien seine Rede geendigt hatte, nahm die Prinzessin von Bengalen das Wort und sprach:

„Prinz, wenn ihr mir einerseits durch Erzählung der seltsamen und wunderbaren Dinge, die ich so eben vernommen, viel Vergnügen gemacht habt, so konnte ich anderseits nicht ohne Entsetzen euch in der höchsten Region der Luft schwebend denken, und obwohl ich so glücklich bin, euch gesund und lebend vor mir zu sehen, so habe ich doch nicht eher zu zittern aufgehört, als bis ihr mir erzähltet, daß das Pferd des Indianers euch so glücklicher Weise auf das Terrassendach meines Palastes niedergesetzt habe. Dasselbe konnte ja eben so gut an tausend anderen Orten geschehen;

indeß ich freue mich, daß der Zufall mir den Vorzug und die Gelegenheit gegeben hat, euch kennen zu lernen. Derselbe Zufall hätte euch leicht anders wohin führen können, allein nirgends würdet ihr lieber und gerner gesehen sein als hier."

„Darum, mein Prinz, würde ich mich für sehr empfindlich beleidigt halten müssen, wenn ich glauben könnte, daß ihr den Gedanken, als wäret ihr mein Sklave, im Ernst geäußert hättet, und wenn ich ihn nicht vielmehr eurer Höflichkeit, als eurer innern aufrichtigen Gesinnung zuschreiben müßte. Die Aufnahme, die ihr gestern bei mir fandet, wird euch hinlänglich gezeigt haben, daß ihr hier eben so frei seid, als mitten am Hofe von Persien."

„Was euer Herz betrifft," fuhr die Prinzessinn von Bengalen in einem Tone fort, worin eben nichts Zurückweisendes lag, „so bin ich überzeugt, daß ihr nicht bis jetzt gewartet haben werdet, um darüber zu verfügen, und daß eure Wahl gewiß nur auf eine solche Prinzessinn gefallen ist, die es verdient; es würde mir daher sehr leid thun, wenn ich euch Anlaß geben sollte, eine Untreue an ihr zu begehen."

Der Prinz Firus Schach wollte der Prinzessinn betheuren, daß er mit noch freiem Herzen von Persien hierher gekommen sei; allein in dem Augenblick, wo er das Wort nehmen wollte, meldete eine von den Frauen der Prinzessinn, daß das Mittagsessen aufgetragen sei.

Diese Unterbrechung befreite den Prinzen und die Prinzessinn von einer Erklärung, die beide auf gleiche Weise in Verlegenheit gesetzt haben würde, und die sie doch nicht weiter bedurften. Die Prinzessinn von Bengalen war nämlich von der Aufrichtigkeit des Prinzen von Persien vollkommen überzeugt, und was den Prinzen betrifft, so schloß er, obwohl die Prinzessinn sich nicht weiter erklärt hatte,

dennoch aus ihren Worten und aus dem geneigten Wesen, womit sie ihn angehört hatte, daß er alle Ursach habe, mit seinem Glück zufrieden zu sein.

Da die Kammerfrau der Prinzessinn bereits den Thürvorhang offen hielt, so sagte die Prinzessinn von Bengalen, indem sie aufstand, zu dem Prinzen von Persien, der dasselbe that: sie pflege sonst nicht so frühzeitig zu Mittag zu speisen, indeß, da sie befürchte, daß man ihm gestern eine sehr schlechte Abendmahlzeit vorgesetzt, so habe sie das Mittagsessen früher als gewöhnlich auftragen lassen. Mit diesen Worten führte sie ihn in einen prächtigen Saal, wo die Tafel gedeckt und mit einer Fülle der trefflichsten Speisen besetzt war. Sie setzten sich zur Tafel, und sobald sie Platz genommen hatten, begannen die Sklavinnen der Prinzessinn, die in großer Zahl, alle sehr schön und reichgekleidet, da standen, ein anmuthiges Konzert von Singstimmen und Instrumenten, das die ganze Mahlzeit über dauerte.

Da das Konzert sehr mild und sanft und überhaupt so ausgeführt wurde, daß es den Prinzen und die Prinzessinn nicht weiter an der Unterhaltung hinderte, so ging ein großer Theil der Zeit damit hin, daß die Prinzessinn dem Prinzen vorlegte und ihn zum Essen aufforderte, während anderseits der Prinz der Prinzessin immer das Beste vorzulegen suchte, um ihr in Worten und Manieren zuvorzukommen, welches ihm denn neue Artigkeiten und Verbindlichkeiten von Seiten der Prinzessinn zuzog, und in diesem gegenseitigen Austausch von Artigkeiten und Aufmerksamkeiten machte die Liebe nach beiden Seiten hin größere Fortschritte, als es bei einer absichtlichen Zusammenkunft unter vier Augen der Fall gewesen sein würde.

Endlich standen beide von der Tafel auf. Die Prinzessinn führte den Prinzen von Persien in ein großes, prächtig gebautes, mit Gold und Himmelblau symmetrisch ver-

zirtes und reich ausgeschmücktes Gemach. Sie setzten sich darin aufs Sofa, welches eine sehr anmuthige Aussicht nach dem Garten des Palastes hatte, den der Prinz Firus Schach um der mannigfaltigen Blumen, Gebüsche und Bäume willen bewunderte, die von den in Persien gewöhnlichen ganz verschieden waren und ihnen an Schönheit nichts nachgaben.

„Prinzessinn,“ sagte der Prinz, „ich glaubte sonst, es gäbe auf der Welt nirgends außer Persien prächtige Paläste und bewundernswürdige Gärten, die der Majestät von Königen würdig wären, indeß ich sehe, daß überall, wo große Könige sind, sie sich Wohnungen zu erbauen wissen, die ihrer Größe und Macht angemessen sind, und wenn auch in der Bauart derselben und in anderen Nebensachen einige Verschiedenheit obwaltet, so sind sie doch in der Größe und in der Pracht einander ähnlich.“

„Prinz,“ erwiederte die Prinzessinn von Bengalen, „da ich von den Palästen Persiens keinen Begriff habe, so kann ich auch nicht über eure Vergleichung derselben mit dem meinigen urtheilen und euch meine Ansicht darüber sagen, allein wie aufrichtig ihr auch immer sein möget, so kann ich mich doch kaum überreden, daß diese Vergleichung ganz richtig ist. Erlaubet mir daher zu glauben, daß eure Höflichkeit einen großen Antheil daran hat. Gleichwohl will ich meinen Palast vor euch nicht gerade verachten, denn ihr habet einen zu guten Geschmack, als daß ihr nicht ein richtiges Urtheil darüber fällen solltet; allein ich versichere euch, daß ich ihn nur höchst mittelmäßig finde, wenn ich ihn mit dem Palaste des Königs, meines Vaters, vergleiche, welcher diesen hier an Größe, Schönheit und Reichthum weit übertrifft. Ihr selbst mögt mir sagen, was ihr davon denkt, wenn ihr denselben gesehen haben werdet. Denn da der Zufall euch einmal in die Hauptstadt dieses Reichs geführt

hat, so zweifle ich nicht, daß ihr nicht auch den König, meinen Vater, gern sehen und begrüßen möchtet, damit er euch die Ehre erweiset, die einem Prinzen von eurem Range und Verdienst gebühret."

Dreihundert sieben und neunzigste Nacht.

Indem die Prinzessinn in dem Prinzen von Persien die Neugierde rege machte, den Königspalast von Bengalen zu sehen und darin den König, ihren Vater, zu begrüßen, so hoffte sie, daß, wenn es ihr gelänge, ihr Vater beim Anblick eines so wohlgebildeten, klugen, vollkommenen und mit den vorzüglichsten Eigenschaften ausgestatteten Prinzen sich vielleicht entschließen würde, ihm eine Heirathsverbindung anzutragen und ihm sie selber zur Gemahlinn vorzuschlagen; und da sie außerdem überzeugt war, daß sie dem Prinzen von Persien nicht gleichgültig sei und daß dieser eine solche Verbindung nicht ablehnen würde, so hoffte sie auf diesem Wege zum Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, und dabei zugleich jenen Wohlstand zu beobachten, der einer Prinzessinn, die in allem ganz von dem Willen ihres königlichen Vaters abhängig erscheinen wollte, zu beobachten geziemt. Doch der Prinz von Persien antwortete ihr über diesen Punkt nicht ganz so, wie sie es erwartet hatte.

„Prinzessinn," erwiederte er, „eurer Versicherung zufolge zweifele ich keinen Augenblick, daß der Palast des Königs von Bengalen den Vorzug vor dem eurigen verdient. Was euren Vorschlag betrifft, daß ich eurem königlichen Vater meine Aufwartung machen solle, so würde ich mir nicht bloß ein Vergnügen, sondern selbst eine große Ehre daraus machen, ihn in Ausführung zu bringen. Indeß, Prinzessinn, ihr möget hierin selber entscheiden. Würdet ihr mir wohl rathen, vor der Majestät eines so großen Fürsten wie ein

bloßer Abenteurer ohne Gefolge und die für meinen Stand erforderliche Begleitung zu erscheinen?"

„Prinz," antwortete die Prinzessinn, „das darf euch keine Unruhe machen, ihr dürft hier bloß wollen, und es wird euch nicht an Gelde fehlen, um euch ein so großes Gefolge anzuschaffen, als euch beliebt; ich selbst will es euch herbeischaffen. Wir haben hier Kaufleute von eurer Nation, in sehr großer Anzahl, und ihr dürft bloß bestimmen, wie viel euch erforderlich scheint, um euch einen sehr anständigen Hofstaat zu bilden."

Der Prinz Firus Schach errieth die Absicht der Prinzessinn von Bengalen, und der sichtbare Beweis, den sie ihm von ihrer Liebe gab, erhöhte die Leidenschaft, die er bereits für sie gefaßt hatte; indeß, wie heftig diese auch war, so ließ sie ihn doch nicht seine Pflicht vergessen. Er antwortete ihr also ohne Bedenken:

„Prinzessinn, ich würde euer höfliches Anerbieten, wofür ich euch nicht genug danken kann, herzlich gern annehmen, wofern sich die Unruhe, worin sich mein königlicher Vater wegen meiner Entfernung befinden muß, mich nicht daran durchaus hinderte. Ich würde der Güte und Zärtlichkeit, die er stets gegen mich bewiesen, unwürdig sein, wenn ich nicht sogleich zurückkehrte und mich zu ihm begäbe, um seine Unruhe zu stillen. Ich kenne ihn, und bin überzeugt, daß, während ich das Glück gehabt, der Unterhaltung mit einer so liebenswürdigen Prinzessinn zu genießen, er in die tödtlichste Betrübniß versenkt ist und jede Hoffnung mich wiederzusehen aufgegeben hat. Ich hoffe, ihr werdet so gerecht sein, von mir zu glauben, daß ich nicht wohl, ohne undankbar und strafbar zu sein, es aufschieben kann, ihm durch meine Wiedererscheinung das Leben wiederzugeben, welches ein längerer Aufschub meiner Rückkehr ihm leicht für immer rauben könnte."

„Nachdem dies geschehen sein wird, Prinzessinn," fuhr

der Prinz von Persien fort, „und ihr mich dann noch für würdig achtet, um nach dem Glück einer Verbindung mit euch streben zu können, so werde ich, da mein Vater mich stets versichert hat, er werde mich in der Wahl einer Gemahlinn nie zwingen, ohne Mühe von ihm die Erlaubniß erhalten, hierher zurückzukehren, nicht als Unbekannter, sondern als Prinz, und in seinem Namen den König von Bengalen zu bitten, durch eine Heirathsverbindung zwischen uns ein Bündniß mit ihm zu schließen. Ich bin überzeugt, daß er selber den ersten Schritt dazu thun wird, sobald ich ihm die Großmuth gemeldet haben werde, womit ihr mich in meinem Unfall aufgenommen habt.“

Bei der Art und Weise, womit sich der Prinz von Persien hierüber erklärte, war die Prinzessinn von Bengalen zu vernünftig, um noch weiter in ihn zu dringen, daß er sich dem Könige von Bengalen zeigen oder irgend etwas, das seiner Ehre und Pflicht zuwiderliefe, thun möchte, allein sie war wegen seiner baldigen Abreise, die er vorhatte, sehr bekümmert, und sie fürchtete, daß, wenn er sobald wieder von ihr Abschied nähme, er, anstatt sein ihr gethanes Versprechen zu halten, es vielmehr, sobald er sie nicht mehr sähe, gänzlich vergessen würde. Um ihn davon abzubringen, sagte sie zu ihm:

„Prinz, indem ich euch den Vorschlag machte, euch in die gehörige Verfassung zu setzen, um den König, meinen Vater sehen und sprechen zu können, war es nicht meine Absicht, einer so begründeten Einwendung, als ihr mir so eben machtet, und die ich nicht voraussehen konnte, zu widersprechen. Ich würde mich selber an dem Vergehen mitschuldig machen, das ihr dann begehen würdet, wofern ich auch nur den geringsten Gedanken daran gehabt hätte; indeß ich kann es nicht billigen, daß ihr sobald schon an eure Rückreise denket, wie es doch der Fall zu sein scheint. Er-

weiset mir auf meine Bitte wenigstens den Gefallen, euch noch so viel Frist zu gestatten, um euch hier umsehen zu können, und da einmal mein Glücksstern gewollt hat, daß ihr gerade in das Königreich Bengalen, und nicht mitten in eine Wüste oder auf den Gipfel eines steilen Gebirges, von wo kein Hinabweg möglich, gelangt seid, so fordere ich euch auf, euch doch wenigstens hier so lange aufzuhalten, um von hier einige umständlichere Nachrichten an den persischen Hof zurückzubringen."

Diese Aeußerungen der Prinzessinn von Bengalen bezweckten weiter nichts, als daß der Prinz Firus dadurch, daß er sich etwas länger in ihrer Umgebung aufhielte, allmählig für ihre Reize noch leidenschaftlicher eingenommen würde. Sie hoffte zugleich, daß dadurch sein brennendes Verlangen, nach Persien zurückzukehren, sich etwas abkühlen und er sich zuletzt entschließen würde, öffentlich zu erscheinen und sich dem Könige von Bengalen vorzustellen. Der Prinz von Persien konnte nach dem günstigen Empfang und der Aufnahme, die er bei ihr gefunden, ihr nicht füglich die Gefälligkeit, die sie von ihm verlangte, abschlagen. Er war so artig, ihr dies zu bewilligen, und die Prinzessinn dachte von nun an bloß darauf, ihm seinen Aufenthalt durch alle nur erdenklichen Vergnügungen so angenehm als möglich zu machen.

Mehrere Tage nach einander gab es nun nichts als Feste, Bälle, Konzerte, glänzende Gastmahle oder köstliche Zwischenmahlzeiten, oder Jagden im Thiergarten des Schlosses, worin es alle Arten von Rothwild, Hirsche, Hinden, Dammhirsche, Rehböcke und dergleichen in Bengalen einheimische Thiere gab, deren Jagd gefahrlos war und der Prinzessinn besonders zusagte.

Am Schluß jeder Jagd pflegten der Prinz und die Prinzessinn an irgend einer Stelle des Thiergartens zusam=

menzutreffen, wo man für sie einen großen Teppich mit Polsterkissen ausbreitete, damit sie desto bequemer sitzen konnten. Während sie nun hier ihre Lebensgeister erfrischten und sich von der heftigen Anstrengung, die sie gehabt, wieder zu erholen suchten, unterhielten sie sich über allerlei Gegenstände. Vor allen Dingen suchte die Prinzessinn geflissentlich das Gespräch auf die Größe, die Macht, die Reichthümer und die Regierung Persiens hinzulenken, damit sie von den Aeußerungen des Prinzen ihrerseits Anlaß nehmen könnte, mit ihm von dem Königreich Bengalen und dessen Vorzügen zu sprechen und dadurch ihn zu einem längeren Verweilen darin zu bewegen; allein es erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was sie sich vorgesetzt hatte.

Der Prinz von Persien machte ihr wirklich ohne alle Uebertreibung eine so vortheilhafte Schilderung von der Größe des persischen Reiches, von dessen Pracht und Ueberfluß, von dessen Kriegsmacht und Land= und Seehandel bis in die entferntesten und unbekanntesten Länder, und von der Menge der großen Städte darin, die fast eben so bevölkert waren, als seine Residenzstadt, wo er selber vollständig eingerichtete Paläste besaß, die er je nach den verschiedenen Jahreszeiten bewohnen und somit eines ewigen Frühlings genießen konnte, daß die Prinzessinn, noch ehe er seine Schilderung geendigt hatte, das Königreich Bengalen als dem persischen Reiche weit nachstehend betrachtete. Dies ging so weit, daß, als er nach Endigung seiner Erzählung sie um eine Schilderung der Vorzüge des Reiches von Bengalen bat, sie sich erst nach inständigen Bitten von Seiten des Prinzen dazu entschließen konnte.

Die Prinzessinn erfüllte also dem Prinzen diesen Wunsch, allein, indem sie mehrere entschiedene Vorzüge, die das Königreich Bengalen vor dem persischen Reiche offenbar voraus hatte, in Schatten zu stellen suchte, ließ sie ihn so

deutlich ihre Neigung merken, ihn dahin zu begleiten, daß er wohl abnehmen konnte, so würde gleich bei dem ersten Antrage, den er ihr in dieser Hinsicht machen würde, sogleich einwilligen. Indeß er hielt es nicht für angemessen, dies früher zu thun, als bis er aus Gefälligkeit so lange bei ihr gewesen sein würde, daß sie nicht wohl, ohne das größte Unrecht zu begehen, ihn noch länger bei sich festhalten oder hindern konnte, seiner unerläßlichen Pflicht Genüge zu leisten und sich zu seinem königlichen Vater zurückzubegeben.

Dreihundert acht und neunzigste Nacht.

Zwei volle Monate hindurch überließ sich der Prinz Firus Schach ganz dem Willen der Prinzessinn von Bengalen, indem er bei allen Lustbarkeiten erschien, die sie nur irgend ersann und ihm zu Ehren geben mochte, als hätte er hinfort nichts weiter zu thun, als mit ihr auf diese Weise sein Leben hinzubringen. Sobald indeß diese Zeitfrist verstrichen war, erklärte er ihr ganz ernsthaft, daß er schon zu lange seine Pflicht versäumt habe und sie nunmehr um die Erlaubniß bitten müsse, dieselbe erfüllen zu dürfen, indem er ihr nochmals das Versprechen wiederholte, daß er unverzüglich, und zwar in einem ihrer und seiner würdigen Aufzuge, wiederkommen und bei dem Könige von Bengalen um ihre Hand anhalten würde.

„Prinzessinn," fügte der Prinz hinzu, „meine Worte mögen euch vielleicht Verdacht erregen, und auf meine Bitte um die erwähnte Erlaubniß mögt ihr mich vielleicht schon in die Reihe jener treulosen Liebenden gestellt haben, die den Gegenstand ihrer Liebe vergessen, sobald sie von ihm entfernt sind; indeß zum Beweise der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit meiner Liebe zu einer so liebenswürdigen Prinzessinn als ihr seid, die mich, wie ich nicht mehr zweifeln

darf, wieder liebt, würde ich es wagen, um die Erlaubniß zu bitten, euch mitnehmen zu dürfen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß ihr mein Begehren als eine Beleidigung aufnehmen könntet."

Da der Prinz Firus Schach bemerkte, daß die Prinzessinn bei diesen letzten Worten erröthete und ohne das mindeste Zeichen von Unwillen bei sich hin und her schwankte, welchen Entschluß sie fassen sollte, so fuhr er fort:

„Prinzessinn, was die Einwilligung des Königs, meines Vaters, und den Empfang, womit er euch in seine Familienverbindung aufnehmen wird, anbetrifft, so kann ich euch vollkommen darüber beruhigen. Was aber den König von Bengalen betrifft, so müßte er nach alle den Beweisen von Zärtlichkeit, Freundschaft und Achtung, die er euch stets erwiesen und noch erweiset, ein ganz anderer sein, als ihr mir ihn geschildert habt, das heißt, er müßte ein Feind eurer Ruhe und eures Glücks sein, wenn er die Gesandschaft, die mein königlicher Vater an ihn senden wird, um seine Genehmigung zu unserer Vermählung zu erhalten, nicht wohlwollend aufnehmen sollte."

Die Prinzessinn von Bengalen antwortete auf diese Aeußerung des Prinzen weiter nichts; doch ihr Stillschweigen und ihre zur Erde gesenkten Augen verriethen deutlicher als jede Erklärung, daß sie keine Abneigung dagegen habe, ihn nach Persien zu begleiten, und daß sie darein willige. Die einzige Schwierigkeit, die sie noch an der Sache zu finden schien, bestand darin, daß der Prinz von Persien noch nicht genug geübt sei, um das Pferd lenken zu können, und daß sie fürchtete, mit ihm wieder in dieselbe Verlegenheit zu gerathen, als die war, da er allein den Versuch gemacht hatte. Indeß der Prinz Firus Schach wußte ihr so gut diese Furcht zu benehmen, indem er sie überzeugte, daß sie sich ihm ganz anvertrauen und daß er

seit dem letzten Vorfalle es mit dem Indianer selber in Lenkung des Pferdes aufnehmen könne, so daß sie von nun an bloß darauf dachte, mit ihm so geheime Maßregeln für ihre Abreise zu treffen, daß niemand von ihrem Plane das mindeste ahnen könnte.

Es gelang, und schon am folgenden Morgen kurz vor Tagesanbruch, während ihr ganzer Palast noch im tiefsten Schlafe lag, begab sie sich mit dem Prinzen auf die Terrasse, und dieser wendete das Pferd nach der Gegend von Persien hin und stellte es so, daß die Prinzessinn sich mit Leichtigkeit auf das Hinterkreuz desselben setzen konnte. So stieg er zuerst hinauf, und nachdem die Prinzessinn zu größerer Sicherheit seine Hand angefaßt und sich mit aller Bequemlichkeit hinter ihn gesetzt und ihm angezeigt hatte, daß er jetzt aufbrechen könnte, drehte er denselben Wirbel, den er vormals in der Hauptstadt von Persien herumgedreht, und das Pferd führte sie in die Lüfte empor.

Das Pferd eilte mit der gewohnten Schnelligkeit, und der Prinz Firus Schach lenkte es so, daß er etwa binnen drittehalb Stunden die Hauptstadt Persiens erblickte. Er stieg weder auf dem großen Platze, von wo er abgegangen war, noch in dem Palaste des Sultans, sondern in einem Lustschlosse ab, das nicht weit von der Stadt entfernt war. Hier führte er die Prinzessinn in das schönste Zimmer, und sagte ihr, daß er, um ihr die gebührenden Ehrenbezeugungen zu verschaffen, den Sultan, seinen Vater, von ihrer Ankunft benachrichtigen gehen und daß sie ihn nach kurzer Frist wiedersehen würde, unterdeß aber gebe er dem Kastellan des Schlosses, der zugegen war, Befehl, es ihr an keiner Sache, die sie irgend bedürfen würde, fehlen zu lassen.

Nachdem der Prinz die Prinzessin in ihrem Zimmer verlassen hatte, befahl er dem Kastellan, ihm ein Pferd

satteln zu lassen. Das Pferd wurde ihm herbeigeführt, er schwang sich hinauf, und nachdem er den Kastellan zur Prinzessinn zurückgeschickt hatte, mit dem Befehl, ihr vor allen Dingen aufs schleunigste Frühstück vorsetzen zu lassen, ritt er von dannen. Unterweges und in den Straßen der Stadt, durch die er reiten mußte, um nach dem Palaste zu gelangen, wurde er von dem Volke, das seit seinem Verschwinden bereits verzweifelt hatte, ihn je wiederzusehen, und dessen Traurigkeit sich jetzt in Freude verwandelte, mit lautem Beifallruf begrüßt. Der Sultan, sein Vater, hielt eben eine öffentliche Sitzung, als er in der Mitte der ganzen Rathsversammlung, die so wie der Sultan seit jenem Tage seines Verschwindens Trauer angelegt hatte, plötzlich erschien. Der Sultan umarmte ihn beim Empfange mit Thränen der Freude und der Zärtlichkeit, und fragte ihn neugierig, was aus dem Pferde des Indianers geworden sei.

Die Frage veranlaßte den Prinzen, dem Sultan, seinem Vater, die Verlegenheit und Gefahr, worin er sich befunden, als ihn das Pferd in die Lüfte geführt hatte, zu erzählen, ferner, wie er sich aus derselben gezogen, und sodann in das Schloß der Prinzessinn von Bengalen gelangt sei, welche gute Aufnahme er daselbst gefunden, aus welchem Grunde er sich länger, als ihm geziemte, bei ihr aufgehalten, wie gefällig sie sich gegen ihn bewiesen und wie sie sich zuletzt sogar von ihm bewegen gelassen, ihn nach Persien zu begleiten, nachdem sie ihm ihre Hand versprochen.

„Und, Herr,“ so schloß der Prinz seinen Bericht, „nachdem ich ihr ebenfalls versprochen, daß ihr mir eure Einwilligung nicht versagen würdet, habe ich sie auf dem Pferde des Indianers mit hieher gebracht. Sie wartet in einem der Lustschlösser Euer Majestät, wo ich sie gelassen

habe, bloß auf die Nachricht, daß mein ihr gegebenes Versprechen kein leeres gewesen.“

Bei diesen Worten warf sich der Prinz vor dem Sultan, seinem Vater, nieder, um ihn zu erweichen; doch dieser hielt ihn davon zurück, umarmte ihn nachmals und sagte:

Mein Sohn, ich genehmige nicht bloß deine Vermählung mit der Prinzessinn von Bengalen, sondern ich will ihr auch sogar persöhnlich meinen Besuch abstatten, ihr für das, was ich ihr schuldig bin, meinen Dank abstatten, sie in meinen Palast hierher führen und noch heute die Hochzeit feiern.“

Nachdem der Sultan wegen seines Besuchs, den er der Prinzessinn von Bengalen abstatten wollte, die nöthigen Befehle erlassen, befahl er sofort, daß man die Trauerkleider ablegen und die öffentlichen Lustbarkeiten durch den Klang von Pauken, Trompeten und Trommeln und anderer kriegerischen Musik beginnen sollte, zugleich befahl er, den Indianer aus dem Gefängniß herauszulassen und vor ihn zu führen.

Der Indianer ward herbeigeführt und ihm vorgestellt. Der Sultan sagte zu ihm:

„Ich hatte mich deiner Person versichern lassen, damit dein Leben, obwohl dies Opfer weder meinem Zorn noch meiner Betrübniß genügt haben würde, mir für das Leben meines Sohnes Bürgschaft leisten möchte. Danke Gott dafür, daß ich ihn jetzt wiedergefunden habe. Geh, nimm dein Pferd wieder, und laß dich nie mehr vor mir blicken.“

Als der Indianer sich von dem Angesicht des Sultans entfernt und von denen, die ihn aus dem Gefängniß gelassen, erfahren hatte, daß der Prinz Firus Schach zurückgekehrt und die Prinzessinn auf seinem Zauberpferde mitgebracht habe, ferner an welchem Orte er abgestiegen und sie zurückgelassen, und daß der Sultan bereits Anstalten träfe, sie abzuholen und

sie nach seinem Palaste zu führen, säumte er nicht, ihm und dem Prinzen zuvorzukommen. Er begab sich eiligst und ohne Zeit zu verlieren nach dem Lustschlosse, wendete sich an den Kastellan und sagte ihm, er käme im Namen des Sultans und des Prinzen von Persien, um die Prinzessinn von Bengalen hinter sich aufs Pferd zu nehmen und sie durch die Luft zu dem Sultan zu führen, der — wie er versicherte — auf dem Platze vor seinem Palaste sie erwartete, um sie zu empfangen und seinem Hofe und der Stadt Schiras dies Schauspiel zu geben.

Der Indianer war dem Kastellan nicht unbekannt, welcher wußte, daß der Sultan ihn hatte verhaften lassen, und der Kastellan machte um so weniger Schwierigkeit, seinen Worten Glauben beizumessen, da er ihn in Freiheit sah. Er stellte sich nun der Prinzessinn von Bengalen vor, und diese hatte kaum vernommen, daß er insbesondere im Namen des Prinzen käme, als sie auch schon einwilligte, den Wunsch des Prinzen — wie sie glaubte — zu erfüllen.

Der Indianer freute sich innerlich über die Leichtigkeit, womit ihm die Ausführung seines boshaften Planes gelang, stieg aufs Pferd, hob die Prinzessinn mit Hülfe des Kastellans hinter sich auf dasselbe, drehte den Wirbel und sogleich führte das Pferd ihn und die Prinzessinn hoch in die Lüfte empor.

Dreihundert neun und neunzigste Nacht.

In demselben Augenblick kam der Sultan von Persien in Begleitung seines ganzen Hofes aus seinem Palaste, um sich nach dem Lustschlosse zu begeben, und der Prinz von Persien eilte so eben voraus, um die Prinzessinn von Bengalen auf den Empfang vorzubereiten, als der Indianer absichtlich mit seiner Beute über die Stadt hinschwebte, um gleichsam dem Sultan und dem Prinzen Trotz zu bieten und sich für die ungerechte Behandlung, die er erlitten, zu rächen.

Als der Sultan von Persien den Entführer bemerkte, den er bald erkannte, so machte er mit um so größerer Bestürzung Halt, da es unmöglich war, jenen für die entsetzliche Beschimpfung, die er ihm so vor aller Augen anthat, irgend zu züchtigen. Er stieß nebst seinen Hofleuten und allen denen, welche Zeugen einer so ausgezeichneten Unverschämtheit und einer so beispiellosen Bosheit waren, tausend Verwünschungen gegen ihn aus. Doch der Indianer ließ sich durch diese Schmähungen, deren dumpfer Laut bis zu ihm hinaufdrang, nicht im mindesten rühren, sondern setzte seine Reise fort, während der Sultan von Persien in seinen Palast zurückkehrte, voll der tödtlichsten Kränkung darüber, daß er eine so abscheuliche Beleidigung erleiden und den Urheber derselben zu bestrafen außer Stande sein sollte.

Indeß wie groß war erst die Betrübniß des Prinzen Firus Schach, als er mit eigenen Augen, ohne es im geringsten hindern zu können, sehen mußte, wie der Indianer ihm die Prinzessinn von Bengalen entführte, die er so leidenschaftlich liebte, daß er nicht mehr ohne sie zu leben vermochte. Bei diesem Anblick, auf den er gar nicht gefaßt war, blieb er wie starr und unbeweglich. Doch ehe er noch überlegt hatte, ob er in die heftigsten Schmähworte gegen den Indianer ausbrechen, oder das traurige Loos der Prinzessinn beklagen, oder sie um Verzeihung bitten solle, wegen der zu wenigen Vorsicht, womit er für sie gesorgt, die sich ihm so ganz auf eine Weise hingegeben hatte, die ihre Liebe zu ihm genugsam bewies, — hatte das Pferd, welches die beiden mit unglaublicher Schnelligkeit davontrug, sie bereits seinen Augen entzogen. Was sollte er nun thun? Sollte er in den Palast des Sultans, seines Vaters, zurückkehren, sich in sein Zimmer verschließen, und sich in seine Betrübniß versenken, ohne einen Schritt zur Verfolgung des Entführers zu thun, um die Prinzessinn aus seinen Händen zu

befreien und ihn nach Gebühr zu bestrafen? Sein Edelsinn, seine Liebe, sein Muth ließen dies nicht zu, und er setzte also seinen Weg nach dem Lustschlosse fort.

Bei seiner Ankunft trat ihm der Kastellan, der seine Leichtgläubigkeit und daß ihn der Indianer hintergangen, nunmehr einsah, mit Thränen in den Augen entgegen, warf sich ihm zu Füßen, klagte sich selber des Verbrechens an, das er begangen zu haben vermeinte, und verurtheilte sich selber zum Tode, den er von der Hand des Prinzen erwartete.

„Steh auf," sagte der Prinz zu ihm, „nicht dir lege ich die Entführung der Prinzessinn zur Last, sondern mir allein und meiner Einfalt. Geh jetzt ohne Zeit zu verlieren, und suche mir ein Derwisch-Kleid, doch hüte dich, jemandem zu sagen, daß es für mich ist."

Nicht weit von dem Lustschlosse lag ein Derwisch-Kloster, dessen Scheich oder Oberer ein Freund des Kastellans war. Der Kastellan ging zu diesem, vertraute ihm fälschlicher Weise, ein bedeutender Hofbeamte, dem er große Verbindlichkeiten schuldig, sei in Ungnade gefallen, und er wünsche ihm gern dazu behülflich zu sein, daß er sich dem Zorne des Sultans entziehen könne, und so bekam er denn ohne Schwierigkeit, was er wollte, und brachte dem Prinzen Firus Schach eine vollständige Derwisch-Kleidung. Der Prinz legte sofort seine Kleidung ab, und zog diese an. Nachdem er sich nun so verkleidet, und für seine Ausgaben und Reisebedürfnisse sich mit einer Schachtel voll Perlen und Diamanten, die er eigentlich zu einem Geschenk für die Prinzessinn von Bengalen bestimmt gehabt, versehen hatte, entfernte er sich bei Anbruch der Nacht aus dem Lustschlosse, ohne zu wissen, welchen Weg er einschlagen solle, doch fest entschlossen, nicht eher zurückzukehren, als bis er seine Prinzessinn gefunden hätte und sie wieder zurückbrächte.

Um indeß wieder auf den Indianer zurückzukommen, so

lenkte dieser das Zauberpferd dergestalt, daß er noch an demselben Tage sehr zeitig in einem Gehölz nahe an der Hauptstadt des Königreichs Kaschemir [5]) anlangte. Da ihn hungerte und er vermuthete, daß die Prinzessinn von Bengalen wohl ein gleiches Bedürfniß empfinden möchte, so stieg er in diesem Gehölze ab und ließ die Prinzessinn daselbst auf einem grünen Rasenplatze an einem sehr kühlen und silberhellen Bache.

Während der Abwesenheit des Indianers hätte die Prinzessinn von Bengalen, die sich in der Gewalt eines unwürdigen Entführers sah, dessen Gewaltthätigkeit sie fürchtete, sich gern geflüchtet und einen Zufluchtsort aufgesucht, doch da sie am Morgen bei ihrer Ankunft im Lustschlosse nur einen sehr leichten Imbiß zu sich genommen hatte, so fühlte sie sich, als sie ihren Plan ausführen wollte, so schwach, daß sie genöthigt war, ihn aufzugeben und sich auf keine weitere Hülfe als auf ihren Muth zu verlassen, doch mit dem festen Entschlusse, lieber den Tod zu erleiden, als sich einer Untreue gegen den Prinzen von Persien schuldig zu machen. Darum ließ sie sich vom Indianer zum Essen nicht zweimal nöthigen, sondern aß mit und bekam davon so viel Kraft, um dem Indianer auf seine unverschämten Reden, die er am Schlusse der Mahlzeit zu führen anfing, muthig zu antworten. Da sie sah, daß der Indianer nach einigen Drohungen sich anschickte, ihr Gewalt anzuthun, stand sie auf, um Widerstand zu leisten, und stieß ein heftiges Geschrei aus. Dies Geschrei lockte augenblicklich einen Trupp Reiter herbei, die sie und den Indianer umringten.

Es war der Sultan des Königreichs Kaschemir, der, mit seinem Gefolge von der Jagd zurückkehrend, zum Glück für die Prinzessinn gerade an diesem Orte vorüberritt, und der auf den vernommenen Lärm herbeigeeilt war. Er wandte sich an den Indianer mit der Frage, wer er sei, und was

für Ansprüche er an die Schöne mache, die er da vor sich sähe. Der Indianer antwortete unbesonnener Weise, es sei seine Frau, und der Streit, den er mit ihr habe, gehe niemanden weiter etwas an.

Die Prinzessinn, welche weder den Rang noch den Stand dessen kannte, der so zur glücklichen Stunde zu ihrer Befreiung erschien, strafte den Indianer Lügen und sagte:

„Gnädiger Herr, wer ihr auch sein möget, den der Himmel mir zu meiner Rettung sendet, habt Mitleid mit einer Prinzessinn, und glaubt diesem Betrüger nicht. Gott behüte, daß ich je die Frau eines elenden und verächtlichen Indianers werden sollte. Es ist ein abscheulicher Zauberer, der mich heute dem Prinzen von Persien, dem ich zur Gemahlinn bestimmt war, geraubt und mich auf diesem Zauberpferde, welches ihr da sehet, hieher geführt hat."

Die Prinzessinn von Bengalen bedurfte nicht erst vieler Worte, um den Sultan von Kaschemir zu überzeugen, daß sie die Wahrheit rede. Ihre Schönheit, die Würde ihres ganzen Wesens, ihre Thränen, sprachen für sie; sie wollte noch weiter sprechen, allein der Sultan von Kaschemir, der über die Unverschämtheit des Indianers mit Recht ergrimmte, ließ ohne weiter auf sie zu hören, ihn auf der Stelle umbringen, und befahl, daß ihm der Kopf abgehauen werden solle. Dieser Befehl ward um so leichter vollzogen, da der Indianer, der diesen Raub gleich bei seinem Heraustritt aus dem Gefängniß begangen, keine Vertheidigungswaffen bei sich hatte.

Die Prinzessinn von Bengalen war kaum von den Nachstellungen des Indianers befreit, so gerieth sie auch schon in andere, die für sie nicht minder betrübend waren. Der Sultan ließ ihr sogleich ein Pferd geben, führte sie nach seinem Palaste, räumte ihr darin das prachtvollste Zimmer nach dem seinigen ein, und gab ihr eine große Anzahl von

Sklavinnen zur Bedienung, so wie auch Verschnittene zu ihrer Bewachung. Er führte sie in dieses Zimmer, und sagte daselbst zu ihr, ohne ihr Zeit zu lassen, ihm für diese großen Verpflichtungen zu danken:

„Prinzessinn, ich zweifle nicht, daß ihr Ruhe nöthig haben werdet, ich lasse euch daher jetzt ungestört, um sie zu genießen. Morgen werdet ihr vielleicht eher im Stande sein, mir das Nähere über euer seltsames Abenteuer zu erzählen.“ Mit diesen Worten entfernte er sich.

Vierhundertste Nacht.

Die Prinzessinn von Bengalen hatte eine unaussprechliche Freude darüber, daß sie in so kurzer Zeit von den Nachstellungen eines Menschen befreit worden war, den sie nur mit Abscheu betrachten konnte, und sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, der Sultan werde seiner Großmuth die Krone aufsetzen und sie dem Prinzen von Persien wieder zurücksenden, sobald sie ihm erzählt haben würde, inwiefern sie diesem angehöre, und ihn um diese Gnade gebeten haben würde. Allein es fehlte viel, daß diese ihre Hoffnung in Erfüllung gegangen wäre.

Der König von Kaschemir hatte nämlich den Beschluß gefaßt, sich schon den folgenden Tag mit ihr zu vermählen, und hatte schon bei Tagesanbruch durch den Klang von Pauken, Trommeln, Trompeten und anderen Fröhlichkeit erweckenden Instrumenten, die nicht bloß im Palaste, sondern durch die ganze Stadt ertönten, den Anfang der Vermählungslustbarkeiten ankündigen lassen. Die Prinzessinn von Bengalen erwachte von dem Lärm dieser rauschenden Musik, und schrieb die Ursache desselben eher jedem andern, als dem wirklichen Anlaß desselben, zu. Doch als der Sultan von Kaschemir, welcher befohlen hatte, es ihm zu melden, sobald sie einen Besuch anzunehmen im Stande sein würde, kam

und sie besuchte, und nachdem er sich nach ihrem Befinden erkundigt, ihr anzeigte, daß dieser Trompeten- und Paukenklang, den sie höre, die Feier ihrer Hochzeit verkünden sollte, und sie zugleich an derselben theilzunehmen bat, so war ihre Bestürzung so groß, daß sie in Ohnmacht fiel.

Die Frauen der Prinzessinn, welche zugegen waren, eilten ihr zu Hilfe, und der Sultan selber bot alles auf, um sie wieder zum Leben zubringen; doch sie blieb lange in diesem Zustande, ehe sie wieder zur Besinnung kam. Endlich kam sie wieder zu sich, und um nun nicht ihr, dem Prinzen Firus Schach gegebenes Wort brechen zu dürfen, noch auch in die Vermählung zu willigen, die der Sultan von Kaschemir, ohne sie erst zu befragen, beschlossen hatte, faßte sie den Entschluß sich zu stellen, als wäre in der Ohnmacht ihr Verstand verwirrt worden. Sie fing nun an, in Gegenwart des Sultans die ungereimtesten Reden zu führen, ja sie stand sogar auf, um auf ihn loszustürzen, so daß der Sultan durch diesen unangenehmen Zufall sehr überrascht und betrübt wurde. Da er sah, daß sie nicht wieder zu Verstande kam, ließ er sie mit ihren Frauen allein, denen er anempfahl, nicht von ihrer Seite zu weichen und die eifrigste Sorge für ihre Person zu tragen. Den ganzen Tag über ließ er sich sehr oft nach ihrem Befinden erkundigen, und jedesmal meldete man ihm entweder, es sei mit ihr noch immer beim Alten, oder, das Uebel habe zugenommen, anstatt abzunehmen. Das Uebel schien am Abend sogar noch heftiger zu werden, als es am Tage gewesen war, und so konnte denn der Sultan diese Nacht nicht das Glück genießen, das er sich versprochen hatte.

Die Prinzessinn von Bengalen fuhr mit ihren närrischen Reden und andern Zeichen einer großen Geistesverwirrung nicht bloß den folgenden Tag fort, sondern auch die folgenden Tage ging es eben so, bis endlich der Sul-

tan von Kaschemir sich genöthigt sah, die Aerzte seines Hofes zu versammeln, mit ihnen über diese Krankheit zu sprechen und sie zu fragen, ob sie nicht Mittel dagegen wüßten.

Die Aerzte erwiederten nach einer gemeinsamen Berathung einstimmig, es gebe mehrere Arten und Grade von dieser Krankheit, von denen einige ihrer Natur nach geheilt werden könnten, andere dagegen ganz unheilbar wären, und sie könnten nun nicht wissen, von welcher Art die Krankheit der Prinzessinn von Bengalen sei, ohne sie zuvor gesehen zu haben. Der Sultan befahl daher den Verschnittenen, einen nach den andern, und zwar jeden nach seinem Range, in das Zimmer der Prinzessinn einzuführen.

Die Prinzessinn, welche dies vorausgesehen hatte und nun befürchtete, daß, wenn sie die Aerzte sich nahe kommen und sich von ihnen an den Puls fühlen ließe, auch der unerfahrenste zuletzt merken würde, daß sie völlig gesund und daß ihre Krankheit bloße Verstellung sei, that folgendes. So wie einer zu ihr eintrat, gerieth sie in eine so heftige Wuth und Abneigung gegen dieselben, und that so, als wollte sie ihnen, wenn sie näher kämen, das Gesicht zerkratzen, daß auch nicht ein einziger sich dieser Gefahr auszusetzen wagte.

Einige von denen, die sich für geschickter als andere ausgaben und sich rühmten, Krankheiten beim bloßen Anblick beurtheilen zu können, verordneten ihr gewisse Tränke, die sie ohne Schwierigkeit einnahm, da sie ja versichert war, es stände in ihrer Gewalt, sich so lange krank zu stellen, als sie Lust habe und es für nöthig erachte, und daß diese Getränke ihr überdies nicht schaden könnten.

Vierhundert und erste Nacht.

Als der Sultan von Kaschemir sah, daß die Aerzte seines Hofes in Hinsicht auf die Heilung der Prinzessinn

nichts ausgerichtet hatten, berief er die seiner Hauptstadt, deren Wissenschaft, Geschicklichkeit und Erfahrung keinen bessern Erfolg hatte. Endlich ließ er die Aerzte aus den übrigen Städten seines Reichs, und zwar diejenigen, welche in ihrem Fache die berühmtesten waren, zu sich berufen. Indeß sie fanden bei der Prinzessinn keine günstigere Aufnahme als die früheren, und alles, was sie verordneten, blieb ohne Erfolg. Zuletzt fertigte er in die Länder, Reiche, und an die Höfe der benachbarten Fürsten Eilboten mit förmlichen Anfragen an die berühmtesten Aerzte ab, mit dem Versprechen, daß er diejenigen, die nach seiner Hauptstadt kommen wollten, reichlich bezahlen, und den, der die Kranke heilen würde, fürstlich belohnen werde.

Mehrere dieser Aerzte unternahmen wirklich die Reise, doch auch nicht ein einziger konnte sich rühmen, glücklicher gewesen zu sein als die Aerzte des Landes und des Hofes, und kein einziger konnte ihren Verstand wieder zurecht bringen, — weil dies überhaupt nicht von ihnen, noch auch von ihrer Kunst, sondern von dem Willen der Prinzessinn selber abhing.

In dieser Zwischenzeit hatte der Prinz Firus Schach, als Derwisch verkleidet, mehrere Länder und deren Hauptstädte durchstreift, und zwar, abgesehen von den Beschwerden der Reise, mit um so betrübterem Herzen, da er nicht wußte, ob er nicht gerade eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen habe, als er sollte, um von dem gesuchten Gegenstande Nachricht zu erfahren.

Indem er fortwährend auf alle Neuigkeiten, die man sich in den Städten, durch welche er reiste, erzählte, aufmerksam war, gelangte er endlich in eine große Stadt Indiens, wo man sehr viel von einer Prinzessinn von Bengalen sprach, die an demselben Tage, den der Sultan von Kaschemir zur Vermählung mit ihr bestimmt gehabt, an ih-

rem Verstande verwirrt worden sei. Bei der Nennung der Prinzessinn von Bengalen vermuthete er sogleich, daß es diejenige sei, um derentwillen er diese Reise machte, und zwar um so mehr, da er am Hofe von Bengalen nie von einer andern Prinzessinn, außer der seinigen, je das geringste gehört hatte. Im Vertrauen auf dies allgemein verbreitete Gerücht nahm er nun seinen Weg nach dem Königreich Kaschemir und dessen Hauptstadt. Bei seiner Ankunft in dieser Stadt kehrte er in einem Chan ein, wo er noch an demselben Tage die Geschichte der Prinzessinn von Bengalen und das traurige, obwohl verdiente, Ende des Indianers erfuhr, der sie auf dem Zauberpferde entführt hatte, — ein Umstand, der ihn nicht länger zweifeln ließ, daß es wirklich die Prinzessinn sei, die er suchte, und daß folglich der Sultan umsonst sein Geld an die Aerzte verschwendet hatte, die sie nicht zu heilen vermochten.

Sobald der Prinz von Persien sich von allen einzelnen Umständen unterrichtet hatte, ließ er sich den folgenden Tag schon die Kleidung eines Arztes machen, und in dieser Kleidung und in dem langen Bart, den er sich unterdessen hatte wachsen lassen, ging er durch die Straßen und gab sich für einen Arzt aus. Voll Ungeduld, seine Prinzessinn zu sehen, säumte er nicht, nach dem Palaste des Sultans zu gehen, wo er mit einem der Hofbeamten zu sprechen verlangte. Man wies ihn an den Oberaufseher der Verschnittenen, zu welchem er sagte, man werde es ihm vielleicht als eine Keckheit auslegen, daß er als Arzt komme und sich erbiete, mit der Heilung der Prinzessinn noch einen Versuch zu machen, nachdem so viele vor ihm dies nicht im Stande gewesen wären, indeß er hoffe, vermöge gewisser eigenthümlicher Mittel, die er kenne, und bewährt gefunden habe, bei ihr jene Heilung zu bewirken, welche die früheren nicht hätten bewirken können. Der Oberaufseher

der Verschnittenen sagte zu ihm, daß er sehr willkommen sei, und daß der Sultan ihn sehr gern sehen würde, und, wenn es ihm gelänge, die frühere Gesundheit der Prinzessinn wieder herzustellen, er eine Belohnung erwarten dürfe, die der Freigebigkeit des Sultans, seines Herrn, angemessen sein werde. „Wartet ein wenig," fuhr er fort, „ich werde augenblicklich wieder bei euch sein."

Es war schon lange Zeit her, daß kein Arzt sich mehr angeboten hatte, und der Sultan von Kaschemir hatte zu seiner großen Betrübniß fast schon die Hoffnung verloren, die Prinzessinn von Bengalen jemals wieder zu ihrer vorigen Gesundheit zurückkehren zu sehen, und zugleich auch die Hoffnung, ihr durch eine Verheirathung mit ihr den hohen Grad seiner Liebe an den Tag zu legen. Darum befahl er dem Oberhaupt seiner Trabanten, den angemeldeten Arzt schnell vor ihn zu führen.

Der Prinz von Persien wurde nun dem Sultan von Kaschemir in der Tracht und Verkleidung eines Arztes vorgestellt, und der Sultan ließ, ohne weiter mit unnützen Reden die Zeit zu verlieren, nachdem er ihm zuvor angezeigt hatte, daß die Prinzessinn von Bengalen den Anblick keines Arztes ertragen konnte, ohne in eine heftige Wuth zu gerathen, die ihr Uebel nur noch vermehrte, ihn sofort in ein in der Höhe angebrachtes Gemach hinaufsteigen, von wo er sie durch ein Gitterfenster unbemerkt beobachten konnte.

Der Prinz Firus Schach stieg hinauf, und erblickte seine liebenswürdige Prinzessinn nachlässig dasitzend, indem sie mit Thränen in den Augen ein Lied sang, worin sie ihr unglückliches Loos beklagte, welches sie für immer vielleicht ihres zärtlich geliebten Gegenstandes beraubt habe.

Der Prinz, von der traurigen Lage gerührt, worin er seine theure Prinzessinn erblickte, bedurfte keiner andern Kennzeichen um einzusehen, daß ihre Krankheit bloß Ver-

stellung sei und daß sie bloß aus Liebe zu ihm sich diesen grausamen Zwang auflege. Er stieg aus dem verborgenen Gemach wieder herab, meldete dem Sultan, von welcher Art die Krankheit der Prinzessinn und daß sie gar nicht unheilbar sei, und sagte zugleich, daß er, wofern er ihre Heilung bewirken solle, durchaus mit ihr allein und unter vier Augen sprechen müsse; was übrigens ihre Anwandlungen beim Anblick eines jeden Arztes anbetreffe, so hoffe er, daß sie ihn günstig aufnehmen und anhören würde.

Vierhundert und zweite Nacht.

Der Sultan ließ die Thür, welche in das Zimmer der Prinzessinn führte, öffnen, und der Prinz Firus Schach trat hinein. Sobald ihn die Prinzessinn, die ihn für einen Arzt hielt, weil er eine solche Kleidung trug, erscheinen sah, stand sie wie eine Wüthende auf, drohte ihm und überhäufte ihn mit Schmähungen. Dies hinderte ihn indeß nicht, ihr näher zu treten, und als er nahe genug war, um sich ihr verständlich zu machen, so sagte er, da er doch bloß von ihr allein verstanden werden wollte, in leisem Tone und ganz ehrerbietig zu ihr:

„Prinzessinn, ich bin kein Arzt; erkennet, ich bitte euch darum, in mir den Prinzen von Persien wieder, der zu eurer Befreiung erscheint."

Beim Ton der Stimme und beim Anblick seiner Gesichtszüge, die sie ungeachtet des langen Bartes, den der Prinz sich wachsen lassen, wieder erkannte, beruhigte sich die Prinzessinn von Bengalen, und zeigte sogleich auf ihrem Gesicht die Freude, welche die unerwartete Erfüllung eines sehnlichen Wunsches hervorzubringen pflegt. Die freudige Ueberraschung machte sie eine Weile sprachlos, und gab dem Prinzen Gelegenheit, ihr die Verzweiflung zu

schildern, worin er in jenem Augenblick versetzt worden, wo der Indianer sie vor seinen Augen entführt hatte, ferner den Entschluß, den er gefaßt, alles im Stich zu lassen, um sie aufzusuchen, in welchem Winkel der Erde sie auch immer sein möchte, und nicht eher zu ruhen, als bis er sie gefunden und den Händen des Treulosen entrissen hätte, endlich, durch welchen Glücksfall er nach einer langweiligen und ermüdenden Reise sie zu seiner Freude im Palast des Sultans wiedergefunden. Als er seine Erzählung geendigt hatte, bat er die Prinzessinn, ihn mit wenigen Worten davon zu unterrichten, was ihr von ihrer Entführung an bis zu dem gegenwärtigem Augenblicke alles begegnet sei, indem er sie versicherte, daß er diese Nachrichten haben müsse, wenn er die erforderlichen Maßregeln ergreifen solle, um sie nicht länger unter der Tyrannei des Sultans von Kaschemir zu lassen.

Die Prinzessinn beeilte sich nun, dem Prinzen zu erzählen, wie sie durch den von der Jagd zurückkehrenden Sultan von Kaschemir aus der Gewalt des Indianers befreiet worden, wie grausam sie gleich den folgenden Tag durch des Sultans an sie gethane Erklärung behandelt worden sei, und wie schleunig er sich entschlossen habe, sie noch an demselben Tage zu heirathen, ohne zuvor dem Anstande gemäß sich um ihre Einwilligung beworben zu haben. Dieses gewaltsame und tyrannische Verfahren, fügte sie hinzu, habe ihr eine Ohnmacht zugezogen, nach welcher sie keinen besseren Ausweg vor sich gesehen, als den, welchen sie eingeschlagen, um sich dem Prinzen zu erhalten, dem sie ihr Herz und ihr Wort gegeben, und lieber zu sterben, als sich einem Sultan hinzugeben, den sie nicht liebe, noch auch je lieben könne.

Der Prinz von Persien, dem die Prinzessinn nichts weiter zu sagen brauchte, fragte sie, ob sie wohl wisse,

was nach dem Tode des Indianers aus dem Zauberpferde geworden sei.

„Ich weiß nicht,“ antwortete sie, „welchen Befehl der Sultan hierüber ertheilt haben mag, aber demzufolge, was ich ihm darüber gesagt habe, läßt sich erwarten, daß er es nicht vernachlässigt haben wird.“

Da der Prinz Firus Schach nicht zweifelte, daß der Sultan von Kaschemir das Pferd würde haben sorgfältig aufbewahren lassen, so theilte er der Prinzessinn seinen Plan mit, daß er nämlich vermittelst des Pferdes sie wieder nach Persien zurückzuführen wünsche. Nachdem er mit ihr über die deshalb zu ergreifenden Maßregeln übereingekommen war und ihr anempfohlen hatte, daß sie, anstatt wie bisher im bloßen Nachtkleide zu bleiben, sich den folgenden Tag völlig ankleiden solle, um dem Sultan, wenn er ihn zu ihr herein führen würde, mit Artigkeit zu empfangen, ohne deshalb aber mit ihm das geringste zu sprechen, entfernte sich der Prinz von Persien wieder.

Der Sultan von Kaschemir war höchst erfreut, als ihm der Prinz von Persien meldete, was er gleich bei seinem ersten Besuche für die allmählige Wiederherstellung der Prinzessinn von Bengalen gewirkt hatte. Als aber den folgenden Tag ihn die Prinzessinn auf eine Art empfing, die ihn überzeugte, daß ihre Wiederherstellung wirklich so weit vorgerückt sei, als jener es ihm gesagt, so hielt er ihn für den ersten Arzt in der Welt.

Wie er die Prinzessinn nun in diesem Zustande sah, begnügte er sich, ihr an den Tag zu legen, wie sehr er sich freue, sie in einem Gemüthszustande anzutreffen, der zu ihrer baldigen und völligen Wiederherstellung Hoffnung gebe, und nachdem er sie ermahnt hatte, ihrerseits zu den Bemühungen eines so geschickten Arztes mitzuwirken, um das, was er so schön begonnen, bald zur Vollendung zu

bringen, und ihm zugleich ihr ganzes Vertrauen zu schenken, entfernte er sich wieder, ohne von ihr irgend ein Wort der Erwiederung zu erwarten.

Der Prinz von Persien, welcher den Sultan von Kaschemir begleitet hatte, ging mit ihm aus dem Zimmer der Prinzessinn, und fragte ihn unter dem Gehen, ob er wohl sich unterstehen dürfe, die Frage zu thun, durch welches Abenteuer eine Prinzessinn von Bengalen so fern von ihrem Vaterlande sich so ganz allein im Königreiche Kaschemir befinde, er that nämlich, als wüßte er es nicht, und als hätte ihm die Prinzessinn nichts davon gesagt, auch fragte er überhaupt bloß darum, um das Gespräch auf das Zauberpferd zu lenken und aus seinem Munde zu erfahren, was aus demselben geworden sei.

Der Sultan von Kaschemir, der nicht ahnen konnte, aus welchem Grunde der Prinz von Persien diese Frage an ihn that, machte ihm kein Geheimniß daraus. Er sagte ungefähr dasselbe, was er schon von der Prinzessinn gehört, und was das Zauberpferd anbelangte, so hatte er es als eine große Seltenheit, doch ohne zu wissen, wie es wohl zu brauchen sei, in seinen Schatz bringen lassen.

„Herr," — nahm jetzt der vermeintliche Arzt das Wort — „die Nachricht, welche ich so eben von Euer Majestät erhalten habe, giebt mir ein Mittel an die Hand, um die Heilung der Prinzessinn zu vollenden. Da sie auf diesem Pferde hieher gekommen, und dieses Pferd bezaubert ist, so hat sie etwas von diesem Zauber angenommen, welches nunmehr bloß durch gewisse Räucherungen, die mir bekannt sind, vertrieben werden kann. Wenn Euer Majestät sich dieses Vergnügen machen und zugleich dem ganzen Hofe und den Bewohnern dieser Hauptstadt ein höchst überraschendes Schauspiel geben will, so lasset morgen das Pferd mitten auf den Platz, der vor eurem Palaste ist, stellen, und

verlasset euch im übrigen ganz auf mich. Ich verspreche, vor euren Augen und vor der ganzen Versammlung binnen wenigen Augenblicken die Prinzessinn von Bengalen so gesund an Geist und Körper zu machen, als sie es nur je in ihrem Leben gewesen ist, und damit die Sache auf eine so glänzende Weise vor sich gehe, als sich gebührt, so wäre es am besten, wenn die Prinzessinn so prächtig als möglich gekleidet und mit den kostbarsten Juwelen Euer Majestät geschmückt erschiene."

Der Sultan von Kaschemir würde in der That gern noch schwerere Opfer gebracht haben, als die waren, die der Prinz von Persien von ihm verlangte, um zu dem Genuß dessen zu gelangen, was er nun schon so nahe vor sich sah.

Den folgenden Tag ward daher das Zauberpferd auf seinen Befehl aus dem Schatze hervorgeholt und ganz früh auf den großen Platz vor dem Palaste aufgestellt. Das Gerücht davon verbreitete sich schnell in der ganzen Stadt, und da diese Vorbereitungen etwas ganz außerordentliches ankündigten, was da vorgehen würde, so lief das Volk haufenweise aus allen Theilen der Stadt herbei. Die Leibwachen des Sultans waren rings aufgestellt, um Unordnungen zu verhüten und um einen großen Raum rings um das Pferd her frei zu erhalten.

Der Sultan von Kaschemir erschien gleichfalls, und als er, umgeben von den bedeutendsten Großen und Beamten seines Hofes, auf einer erhöhten Bühne Platz genommen hatte, kam die Prinzessinn von Bengalen in Begleitung aller ihrer Frauen, die ihr der Sultan beigegeben hatte, näherte sich dem Zauberpferde und stieg mit Hilfe ihrer Frauen auf dasselbe hinauf. Als sie sich auf dem Sattel festgesetzt, ihre Füße in beide Steigbügel gesteckt und den Zügel in die Hand genommen hatte, ließ der angebliche Arzt mehrere Räucherpfannen voll glühender Kohlen, die er hatte

herbeibringen lassen, rings um das Pferd aufstellen, und in die Runde herumgehend warf er in eine jede derselben ein Gemisch des auserlesensten Räucherpulvers. Hierauf schien er ganz in sich gekehrt zu sein, und ging dann mit niedergesenkten Augen und die Hände auf die Brust gelegt, dreimal um das Pferd im Kreise herum, indem er that, als murmelte er gewisse Worte vor sich hin, und während nun von den Räucherpfannen insgesammt der dichteste und süßduftendste Rauch aufstieg, und die Prinzessinn und das Pferd so einhüllte, daß man sie kaum sehen konnte, benutzte er den günstigen Augenblick, schwang sich behende hinter sie aufs Pferd, faßte den Wirbel an und drehte ihn, und während das Pferd sich mit ihnen in die Lüfte erhob, rief er mit lauter Stimme und so deutlich, daß der Sultan es vernehmen konnte, die Worte:

„Sultan von Kaschemir, wenn du künftig einmal Prinzessinnen, die deinen Schutz anflehen, heirathen willst, so unterlasse ja nicht, dich zuvor um ihr Jawort zu bewerben!"

Auf diese Weise also gelang es dem Prinzen von Persien, die Prinzessinn von Bengalen wiederzuerlangen und zu befreien. Er führte sie binnen kurzer Zeit und noch an demselben Tage nach der Hauptstadt Persiens zurück, wo er nicht im Lustschlosse, sondern in der Mitte des Palastes vor den Zimmern seines königlichen Vaters abstieg. Der König von Persien verschob nun die Feier der Vermählung seines Sohnes mit der Prinzessinn von Bengalen nicht längere Zeit, als gerade zu den Vorbereitungen nöthig war, wodurch er die Zeremonie noch glänzender machen und den innigen Antheil, den er selber daran nahm, mehr an den Tag legen wollte.

Vierhundert und dritte Nacht.

Sobald die Zahl der zu den Lustbarkeiten bestimmten Tage verflossen war, war die erste Sorge des Königs von Persien, eine feierliche Gesandtschaft zu ernennen und an den König von Bengalen abzusenden, um ihm von allem, was vorgefallen, Bericht abzustatten, und um seine Einwilligung und Bestätigung der Verbindung einzuholen, in die er mit ihm durch diese Heirath getreten war. Der König von Bengalen aber, nachdem er von dem Hergange der ganzen Sache unterrichtet worden, machte sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, diese Bestätigung zu ertheilen.

Geschichte

des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu.

Die Sultaninn Scheherasade ließ auf die Geschichte vom Zauberpferde die des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu [6)] folgen, und begann diese auf folgende Weise.

„Herr, es war einmal ein Sultan und zwar einer von den Vorfahren Euer Majestät, welcher nach einer vieljährigen friedlichen Regierung, in seinem Alter die Freude hatte, zu sehen, daß seine drei Prinzen, als würdige Nachahmer seiner Tugenden, nebst einer Prinzessinn, die seine Nichte war, die Zierde seines Hofes ausmachten. Der älteste von diesen Prinzen hieß Hussain, der zweite Aly, der jüngste Achmed, und seine Prinzessinn Nichte Nurunnihar. [7)]

Die Prinzessinn Nurunnihar war die Tochter des jüngsten Bruders des Sultans, der vom Sultan ein bedeutendes Jahrgehalt bezogen, aber schon wenige Jahre nach seiner Ver-

mählung gestorben war, und sie als zarte Waise zurückgelassen hatte. Der Sultan hatte in Rücksicht auf die treue Anhänglichkeit, die sein verstorbener Bruder ihm stets bewiesen, die Erziehung seiner hinterlassenen Tochter übernommen, und sie in seinen Palast aufgenommen, um sie daselbst mit seinen drei Söhnen erziehen zu lassen. Mit einer unvergleichlichen Schönheit und mit allen Vollkommenheiten des Körpers verband diese Prinzessinn einen eben so außerordentlichen Verstand, und ihre fleckenlose Tugend zeichnete sie unter allen Prinzessinnen ihrer Zeit aus.

Der Sultan, als Oheim der Prinzessinn, der sich längst vorgenommen hatte, sie, wenn sie mannbar geworden sein würde, zu verheirathen und durch ihre Vermählung ein Verwandschaftsbündniß mit irgend einem benachbarten Fürsten anzuknüpfen, dachte jetzt um so ernsthafter daran, da er bemerkte, daß seine drei Prinzen dieselbe leidenschaftlich liebten. Er betrübte sich darüber außerordentlich, nicht sowohl deswegen, weil ihre Zuneigung ihn hinderte, die beabsichtigte Verbindung zu schließen, als vielmehr wegen der Schwierigkeit, sie alle drei über diesen Punkt zu einigen und die beiden jüngeren wenigstens zu vermögen, die Prinzessinn dem ältesten zu überlassen. Er sprach mit jedem von ihnen insbesondere, und nachdem er ihnen die Unmöglichkeit dargethan, daß eine einzige Prinzessinn drei Männer auf einmal heirathen könne, und zugleich, welche Uneinigkeit daraus entstehen würde, wenn sie alle drei bei ihrer Leidenschaft beharrten, bot er alles auf, um sie zu bewegen, daß sie entweder der Prinzessinn die entscheidende Wahl unter ihnen dreien überlassen, oder selber von ihren Ansprüchen abstehen, auf eine andere Wahl denken und sie einem auswärtigen Prinzen anvermählen lassen sollten. Doch als er bei ihnen eine unüberwindliche Hartnäckigkeit fand, ließ er sie alle drei vor sich kommen und redete sie mit folgenden Worten an:

„Meine Kinder, da es mir nicht gelungen ist, euch zu eurem Glück und zu eurer Ruhe dahin zu vermögen, daß ihr nicht weiter euch um die Hand meiner Nichte bewerben möchtet, und ich von meinem väterlichen Ansehen nicht Gebrauch machen und sie etwa einem von euch vorzugsweise geben will, so glaube ich ein Mittel gefunden zu haben, um euch alle zufrieden zu stellen und die Einheit unter euch zu erhalten, sofern ihr anders auf mich hören und das, was ich ich euch sagen werde, thun wollt. Ich finde es nämlich am passendsten, daß ihr alle drei, doch jeder anderswohin, eine Reise machet, so daß ihr durchaus nicht einander treffen oder begegnen könnet, und da ihr wisset, wie neugierig ich auf alles bin, was in seiner Art selten und einzig ist, so verspreche ich die Prinzessinn demjenigen zur Gemahlinn, der mir die außerordentlichste Seltenheit mitbringen wird. Auf diese Weise werdet ihr dann selber über die Vorzüglichkeit der von euch mitgebrachten Sachen durch Vergleichung derselben entscheiden und ohne Schwierigkeit euch selbst euer Urtheil sprechen können, indem ihr den Vorzug demjenigen unter euch gebet, der ihn verdient. Zu den Reisekosten und zu dem Ankauf von Seltenheiten, die ihr euch zu verschaffen suchen werdet, will ich jedem von euch eine eurem Stande angemessene Summe mitgeben, die ihr indeß nicht auf Reisegefolge oder Reisegepäck verwenden dürft, weil ihr dadurch verrathen würdet, wer ihr seid, und dadurch jede Freiheit einbüßen würdet, deren ihr nicht bloß zu Ausführung dieses Planes, sondern auch sonst noch bedürfet, um alles das, was eurer Aufmerksamkeit werth ist, beobachten und überhaupt einen größeren Nutzen von eurer Reise ziehen zu können.

Vierhundert und vierte Nacht.

Da die drei Prinzen sich stets den Wünschen ihres Vaters, des Sultans, willig gefügt hatten, und da überhaupt

ein jeder von ihnen hoffte, das Glück werde ihm günstig sein und ihm den Besitz der Prinzessinn Nurunnihar verschaffen, so antworteten sie ihm, daß sie ihm zu gehorchen bereit wären. Ohne Verzug ließ nun der Sultan ihnen die versprochene Summe auszahlen, und noch denselben Tag gaben sie ihre Befehle zu den Vorbereitungen zur Reise, ja sie nahmen sogar von ihrem Vater, dem Sultan, Abschied, um den folgenden Tag ganz früh schon abreisen zu können. Sie zogen alle drei, mit allem Nöthigen wohl versehen und ausgerüstet und als Kaufleute verkleidet, zu einem und demselben Thore der Stadt hinaus, jeder bloß von einem einzigen vertrauten Diener in Sklavenkleidern begleitet. So gelangten sie mit einander bis zur ersten Nachtherberge, wo dann der Weg sich in dreifache Richtung theilte, wovon jeder sich einen Weg zur Fortsetzung seiner Reise wählen konnte. Als sie hier mit einander die Abendmahlzeit verzehrten, welche sie sich bestellt hatten, so verabredeten sie sich unter einander, daß ihre Reise gerade ein Jahr dauern sollte, und sie bestellten sich nach Ablauf dieser Frist wieder in dieselbe Herberge, mit der Bedingung, daß, wer zuerst da einträfe, auf den andern, und beide dann auf den dritten warten sollten, so daß sie alle drei, so wie sie mit einander zugleich von ihrem Vater Abschied genommen, auch bei ihrer Rückkehr sich ihm alle zusammen wieder vorstellen könnten. Den folgenden Morgen stiegen sie bei Tagesanbruch zu Pferde, und nachdem sie sich umarmt und einander eine glückliche Reise gewünscht hatten, schlug jeder von ihnen einen von den drei Wegen ein.

Der Prinz Hussain, der älteste von den drei Brüdern, welcher viel von der Größe, der Macht, dem Reichthum und dem Glanze des Königreichs Bisnagar erzählen gehört hatte, nahm seine Richtung nach dem indischen Meere, und nach einer Reise von etwa drei Monaten, auf welcher er sich an verschiedene Karawanen anschloß und bald öde Wüsten und

Gebirge, bald sehr bevölkerte, angebaute und fruchtbare Länder durchzog, gelangte er endlich nach Bisnagar, welches die Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs und zugleich der Sitz der Könige dieses Landes ist.[8] Er kehrte in einen Chan ein, in welchem die fremden Kaufleute abzusteigen pflegten, und da er hörte, daß es hauptsächlich vier Orte der Stadt gäbe, wo die Kaufleute und Verkäufer aller Arten von Handelswaaren ihre Läden hätten, so begab er sich gleich am folgenden Tage nach einem dieser Plätze. In der Mitte derselben lag das Schloß oder vielmehr der königliche Palast, welcher einen großen Raum einnahm und gleichsam den Mittelpunkt der Stadt bildete, die drei Ringmauern hatte und deren Thore zwei volle Stunden Weges weit von einander entfernt waren.

Der Prinz Hussain konnte das Stadtviertel, worin er sich befand, nicht ohne Verwunderung betrachten. Es war sehr geräumig, und von mehreren Straßen durchschnitten, welche gegen die Sonnengluth oben überwölbt und doch alle sehr hell waren. Die Kaufläden waren alle gleich groß und von einer und derselben Form, und die Läden derjenigen Kaufleute, welche einerlei Waaren verkauften, waren nicht zerstreut, sondern in einer und derselben Straße beisammen, und eben so war es mit den Buden der Handwerker.

Die Menge der Läden, welche mit einer und derselben Gattung von Waaren angefüllt waren, wie z. B. mit den feinsten indischen Schleiertüchern, mit buntgemalten Linnentüchern, welche in den lebhaftesten Farben ganze Landschaften, Menschen, Bäume und Blumen darstellten, mit Brokat und Seidenstoffen aus Persien, China und andern Orten, ferner mit japanischem Porzellan, oder mit Fußteppichen von allen Gattungen und von jeder Größe, — dies alles überraschte ihn so sehr, daß er nicht wußte, ob er seinen eigenen Augen trauen durfte. Doch als er zu den Läden der Goldschmiede und Juweliere kam, — beide Gewerbe wurden nämlich von einer

und derselben Klasse von Kaufleuten betrieben — so war er beim Anblick der ungeheuern Menge trefflicher Gold= und Silberarbeiten ganz außer sich und wie geblendet von dem Glanze der Perlen, der Diamanten, Smaragden, Rubinen, Sapphiren und anderer Edelsteine, die hier in Fülle zum Verkauf ausgeboten wurden. Wenn er nun schon über so viele, an einem einzigen Orte aufgehäufte Reichthümer verwundert war, so mußte er sich noch mehr über den Reichthum des ganzen Königreichs im Allgemeinen wundern, als er bemerkte, daß — mit Ausnahme der Brachmanen und der Tempeldiener, die es zu ihrem Beruf machten, fern von den Eitelkeiten der Welt zurückgezogen zu leben — es im ganzen Reiche nicht leicht einen Indianer oder eine Indianerinn gab, die nicht Hals= und Armbänder, Schmuck an den Schenkeln und Füßen von Perlen und Edelsteinen gehabt hätten, die um so glänzender erschienen, da die Hauptfarbe der sämmtlichen Einwohner so schwarz war, daß sie den Glanz derselben bedeutend hob.

Eine andre Eigenthümlichkeit, die der Prinz Hussain bewunderte, war die große Menge von Rosenverkäufern, von denen die Straßen wimmelten. Er schloß, daß die Einwohner große Liebhaber dieser Blumengattung sein müßten, da er auch nicht einen sah, der nicht einen Rosenstrauß in der Hand oder einen Rosenkranz auf dem Haupte gehabt hätte, so daß das ganze Stadtviertel, so groß es sein mochte, davon ganz durchduftet war. [9)]

Der Prinz Hussain, nachdem er das ganze Stadtviertel von Straße zu Straße durchgangen war und den Kopf ganz voll von den Reichthümern hatte, die sich seinen Augen darboten, empfand endlich das Bedürfniß, etwas auszuruhen. Er gab dies einem Kaufmann zu erkennen, und dieser lud ihn sehr höflich ein, in seinen Laden hineinzutreten und sich darin zu setzen, was er denn auch annahm. Er hatte noch

nicht lange da gesessen, als er einen Ausrufer vorüber gehen sah, mit einem Teppich von etwa sechs Fuß ins Gevierte, den er zu einem Preise von dreißig Beuteln ausbot. Er rief den Ausrufer heran, und wünschte den Teppich zu sehen, der ihm nicht bloß wegen seiner Kleinheit, sondern auch in Hinsicht auf seine Güte viel zu theuer ausgeboten zu werden schien. Als er den Teppich genug besichtigt hatte, sagte er zu dem Ausrufer, er begreife nicht, wie ein so kleiner und so unscheinbarer Fußteppich zu einem so hohen Preise feilgeboten werden könne.

Vierhundert und fünfte Nacht.

Der Ausrufer, welcher den Prinzen für einen Kaufmann ansah, antwortete ihm:

„Gnädiger Herr, wenn euch dieser Preis schon so übermäßig hoch vorkommt, wie werdet ihr euch erst wundern, wenn ich euch sage, daß ich Befehl habe, ihn bis zu vierzig Beutel [10] zu steigern, und ihn bloß für diesen Preis und zwar in baarem Gelde abzulassen."

„So muß er," erwiederte der Prinz, „diesen Preis um irgend einer Eigenschaft willen haben, die mir unbekannt ist."

„Ihr habt es errathen, edler Herr," antwortete der Ausrufer, „und ihr werdet mir es gewiß zugeben, wenn ihr erst wisset, daß, wenn man sich auf diesen Teppich setzt, man sich auf ihm überall hin versetzen kann, wohin man sich wünscht, und daß man augenblicklich da ist, ohne daß einem irgend ein Hinderniß unterweges zustoßen kann."

Diese Aeußerungen des Ausrufers bewirkten, daß der Prinz von Indien, in Rücksicht dessen, daß der Hauptzweck seiner Reise ja doch nur sei, seinem Vater, dem Sultan, irgend eine Seltenheit mitzubringen, der Meinung wurde, er könne nicht leicht einer andern Sache habhaft werden, die dem Sultan mehr Freude zu machen im Stande wäre.

„Wenn der Teppich," sagte er zu dem Ausrufer, „wirklich die Eigenschaft hätte, die du ihm beilegst, so würde ich den dafür verlangten Preis von vierzig Beuteln nicht zu hoch finden, ja ich könnte mich wohl selbst entschließen, auf diesen Preis einzugehen, und außerdem dir noch ein Geschenk zu machen, womit du gewiß zufrieden sein würdest."

„Gnädiger Herr," erwiederte der Ausrufer, „ich habe euch die Wahrheit gesagt, und es wird leicht sein, euch davon zu überzeugen, wenn ihr erst den Handel für vierzig Beutel eingegangen seid, mit der Bedingung, daß ich euch zuvor einen Versuch der Art machen lasse. Da ihr nun die vierzig Beutel nicht hier habt, und ich euch doch, um sie in Empfang zu nehmen, erst nach dem Chan begleiten müßte, wo ihr als Fremder eingekehrt seid, so wollen wir mit Erlaubniß des Herrn dieses Ladens in den Hinterladen treten, dort werde ich den Teppich ausbreiten, und wenn wir uns beide daraufgesetzt haben, und ihr den Wunsch geäußert haben werdet, mit mir nach eurem Zimmer in dem Chan versetzt zu sein, und es nicht auf der Stelle in Erfüllung geht, so soll der Handel ungültig und ihr zu nichts verpflichtet sein. Was das Geschenk betrifft, so werde ich es — da meine Mühe mir ja von dem Verkäufer bezahlt werden muß — als eine Gnade betrachten, die ihr mir erzeiget, und wofür ich euch stets verpflichtet sein werde."

Der Prinz ging im Vertrauen auf die Redlichkeit des Ausrufers auf diesen Vorschlag ein. Er schloß den Kauf unter der erwähnten Bedingung ab, und trat mit Erlaubniß des Kaufmanns in den Hintergrund des Ladens. Der Ausrufer breitete da den Teppich aus, beide setzten sich darauf, und kaum hatte der Prinz den Wunsch, in das Zimmer seines Chans versetzt zu werden, geäußert, so befanden sie sich auch schon dort, und zwar in derselben Lage. Da er nun weiter keine Versicherung für die Kraft des Teppichs

mehr bedurfte, so zahlte er dem Ausrufer die Summe von vierzig Beuteln in Golde aus, und fügte noch für ihn insbesondere ein Geschenk von zwanzig Goldstücken hinzu.

So war denn nun der Prinz Hussain Besitzer des Teppichs und hatte die Freude, gleich bei seiner Ankunft in Bisnagar ein so seltenes Stück an sich gebracht zu haben, das, wie er nicht zweifelte, ihm den Besitz der Prinzessinn Nurunnihar verschaffen mußte. In der That hielt er es für unmöglich, daß seine beiden jüngeren Brüder etwas von ihrer Reise mitbringen könnten, das mit demjenigen in Vergleichung kommen könnte, was er so glücklicher Weise hier angetroffen hatte. Er hätte jetzt, ohne sich länger in Bisnagar aufzuhalten, sich durch das bloße Hinsetzen auf den Teppich nach dem verabredeten Zusammenkunftsorte hin versetzen können, allein er hätte dann zu lange auf sie warten müssen, und darum beschloß er, da er ohnehin neugierig war, den König von Bisnagar und seinen Hof zu sehen, und die Streitkräfte, Gesetze, Sitten, die Religion und die Verfassung des Reichs kennen zu lernen, einige Monate auf Befriedigung dieser Neugierde zu verwenden.

Der König von Bisnagar hatte zur Gewohnheit, wöchentlich einmal den fremden Kaufleuten Zutritt zu seiner Person zu gestatten. Unter dieser Benennung sah der Prinz Hussain, der durchaus nicht für einen Prinzen gelten wollte, ihn mehreremal, und da der Prinz, der übrigens sehr wohlgebildet von Person war, auch noch viel Verstand und Feinheit besaß, wodurch er sich vor den übrigen Kaufleuten, die mit ihm vor dem Könige erschienen, auszeichnete, so pflegte der König sich vorzugsweise immer an ihn zu wenden, wenn er sich nach dem Sultan von Indien und nach den Streitkräften, den Reichthümern und der Verwaltung seines Reichs erkundigte.

Die übrigen Tage verwendete der Prinz dazu, um die

Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend zu besehen. Unter andern sehenswerthen Dingen sah er auch einen Götzentempel, dessen Bau dadurch in seiner Art einzig war, daß er ganz von Bronze erbaut war. Seine Grundfläche betrug zehn Ellen ins Gevierte und seine Höhe funfzehn Ellen; die größte Schönheit darin war ein Götzenbild in menschlicher Größe von gediegenem Golde, dessen Augen zwei Rubinen waren, und zwar so künstlich angebracht, daß es allen, die es ansahen, sie mochten nun auf einer Seite stehen, wo sie immer wollten, stets vorkam, als richtete es die Augen auf sie. Dann sah er noch einen, der nicht minder bewundernswürdig war. Dieser war in einem Dorfe. Es war da nehmlich eine Ebene von etwa zehn Morgen Landes, die aus einem einzigen, köstlichen, mit Rosen und andern anmuthigen Blumen übersäten Garten bestand, und dieser ganze Raum war mit einer kleinen Mauer von der Höhe eines Geländers umgeben, um zu verhindern, daß kein Thier demselben zu nahe käme. Mitten in der Ebene erhob sich eine Terrasse, die so künstlich mit in einander gefügten Steinen überkleidet war, daß sie wie ein einziger großer Stein aussah. Der Tempel, welcher mitten auf der Terrasse stand und eine Kuppelform hatte, war funfzig Ellen hoch, so daß man ihn von mehreren Orten ringsum sehen konnte. Seine Länge betrug dreißig und seine Breite zwanzig Ellen. Der rothe Marmor, woraus er erbauet war, hatte eine außerordentliche Politur. Das Gewölbe der Kuppel war mit drei Reihen sehr lebendiger und geschmackvoller Gemälde geschmückt, und der ganze Tempel war durchaus mit so vielen andern Gemälden, halb erhobenem Bildwerk und Götzenbildern angefüllt, daß es keinen Ort darin gab, der nicht voll davon war.

Früh und Abends beging man in diesem Tempel abergläubische Zeremonien, auf welche Spiele, Musik, Tanz, Gesang und Feste folgten, und die Diener des Tempels so

wie die Einwohner des Ortes leben bloß von den Opfergaben, welche die zahlreichen Pilger von den entferntesten Gegenden des Reichs dahin bringen, um ihre Gelübde zu erfüllen.

Vierhundert und sechste Nacht.

Der Prinz Hussain war auch noch Zuschauer eines feierlichen Festes, das alle Jahre am Hofe von Bisnagar begangen wird, und bei welchem die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der festen Plätze, die Vorsteher und Richter der einzelnen Städte, und die durch ihre Gelehrsamkeit berühmtesten Brachmanen sich einfinden müssen. Einige derselben kommen so weit her, daß sie zu ihrer Reise dahin nicht weniger als vier Monate brauchen. Die Versammlung, die aus einer unzähligen Menge von Indianern besteht, kömmt in einer ungeheuren Ebene zusammen, wo sie, so weit das Auge reicht, einen überraschenden Anblick gewährt. In der Mitte dieser Ebene befand sich ein sehr langer und breiter Platz, der auf der einen Seite durch ein prächtiges Gebäude in Form eines Gerüstes begrenzt war, welches neun Stockwerke hatte, von vierzig Säulen getragen wurde und für den König, für den Hof und für die Fremden, die er wöchentlich einmal vor sich ließ, bestimmt war. Im Innern war es prächtig geschmückt und meublirt, und von außen mit Landschaften bemahlt, worin man alle Arten von Thieren, Vögeln, Insekten und selbst von Fliegen und Mücken ganz nach der Natur abgebildet sah. Die drei übrigen Seiten des Platzes waren von andern Gerüsten eingefaßt, die wenigstens vier bis fünf Stockwerke hatten und deren eines beinahe so wie das andere gemahlt war; und diese Gerüste hatten das eigenthümliche, daß man sie von Zeit zu Zeit herumdrehen und dadurch ihr Ansehen und ihre Verzierungen verändern konnte.

Auf beiden Seiten des Platzes waren in geringen Ent-

fernungen von einander tausend Elephanten in den kostbarsten Harnischen aufgestellt, deren jeder einen viereckigen Thurm von vergoldetem Holze trug, worin sich Tonspieler oder Tänzer befanden. Der Rüssel, die Ohren und der übrige Körper dieser Elephanten waren mit Zinober und andern Farben bemahlt, welche die seltsamsten Gestalten vorstellten.

Bei diesem ganzen Schauspiel flößte dem Prinzen nichts so hohe Bewunderung für die Betriebsamkeit, Geschicklichkeit und den Erfindungsgeist der Indianer ein, als ein sehr großer und mächtiger Elephant, der mit seinen vier Füßen oben auf einem senkrecht aufgerichteten, zwei Fuß hohen Ständer stand und mit seinem Rüssel nach dem Tackt der Musik in der Luft herum focht. Eben so bewunderte er einen andern nicht minder gewaltigen Elephanten, der auf dem einen Ende eines Balkens stand, der quer über einen zehn Fuß hohen Ständer gelegt und an dessen anderm Ende ein ungeheurer Stein als Gegengewicht befestigt war, so daß er vermittelst desselben bald höher, bald tiefer vor dem Könige und dem ganzen Hofe durch die Bewegungen seines Körpers und Rüssels, gleich dem vorigen Elephanten, den Takt der Musik angab. Die Indianer hatten nämlich, so wie sie den Stein als Gegengewicht angebunden, das gegenüberstehende Ende zur Erde herab gebogen und den Elephanten hinauftreten lassen.

Der Prinz Hussain hätte sich noch länger am Hofe und in dem Reiche von Bisnagar aufgehalten und sich bei Betrachtung unzähliger anderer Merkwürdigkeiten daselbst, bis zu Ablauf des Jahres angenehm zerstreuen können, nach welchem er der Verabredung gemäß sich wieder mit seinen Brüdern zusammenfinden wollte; allein, da er auch durch das, was er gesehen, völlig befriedigt und beständig mit dem Gegenstand seiner Liebe beschäftigt war, und da seit

der neuen Erwerbung, die er gemacht, die Schönheit und die Reize der Prinzessinn Nurunnihar von Tage zu Tage die Heftigkeit seiner Leidenschaft höher steigerten, so dünkte ihn, sein Gemüth werde ruhiger und er selber zugleich seinem Glücke näher sein, wenn er durch eine geringere Ferne von ihr getrennt wäre. Nachdem er daher dem Wirth des Chans den Miethzins für das Zimmer, welches er inne gehabt, bezahlt und ihm die Stunde bezeichnet hatte, wo er den Schlüssel seines Zimmers sich abholen könne, ging er, ohne ihm weiter zu sagen, wie er abreisen würde, in sein Gemach, machte die Thür hinter sich zu, ließ aber den Schlüssel darin stecken. Hier breitete er den Teppich aus und setzte sich mit seinem vertrauten Diener darauf. Sodann sammelte er seine Gedanken, und kaum hatte er recht ernstlich gewünscht, daß er doch in der Herberge sein möchte, wo seine Brüder mit ihm zusammentreffen sollten, als er auch schon da war. Er kehrte da ein, indem er sich für einen reisenden Kaufmann ausgab, und erwartete die andern.

Der jüngere Bruder Hussain's, Prinz Aly, welcher, um dem Plane des Sultans von Indien zu entsprechen, sich eine Reise nach Persien vorgenommen hatte, war mit einer Karawane, an die er sich schon am dritten Tage nach der Trennung von seinen beiden Brüdern angeschlossen, dahin abgegangen. Nach einer Reise von beinahe vier Monaten kam er endlich nach Schiras, welches damals die Hauptstadt des persischen Reiches war. Da er unterweges mit einer kleinen Anzahl von Kaufleuten Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen hatte, doch ohne sich weiter ihnen zu erkennen zu geben, so nahm er seine Wohnung in einem und demselben Chan mit ihnen.

Den folgenden Tag, während die andern Kaufleute ihre Waarenballen öffneten, zog der Prinz Aly, der bloß zu

seinem Vergnügen reiste und sich nur mit dem zu seiner Bequemlichkeit erforderlichen Reisegepäck versehen hatte, andere Kleider an, und ließ sich nach dem Orte führen, wo Edelgesteine, Gold- und Silberarbeiten, Brokat, Seidenstoffe, feine Schleiertücher und andere seltene und kostbare Waaren zu verkaufen waren. Dieser Ort, der sehr geräumig und sehr dauerhaft angelegt war, war oben überwölbt, und das Gewölbe wurde von dicken Pfeilern getragen; die Buden aber waren theils um diese herum, theils an den Mauern entlang, sowohl von innen als von außen angelegt. Der Ort selbst war in Schiras allgemein unter dem Namen Besastan bekannt. Gleich anfangs durchstreifet der Prinz Aly den Besastan in die Länge und Breite und nach allen Seiten, und schloß voll Verwunderung aus der erstaunlichen Menge kostbarer Waaren, die er da ausgelegt sah, auf die Reichthümer, die da beisammen sein mochten. Unter allen den Ausrufern, welche da kamen und gingen und die verschiedensten Sachen zum Kauf ausboten, sah er zu seinem Erstaunen auch einen, der ein elfenbeinernes Rohr in der Hand hielt, das etwa einen Fuß lang und von der Dicke eines Daumens war, welches er um einen Preis von dreißig Beuteln ausrief. Anfangs glaubte der Prinz, der Ausrufer sei nicht recht bei Verstande. Um sich darüber Auskunft zu verschaffen, trat er an den Laden eines Kaufmanns, und sagte zu diesem, indem er auf den Ausrufer hindeutete:

„Herr, sagt mir doch, ich bitte euch, ob ich mich täusche. Ist jener Mann, der ein kleines elfenbeinernes Rohr zu einem Preise von dreißig Beuteln ausbietet, wohl bei völligem Verstande?"

„Herr," erwiederte der Kaufmann, „wenn er nicht etwa seit gestern seinen Verstand verloren hat, so kann ich euch übrigens sagen, daß er der klügste unter allen unsern

hiesigen Ausrufern ist, und zugleich am meisten gesucht wird, wenn man Sachen verkaufen will, weil man zu ihm am meisten Zutrauen hat. Was indeß jenes Rohr anbetrifft, das er zu einem Preise von dreißig Beuteln ausruft, so muß es wohl aus irgend einem Grunde, den wir nicht wissen, so viel und vielleicht noch mehr werth sein. Er wird augenblicklich wieder hier vorbeikommen, wir wollen ihn dann anrufen, und ihr mögt euch selber von der Sache unterrichten. Unterdeß könnt ihr euch ja auf mein Sofa hier setzen und etwas ausruhen."

Der Prinz Aly lehnte das höfliche Anerbieten des Kaufmanns nicht ab, und kaum hatte er eine Weile da gesessen, als der Ausrufer schon wieder vorbei ging. Der Kaufmann rief ihn beim Namen, und jener trat herein. Hierauf sagte der Kaufmann zu ihm, indem er auf den Prinzen hinwies:

„Antwortet einmal diesem Herrn da, welcher mich fragt, ob ihr wohl bei Verstande wäret, daß ihr ein elfenbeinernes Rohr, das so wenig Werth zu haben scheint, für dreißig Beutel ausbietet. Ich würde mich selbst wundern, wenn ich nicht wüßte, daß ihr ein verständiger Mann seid."

Der Ausrufer wendete sich jetzt zu dem Prinzen und sagte zu diesem:

„Herr, ihr seit nicht der einzige, der mich wegen dieses Rohres für einen Thoren ansieht; doch ihr möget selber urtheilen, ob ich einer bin, wenn ich euch die Eigenschaft desselben gesagt haben werde. Ich hoffe, daß ihr dann ein eben so hohes Gebot darauf thun werdet, wie diejenigen, denen ich es bisher gezeigt, und die eine eben so üble Meinung von mir hatten als ihr."

„Zuerst," fuhr der Ausrufer fort, indem er das Rohr dem Prinzen überreichte, „müßt ihr wüssen, daß dieses Rohr an jedem Ende ein Glas hat, und daß, wenn man

durch eines dieser Gläser sieht, man alles sogleich erblickt, was man zu sehn irgend wünscht.“

„Ich bin bereit, euch eine feierliche Genugthuung zu geben,“ erwiederte der Prinz Aly, „wenn ihr mir die Wahrheit dessen, was ihr behauptet, darthun könntet.“ Und da er das Glas in der Hand hatte, so besah er sich die beiden Gläser und fuhr dann fort: „Zeiget mir doch, wo ich hineinsehen muß, um mir darüber Aufklärung zu verschaffen.“

Der Ausrufer zeigte es ihm. Der Prinz sah hinein, und als er seinen Vater, den Sultan von Indien zu sehen wünschte, so sah er ihn augenblicklich in der vollkommensten Gesundheit in der Mitte seiner Rathsversammlung auf dem Throne sitzen. Sodann, da er nächst dem Sultan auf der Welt nichts lieberes hatte als die Prinzessinn Nurunnihar, so wünschte er auch diese zu sehen, und sogleich erblickte er sie an ihrem Putztisch sitzend, umgeben von ihren Frauen, lachend und in der heitersten Laune.

Es bedurfte keiner Probe weiter, um den Prinzen zu überzeugen, daß dieses Rohr die kostbarste Sache wäre, die in der Stadt Schiras, ja in der ganzen Welt damals existirte, und er glaubte, daß wenn er diese zu kaufen unterließe, so würde er nie mehr, weder zu Schiras, wenn er auch zehn Jahre da bliebe, noch auch anderswo eine Seltenheit der Art antreffen, die er von seiner Reise mitbringen könnte. Er sagte daher zu dem Ausrufer:

„Ich nehme meine unvernünftige Ansicht, die ich von eurem Verstande gehabt habe, gern zurück, und glaube, daß ihr mit der Genugthuung, die ich euch dadurch zu geben gedenke, daß ich das Rohr selber kaufe, völlig zufrieden sein werdet. Da es mir leid thun würde, wenn ein anderer, als ich, es an sich kaufte, so saget mir aufs genaueste den Preis, den der Verkäufer dafür haben will.

Ohne euch mit Hin- und Hergehen zu ermüden, dürft ihr dann nur mit mir kommen, und ich werde euch die Summe baar auszahlen."

Der Ausrufer versicherte ihn mit einem Schwur, ihm sei befohlen, es durchaus für vierzig Beutel zu verkaufen und wofern er daran zweifelte, so wollte er ihn zu dem Verkäufer selber führen. Der Prinz glaubte seinem Wort, nahm ihn mit sich nach Hause, und als sie in seiner Wohnung in dem Chan angelangt waren, so zahlte er ihm die vierzig Beutel in den schönsten Goldstücken aus, und wurde so Besitzer des elfenbeinernen Rohres.

Als der Prinz Aly diesen Kauf gemacht hatte, so freute er sich um so mehr darüber, da er glaubte, daß seine zwei andern Brüder gewiß nichts so Seltenes und Bewundernswürdiges augetroffen haben würden, und daß folglich die Prinzessinn Nurunnihar der Lohn für die Beschwerden seiner Reise sein werde. Er dachte jetzt bloß noch darauf, unerkannt den Hof von Persien und die Merkwürdigkeiten der Stadt Schiras und ihrer Umgegend kennen zu lernen, bis dann die Karawane, mit welcher er gekommen war, wieder ihren Rückweg nach Indien antreten würde. Er hatte seine Neugierde vollkommen befriedigt, als die Karawane Anstalten zur Abreise machte. Der Prinz unterließ nicht, sich an sie anzuschließen, und machte sich mit ihr auf den Weg. Kein Unfall störte oder unterbrach die Reise, und ohne weitere Unbequemlichkeit, außer den gewöhnlichen Beschwerden des Weges, kam er glücklich an den bestimmten Ort an, wo der Prinz Hussain bereits eingetroffen war. Der Prinz Aly fand diesen schon vor, und wartete mit ihm daselbst auf den Prinzen Achmed.

Vierhundert und siebente Nacht.

Der Prinz Achmed hatte unterdessen seinen Weg nach Samarkand genommen, und gleich am folgenden Tage nach seiner Ankunft hatte er es wie seine beiden Brüder gemacht und war nach dem Besastan gegangen. Kaum war er hinein getreten, als ein Ausrufer in seine Nähe hintrat, mit einem künstlich gemachten Apfel in der Hand, den er zu dem Preise von fünf und dreißig Beuteln ausrief. Er hielt den Ausrufer an und sagte zu ihm:

„Zeiget mir diesen Apfel und saget mir, welche so außerordentliche Kraft oder Eigenschaft er wohl hat, daß ihr ihn zu einem so hohen Preise ausbietet?"

Der Ausrufer gab ihm den Apfel in die Hand, damit er ihn in Augenschein nehmen möchte, und sagte dann zu ihm:

„Herr, dieser Apfel, wenn man ihn bloß äußerlich betrachtet, ist wirklich etwas sehr unbedeutendes, doch wenn man die Eigenschaften und Kräfte desselben und den bewundernswürdigen Gebrauch, den man davon zum Wohl der Menschen machen kann, in Erwägung zieht, so muß man sagen, daß er eigentlich unschätzbar ist, und daß derjenige, der ihn besitzt, an ihm offenbar einen seltenen Schatz besitzt. In der That es giebt keinen Kranken, er mag mit einer tödtlichen Krankheit behaftet sein, mit welcher er nur immer will, mit anhaltendem Fieber, mit rothem Friesel, Seitenstechen, Pest und andern Krankheiten der Art, der nicht, und läge er auch schon im Sterben, dadurch geheilt würde und seine Gesundheit so vollständig wieder erhielte, als wäre er niemals krank gewesen, und das auf die leichteste Art von der Welt, nämlich durch das bloße Riechen daran."

„Wenn man euch glauben darf," erwiederte der Prinz Achmed, „so ist das freilich ein Apfel von wunderbarer Kraft, ja man kann sagen, er ist unschätzbar; allein, wodurch kann denn ein rechtlicher Mann wie ich, der ihn gern

kaufen möchte, sich überzeugen, daß bei eurer Lobpreisung des Apfels keine Verstellung oder Uebertreibung statt findet?"

„Herr," erwiederte der Ausrufer, „die Sache ist in der ganzen Stadt Samarkand bekannt und bewährt, und ohne erst weit zu gehen, könnt ihr ja alle hier versammelten Kaufleute befragen und zusehen, was sie euch sagen werden, und ihr werdet darunter mehrere finden, die — wie sie es selber euch versichern werden — heute nicht mehr am Leben sein würden, wenn sie nicht dieses treffliche Mittel gebraucht hätten. Es ist die Frucht der Studien und Nachtwachen eines sehr berühmten Philosophen dieser Stadt, der sich sein ganzes Leben hindurch auf die Erforschung der Kräfte der Pflanzen und Mineralien gelegt hatte und endlich auf den Punkt gelangt war, daraus diese zusammengesetzte Masse zu bereiten, die ihr hier sehet, wodurch er in dieser Stadt so erstaunliche Kuren bewirkt hat, daß sein Andenken hier nie in Vergessenheit kommen wird. Vor kurzem raffte ihn der Tod so plötzlich hin, daß er selber nicht mehr so viel Zeit hatte, um von seinem Universalmittel Gebrauch zu machen, und seine Wittwe, welcher er nur ein sehr geringes Vermögen und eine große Anzahl unerzogener Kinder hinterlassen, hat sich endlich entschlossen, diesen Apfel verkaufen zu lassen, um sich und ihre Familie etwas bequemer einrichten zu können."

Während der Ausrufer ihn von den Eigenschaften des künstlichen Apfels unterrichtete, blieben mehrere Personen stehen und umringten sie. Die meisten bestätigten das Gute, das er von demselben sagte, und da einer derselben anzeigte, er habe einen Freund, der so gefährlich krank sei, daß man an seinem Aufkommen verzweifle, und dies sei folglich eine sehr bequeme Gelegenheit, um einen Versuch damit zu machen, so nahm der Prinz Achmed das Wort und sagte zu dem Ausrufer, er wolle ihm vierzig Beutel

dafür geben, wenn der Kranke durch das bloße Riechen daran geheilt würde.

Der Ausrufer, welcher Befehl hatte, ihn um diesen Preis zu verkaufen, sagte zu dem Prinzen:

„Herr, wir wollen diesen Versuch machen, und der Apfel ist somit euer; denn es ist gar kein Zweifel, daß er nicht diesmal eben so gut seine Wirkung thun sollte, als die früheren Male, wo man so oft Kranke, die schon aufgegeben waren, durch ihn wieder von den Pforten des Todes zurückrief."

Der Versuch glückte, und der Prinz, nachdem er die vierzig Beutel dem Ausrufer, der ihm den künstlichen Apfel überließ, baar ausgezahlt hatte, erwartete nun mit Ungeduld den Abgang der ersten besten Karawane, um nach Indien zurückzukehren. Er benutzte die Zwischenzeit unterdeß, um in Samarkand und dessen Umgebungen alles zu besehen, was irgend seine Neugierde reizte, besonders das Thal Sogd, welches von dem gleichnamigen Flusse seinen Namen hat, und das die Araber wegen der Schönheit seiner Gefilde und seiner Gärten und Paläste, so wie auch wegen seines Ueberflusses an Früchten aller Art und wegen der Annehmlichkeiten, welche man da während der schönen Jahreszeit genießt, für eines der vier Paradiese der Welt halten.

Der Prinz Achmed versäumte unterdeß nicht die erste Karawane, die nach Indien abging. Er reiste ab, und ungeachtet der Unbequemlichkeiten, die bei einer langen Reise unvermeidlich sind, gelangte er dennoch bei vollkommener Gesundheit in der Herberge an, wo die Prinzen Hussain und Aly ihn erwarteten.

Der Prinz Aly, welcher etwas früher als der Prinz Achmed da eingetroffen war, hatte den Prinzen Hussain, welcher zuerst angekommen war, gefragt, seit wie lange er

schon da angelangt sei. Und als er erfuhr, daß es fast schon drei Monate her wäre, so hatte er zu ihm gesagt: „Du mußt also wohl nicht weit gewesen sein."

„Ich will jetzt," erwiederte der Prinz Hussain, „von dem Orte, wo ich gewesen bin, weiter nichts sagen; allein ich kann dich versichern, daß ich mehr als drei Monate, um hinzukommen, gebraucht habe."

„Wenn das der Fall ist," sagte darauf der Prinz Aly, „so mußt du dich sehr kurze Zeit da aufgehalten haben."

„Mein Bruder," antwortete ihm der Prinz Hussain, „du täuschest dich. Mein Aufenthalt daselbst währte länger als vier bis fünf Monate, und es hing bloß von mir ab, ihn noch zu verlängern."

„Wofern du nicht etwa zurückgeflogen bist," erwiederte darauf der Prinz Aly, „so begreife ich nicht, wie es schon drei Monate her sein kann, daß du hier bist, wie du mich überreden willst."

„Ich habe dir die Wahrheit gesagt," fuhr der Prinz Hussain fort, „und das Räthsel werde ich dir erst bei Ankunft unseres Bruders Achmed lösen, wo ich dir zugleich sagen werde, welche Seltenheit ich von meiner Reise mitgebracht habe. Was dich betrifft, so weiß ich nicht, was du mitgebracht hast, aber es mag wohl eben nichts bedeutendes sein; in der That, ich sehe eben nicht, daß dein Reisegepäck ansehnlicher und größer geworden wäre."

„Und was dich betrifft, erwiederte der Prinz Aly, „so kommt es mir vor, daß, wofern ich den unscheinbaren Teppich ausnehme, womit dein Sofa überdeckt ist, ich deinen Spott durch einen gleichen erwiedern könnte. Indeß, da du, wie es scheint, aus der mitgebrachten Seltenheit ein Geheimniß machen willst, so wirst du mir es nicht übel nehmen, wenn ich es eben so in Hinsicht auf die meinige mache."

Der Prinz antwortete: „ich setze die Seltenheit, welche ich mitgebracht, so weit über jede andere, von welcher Art sie auch sein mag, daß ich sie dir ohne Schwierigkeit zeigen und dich durch eine nähere Angabe ihres Werthes leicht dahin bringen würde, mit mir übereinzustimmen, ohne zu fürchten, daß die, welche du vielleicht mitgebracht, ihr vorgezogen werden könnte. Doch es ist am passendsten, daß wir erst die Ankunft unseres Bruders Achmed abwarten, dann können wir mit mehr Rücksicht und Anstand uns einander das Glück mittheilen, das uns zu Theil worden ist."

Der Prinz Aly wollte sich mit dem Prinzen Hussain nicht weiter wegen des Vorzugs der von ihm mitgebrachten Seltenheit in Streit einlassen; sondern begnügte sich mit der Ueberzeugung, daß, wenn auch das Rohr, welches er vorzuzeigen hatte, nicht gerade den Vorzug verdienen sollte, es doch wenigstens nicht dahinter zurückstehen könne, und so verabredete er sich denn mit ihm, mit dem Vorzeigen desselben bis zur Ankunft des Prinzen Achmed zu warten.

Vierhundert und achte Nacht.

Als der Prinz Achmed bei seinen beiden Brüdern wieder eingetroffen war, und sie sich einander zärtlich umarmt und sich zu dem glücklichen Wiedersehen an diesem Orte Glück gewünscht hatten, nahm der Prinz Hussain als der älteste das Wort und sagte:

„Meine Brüder, wir werden noch Zeit genug übrig haben um uns von den einzelnen Umständen unserer gegenseitigen Reisen zu unterhalten. Für jetzt wollen wir davon reden, was uns zu wissen am wichtigsten ist, und da ihr gewiß euch noch so gut wie ich daran erinnert, welches

der Hauptbeweggrund zu unseren Reisen gewesen, so wollen wir uns nicht verhehlen, was wir von da mitgebracht, und indem wir es uns gegenseitig vorzeigen, wollen wir im voraus jedem sein Recht widerfahren lassen und zusehen, welchem von uns wohl der Sultan, unser Vater, den Vorzug ertheilen könnte."

„Um euch mit gutem Beispiel voranzugehen," fuhr der Prinz Hussain fort, „will ich euch nur sagen, daß die Seltenheit, die ich von meiner Reise in das Königreich Bisnagar mitgebracht, in dem Teppich besteht, worauf ich sitze. Es ist freilich ein sehr gewöhnlicher und unscheinbarer, wie ihr seht; doch wenn ich euch seine Eigenschaft werde auseinander gesetzt haben, so werdet ihr euch um so mehr wundern, da ihr wohl nie von etwas ähnlichem der Art gehört habt, wie ihr selbst eingestehen werdet. In der That, wie gering er auch immer in euren Augen erscheinen mag, wenn man sich, wie wir jetzt, darauf setzt und an irgend einen Ort hin versetzt zu werden wünscht, wie entfernt er auch immer sein mag, so ist man fast in einem Augenblicke da. Ich habe es selber versucht, ehe ich die vierzig Beutel, die er mich kostet, bezahlte, und habe es nicht bereut. Als ich nun meine Neugierde am Hofe und im ganzen Königreiche von Bisnagar befriedigt hatte und heimkehren wollte, so bediente ich mich keines Fuhrwerks weiter als dieses Wunderteppichs, um sowohl mich hieher zurück zubringen, als auch meinen Reisegefährten, der euch wird sagen können, wie viel Zeit ich gebraucht habe, um hieher zu gelangen. Ich werde euch beiden, sobald ihr es nur werdet haben wollen, eine Probe davon zeigen. Ich erwarte nun, daß ihr mir saget, ob das, was ihr mitgebracht habt, mit meinem Teppich irgend in Vergleichung kommen kann."

Der Prinz Hussain hörte mit diesen Worten auf, sei-

nen Teppich herauszupreisen, und der Prinz Aly nahm nun das Wort und sprach:

„Mein Bruder, man muß gestehen, daß dein Teppich eines der wunderbarsten Dinge ist, die man sich nur denken kann, wenn er wirklich, wie ich nicht zweifle, die Eigenschaft besitzt, die du von ihm ausgesagt hast. Indeß du wirst eingestehen, daß es noch andere Dinge geben kann, die, wenn auch nicht noch mehr, doch wenigstens eben so wunderbar in ihrer Art sind, und um dich zu dieser Ansicht zu stimmen, — fuhr er fort, — so ist zum Beispiel dies elfenbeinerne Rohr hier, so gut wie dein Teppich, eine Seltenheit, die alle Aufmerksamkeit verdient. Ich habe sie minder theuer gekauft als du deinen Teppich, und ich bin mit meinem Kauf nicht minder zufrieden als du mit dem deinigen. Bei deiner Billigkeit wirst du mir bald eingestehen, daß ich damit nicht betrogen worden bin, wenn du dich durch einen eigenen Versuch überzeugt haben wirst, daß, wenn man in das eine Ende desselben hineinsieht, man alles erblickt, was man nur irgend wünscht. Du darfst mir nicht auf mein bloßes Wort glauben" — fügte der Prinz Aly hinzu, indem er ihm das Rohr überreichte — „hier ist es, siehe zu, ob ich dir bloß etwas vorspiegele oder nicht."

Der Prinz Hussain nahm das elfenbeinere Rohr aus der Hand des Prinzen Aly, hielt es mit dem von ihm bezeichneten Ende an sein Auge und wünschte, die Prinzessinn Nurunnihar zu sehen und zu erfahren, wie sie sich befinde. Der Prinz Aly und der Achmed, welche die Augen auf ihn geheftet hatten, geriethen in das äußerste Erstaunen, als sie ihn plötzlich die Farbe verändern sahen und zwar auf eine Weise, die die höchste Bestürzung und eine große Betrübniß verrieth. Der Prinz Hussain ließ ihnen

nicht erst Zeit, um ihn nach der Ursache dieser Erscheinung zu fragen, sondern rief aus:

„Brüder, es ist umsonst, daß wir alle drei eine so beschwerliche Reise unternommen haben, in der Hoffnung, durch den Besitz der reizenden Nurunnihar dafür belohnt zu werden; diese liebenswürdige Prinzessinn wird binnen wenigen Augenblicken nicht mehr am Leben sein. Ich sah sie so eben in ihrem Bette, umgeben von ihren Frauen und Verschnittenen, die alle in Thränen schwammen und jeden Augenblick zu erwarten schienen, daß sie den Geist aufgeben würde; Da nehmet und sehet sie selber in diesem traurigen Zustande und vereinigt eure Thränen mit den meinigen."

„Der Prinz Aly nahm das elfenbeinerne Rohr aus der Hand des Prinzen Hussain, sah hinein, und gab, nachdem er zu seinem tiefen Schmerz dasselbe erblickt hatte, es weiter an den Prinzen Achmed, damit dieser ebenfalls ein so trauriges und betrübendes Schauspiel, das sie alle drei gleich nahe anging, betrachten möchte.

Als der Prinz Achmed das elfenbeinerne Rohr aus den Händen des Prinzen Aly empfangen, und beim Hineinsehen ebenfalls die Prinzessinn Nurunnihar dem Tode nahe erblickt hatte, nahm er das Wort und sagte zu den beiden andern Prinzen, seinen Brüdern:

„Brüder, die Prinzessinn Nurunnihar, welche der gemeinsame Gegenstand unserer Wünsche ist, befindet sich wirklich in einem höchst beunruhigenden Zustande, indeß, wie es mir scheint, so ist es wohl noch möglich, wofern wir nur keine Zeit verlieren, den Augenblick des Todes noch zu entfernen.

Zugleich zog der Prinz Achmed aus seinem Busen den künstlichen Apfel, den er sich gekauft hatte, zeigte ihn seinen Brüdern und sagte:

„Der Apfel, den ihr hier sehet, hat mich nicht weniger gekostet, als der Teppich und das elfenbeinerne Rohr, das ein jeder von euch von seiner Reise mitgebracht hat. Die Gelegenheit, die sich darbietet, euch seine Wunderkraft zu zeigen, macht, daß mich die vierzig Beutel, die er mich kostet, nicht reuen. Um euch nicht länger in gespannter Erwartung zu halten, sage ich euch hiemit, er hat die Kraft, daß ein jeder Kranke, und läge er auch schon in den letzten Zügen, durch das bloße Daranriechen seine Gesundheit auf der Stelle wiedererlangt. Der Versuch, den ich selber damit angestellt, läßt mich nicht daran zweifeln, und ich kann euch selber die Wirkung desselben an der Prinzessinn Nurunnihar zeigen, wenn wir nur die nöthige Eile anwenden, um ihr zu helfen."

„Wenn dies der Fall ist," sagte hierauf der Prinz Hussain, „so können wir nicht schleuniger dahin eilen, als wenn wir uns vermittelst meines Teppichs augenblicklich in das Zimmer der Prinzessinn hinversetzen. Lasset uns keine Zeit verlieren, kommet und setzet euch mit mir hieher, er ist groß genug, um uns alle drei ohne Unbequemlichkeit aufzunehmen; doch vor allen Dingen muß jeder von uns seinem Diener anempfehlen, daß er mit den andern sogleich abreise und uns dort im Palaste aufsuche."

Als dieser Befehl gegeben worden war, setzten sich die Prinzen Aly und Achmed nebst dem Prinzen Hussain auf den Teppich, und da sie alle drei dasselbe Interesse hatten, so wünschten sie auch alle drei, in das Zimmer der Prinzessinn Nurunnihar versetzt zu werden. Ihr Wunsch ward erfüllt und sie wurden so schnell hinversetzt, daß sie es nicht eher merkten, als bis sie sich an dem erwünschten Orte angelangt sahen.

Die unerwartete Erscheinung der drei Prinzen erschreckte die Frauen und die Verschnittenen der Prinzessinn, welche

nicht begreifen konnten, durch welche Zauberei auf einmal drei Männer in ihrer Mitte erschienen. Sie erkannten sie sogar Anfangs nicht einmal, und die Verschnittenen waren schon im Begriff, auf sie loszustürzen, als auf Leute, die an einen Ort sich eingedrängt hätten, wohin sie nicht kommen durften; allein sie kamen sehr bald von ihrem Irrthum zurück und erkannten sie für das, was sie waren.

Vierhundert und neunte Nacht.

Kaum sah sich der Prinz Achmed in dem Zimmer Nurunnihar's und die im Sterben liegende Prinzessinn, als er nebst seinen Brüdern von dem Teppich aufstand, sich ihrem Bette näherte und ihr den Wunderapfel vor die Nase hielt. Einige Augenblicke nachher schlug die Prinzessinn die Augen auf, und wendete den Kopf nach beiden Seiten hin, sah die Umstehenden an, setzte sich dann auf und verlangte angekleidet zu werden, und zwar mit derselben Unbefangenheit und Besonnenheit, als ob sie bloß von einem langen Schlaf erwachte. Ihre Frauen sagten ihr nun sogleich, daß sie den drei Prinzen, ihren Vettern, und vor allen dem Prinzen Achmed diese plötzliche Wiederherstellung ihrer Gesundheit verdanke. Sie bezeigte ihnen daher ihre Freude, sie wiederzusehen, und stattete ihnen insgesammt und dem Prinzen Achmed insbesondere ihren Dank ab. Da sie angekleidet zu werden wünschte, so begnügten sich die Prinzen, ihr ihre große Freude darüber zu bezeigen, daß sie gerade zu rechter Zeit noch angelangt seien, um insgesammt dazu beitragen zu können, sie aus ihrer augenscheinlichen Lebensgefahr zu retten, und nachdem sie ihr noch ihre innigen Wünsche für eine recht lange Dauer ihres Lebens an den Tag gelegt, entfernten sie sich.

Während die Prinzessinn sich ankleidete, gingen die Prinzen von ihr unmittelbar hin, um sich zu den Füßen ihres

Vaters, des Sultans, zu werfen und ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Als sie vor ihm erschienen, fanden sie, daß der Oberaufseher der Verschnittenen der Prinzessinn ihnen bereits zuvorgekommen war und ihm ihre unvermuthete Ankunft und die durch sie erfolgte vollständige Heilung der Prinzessinn angemeldet hatte. Der Sultan umarmte sie um desto freudiger, da er in dem Augenblick, wo er sie wiedersah, auch zugleich erfuhr, daß seine Nichte, die Prinzessinn, die er wie seine eigene Tochter liebte, nachdem sie von den Aerzten bereits aufgegeben worden, auf eine so wunderbare Weise ihre Gesundheit wiedererhalten habe. Nach den bei solchen Gelegenheiten üblichen Begrüßungen zeigte jeder der Prinzen ihm die mitgebrachte Seltenheit vor: der Prinz Hussain seinen Teppich, den er aus dem Zimmer der Prinzessinn wieder mitgenommen hatte, der Prinz Aly das elfenbeinerne Rohr, und der Prinz Achmed den künstlichen Apfel: und nachdem jeder das seinige herausgepriesen, händigten sie ihm nach der Reihe alle drei Stücke ein und baten ihn zu entscheiden, welchem von den drei Stücken er den Vorzug ertheile und welchem unter ihnen dreien er seinem Versprechen gemäß die Prinzessinn Nurunnihar zur Gemahlinn gebe.

Der Sultan von Indien, nachdem er sehr wohlwollend alles, was ihm jeder der Prinzen zum Lobe der von ihm mitgebrachten Seltenheit sagen mochte, ohne Unterbrechung angehört und sich nach allem, was bei der Heilung der Prinzessinn Nurunnihar vorgegangen, wohl erkundiget hatte, schwieg eine Weile still, als überlegte er, was er ihnen antworten solle. Endlich unterbrach er dieses Schweigen und hielt folgende sehr weise Rede an sie:

„Meine Kinder, ich würde sehr gern einen unter euch nennen, wenn ich es mit voller Gerechtigkeit thun könnte; allein überlegt selber, ob ich es kann. Dir, o Achmed, und deinem künstlichen Apfel verdankt freilich die Prinzessinn,

meine Nichte, ihre Heilung; aber ich frage dich selber, würdest du sie haben bewirken können, wenn nicht zuvor das elfenbeinerne Rohr Aly's dir Gelegenheit gegeben hätte, die Gefahr kennen zu lernen, worin sie schwebte, und wenn nicht der Teppich Hussain's dir seine Dienste geleistet hätte, um ihr schnell zu Hilfe eilen zu können? Dein elfenbeinernes Rohr, o Aly, hat wiederum dazu gedient, dir und deinen Brüdern zu zeigen, daß ihr auf dem Punkte standet, die Prinzessinn zu verlieren, und dafür ist sie, wie man gestehen muß, dir großen Dank schuldig. Doch mußt du auch gestehen, daß dir deine Kenntniß für die Erreichung des Zweckes nichts genützt hätte, wenn nicht der Teppich und der künstliche Apfel gewesen wäre. Und was dich, Hussain, betrifft, so würde die Prinzessinn sehr undankbar sein, wenn sie dir nicht wegen des Teppichs, der zu Bewirkung ihrer Wiederherstellung so nöthig gewesen, vielen Dank wissen sollte; allein bedenke selbst, daß er dir hiezu von gar keinem Nutzen gewesen sein würde, wenn du nicht durch das elfenbeinerne Rohr Aly's ihre Krankheit erfahren und Achmed nicht seinen Wunderapfel zu ihrer Heilung angewendet hätte. Da nun also weder der Teppich, noch das elfenbeinerne Rohr, noch der künstliche Apfel irgend einem von euch einen Vorzug vor den andern geben, sondern vielmehr euch alle einander gleichstellen, und da ich die Prinzessinn Nurunnihar doch nur einem einzigen geben kann, so sehet ihr selber, daß die einzige Frucht, die ihr von euren Reisen geärntet habt, in dem Ruhme besteht, daß ihr alle auf gleiche Weise zur Herstellnng ihrer Gesundheit beigetragen habt."

„Wenn dies nun so ist," fuhr der Sultan fort, „so sehet ihr zugleich ein, daß ich zu einem anderen Mittel meine Zuflucht nehmen muß, um mich über die Wahl, die ich unter euch dreien treffen soll, bestimmt zu entscheiden. Da es nun aber bis zu Anbruch der Nacht noch lange hin

ist, so will ich heute noch folgendes thun. Gehet und nehmet ein jeder einen Bogen und einen Pfeil, und begebet euch aus der Stadt hinaus auf die große Ebene, wo die Pferde zugeritten werden; ich werde eben dahin mich begeben und ich erkläre, daß ich die Prinzessinn Nurunnihar demjenigen zur Gemahlinn geben werde, welcher am weitesten schießen wird."

„Uebrigens kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, euch insgesammt und jedem noch insbesondere für das Geschenk zu danken, welches ihr mir mitgebracht habt. Ich besitze in meiner Sammlung gar manche Seltenheiten, doch keine einzige derselben kommt an Vorzüglichkeit dem Teppich dem elfenbeinernen Rohre, und dem künstlichen Apfel bei, womit ich jetzt meine Sammlung vermehren und bereichern will. Alle drei Stücke werden die erste Stelle darin einnehmen und ich werde sie da sorgfältig aufbewahren, nicht bloß wegen ihrer Merkwürdigkeit, sondern auch um bei Gelegenheit nützlichen Gebrauch davon zu machen."

Die drei Prinzen wußten gegen diese, so eben ausgesprochene Entscheidung des Sultans nichts einzuwenden. Als sie sich von seinem Angesicht entfernt hatten, verschaffte man einem jeden von ihnen einen Bogen und einen Pfeil, die sie sofort einem von ihren Dienern, die sich auf die Nachricht von ihrer Wiederkunft sogleich versammelt hatten, einhändigten und sich dann, von einer unzähligen Menge Volk begleitet, auf die Ebene hinaus begaben, wo die Pferde zugeritten zu werden pflegten.

Der Sultan ließ nicht lange auf sich warten. Sobald er angekommen war, nahm der Prinz Hussain, als der älteste, Pfeil und Bogen und schoß zuerst. Darauf schoß der Prinz Aly, und man sah seinen Pfeil viel weiter fliegen und niederfallen, als den des Prinzen Hussain. Der Prinz Achmed schoß zuletzt, aber man verlor seinen Pfeil aus dem

Gesicht und niemand sah ihn niederfallen. Man eilte hin, man suchte, allein wie viel Sorgfalt alle und auch der Prinz Achmed selber anwendete, es war nicht möglich, den Pfeil weder in der Nähe noch in der Ferne aufzufinden. Obwohl man glauben mußte, daß er am weitesten geschossen und folglich verdient habe, daß ihm die Hand der Prinzessinn Nurunnihar zugesprochen würde, so war dennoch, um die Sache augenscheinlich und gewiß zu machen, die Auffindung des Pfeils erforderlich, und der Sultan ermangelte daher nicht, ungeachtet aller Gegenvorstellungen Achmed's, sich zu Gunsten seines Bruders Aly zu entscheiden. Er gab nun sogleich Befehl, daß zu der Hochzeitfeier die nöthigen Anstalten getroffen würden, und wenige Tage darauf ward die Hochzeit mit vielem Glanze gefeiert.

Vierhundert und zehnte Nacht.

Der Prinz Hussain beehrte das Fest nicht mit seiner Gegenwart. Da seine Liebe zu der Prinzessinn Nurunnihar sehr innig und herzlich war, so fühlte er sich nicht stark genug, um es mit Gleichmuth zu ertragen und mit anzusehen, wie sie in die Arme des Prinzen Aly geführt würde, der — wie er meynte — sie nicht mehr verdiente, noch auch sie feuriger liebte als er. Er empfand im Gegentheil ein so tiefes Misfallen darüber, daß er den Hof verließ und auf sein Recht der Thronfolge Verzicht leistend hinging, und Derwisch wurde und sich zu einem sehr berühmten Scheich in die Lehre gab, der wegen seines musterhaften Lebenswandels in hohem Ansehen stand, und in einer anmuthigen Einöde seine und seiner Schüler Wohnung aufgeschlagen hatte.

Der Prinz Achmed war aus denselben Gründen wie Hussain ebenfalls bei der Hochzeit des Prinzen Aly und der

Prinzessinn Nurunnihar nicht zugegen, doch er entsagte deshalb nicht der Welt wie jener. Da er gar nicht begreifen konnte, wie der von ihm abgeschossene Pfeil so zu sagen unsichtbar geworden sei, so entfernte er sich von seinen Leuten, und mit dem Entschlusse, ihn so eifrig zu suchen, daß er sich nichts vorzuwerfen habe, begab er sich an den Ort hin, wo die Pfeile der Prinzen Hussain und Aly von der Erde aufgehoben worden waren. Von da ging er in grader Richtung vorwärts, immer rechts und links blickend, und ohne zu finden, was er suchte, war er endlich so weit gekommen, daß er seine Mühe für ganz vergeblich erkannte. Indeß gleichsam wider seinen Willen weiter fort gezogen, setzte er dennoch seinen Weg immer weiter fort, bis er zu sehr hohen Felsen kam, bei denen er offenbar seitwärts ablenken mußte, wofern er noch weiter gehen wollte. Diese Felsen waren außerordentlich steil und lagen in einer öden und unfruchtbaren Gegend, etwa vier Stunden von da entfernt, wo er ausgegangen war.

Als der Prinz Achmed sich diesen Felsen näherte, bemerkte er einen Pfeil, hob ihn auf, betrachtete ihn, und sah zu seiner großen Verwunderung, daß es der von ihm abgeschossene sei.

„Er ist es wirklich," sprach er bei sich selbst, „aber weder ich noch irgend ein anderer Sterblicher auf der ganzen Welt kann die Kraft haben, einen Pfeil so weit zu schießen."

Da er ihn auf der Erde liegend und nicht mit der Spitze darin fest steckend gefunden hatte, so schloß er, daß er an den Felsen geflogen und von da zurückgeprallt sei.

„Es steckt hinter dieser seltsamen Sache," dachte er bei sich selbst, „irgend ein Geheimniß und dies Geheimniß kann nicht anders als vortheilhaft für mich sein. Nachdem das Schicksal mich so schwer betrübt und mich desjenigen Gutes beraubt hat, das, wie ich hoffte, das Glück meines

Lebens ausmachen sollte, hat es mir vielleicht zu meinem Troste irgend ein anderes vorbehalten."

Da die äußere Form der Felsen mehrere vorspringende Spitzen und auch wieder mehrere tief sich hineinziehende Schluchten hatte, so trat der Prinz unter solchen Gedanken in eine der Vertiefungen hinein, und während er darin seine Augen von einem Winkel zum andern warf, zeigte sich ihm eine eiserne Thür, an welcher aber kein Schloß zu sehen war. Er fürchtete, sie würde wohl verschlossen sein, doch als er daran stieß, öffnete sie sich nach innen zu, und er erblickte einen sanft abschüssigen Weg ohne Stufen, den er sofort mit dem Pfeile in der Hand hinabstieg. Er glaubte hier in tiefe Finsterniß zu gerathen, allein an die Stelle des entschwindenden Tageslichtes trat ein anderes ganz verschiedenes Licht. Nach funfzig bis sechzig Schritten gelangte er auf einen geräumigen Platz, auf welchem er einen prachtvollen Palast erblickte, dessen Wunderbau er aber zu bewundern nicht Zeit hatte. Denn in demselben Augenblick trat eine Frau von majestätischem Anstand und Wesen und von einer Schönheit, die durch den reichen Anzug und durch den Edelsteinschmuck, den sie trug, nicht noch höher gehoben zu werden vermochte, unter die Vorhalle heraus, begleitet von einer Anzahl von Frauen, unter denen aber die Gebieterinn leicht zu unterscheiden war.

Sobald der Prinz Achmed die schöne Frau bemerkt hatte, beschleunigte er seine Schritte, um ihr seine Ehrerbietung zu bezeigen; doch die schöne Frau, welche ihn kommen sah, kam ihm ihrerseits durch die Anrede entgegen: „Prinz Achmed, tretet näher, ihr seid hier willkommen."

Die Ueberraschung des Prinzen war nicht gering, als er seinen Namen in einer Gegend nennen hörte, von welcher er noch nie das geringste vernommen, obwohl diese Gegend so nahe an der Hauptstadt seines Vaters, des Sul=

tans, lag, und er konnte gar nicht begreifen, wie er einer Dame bekannt sein könne, die er durchaus nicht kannte. Endlich warf er sich zu den Füßen der schönen Frau und redete sie auf folgende Weise an:

„Gnädige Frau, bei meiner Ankunft in einer Gegend, wo ich fürchten mußte, daß mein unvorsichtiger Vorwitz mich zu weit gelockt, bin ich euch tausendfachen Dank für eure Versicherung schuldig, daß ich hier willkommen sei. Aber darf ich wohl so dreist sein euch zu fragen, durch welchen seltsamen Zufall es kommt, daß ich euch nicht unbekannt bin, euch, die ihr zwar in unserer Nachbarschaft wohnet, doch ohne daß ich jemals bis diesen Augenblick etwas davon erfahren hätte?“

„Prinz,“ erwiederte die schöne Frau, „laßt uns in den Saal hineintreten, dort werde ich mit größerer Bequemlichkeit für mich und euch eure Frage beantworten können.“

Mit diesen Worten führte die Dame, um dem Prinzen Achmed den Weg zu zeigen, ihn in den Saal hinein. Der wundervolle Bau desselben, das Gold und das Himmelblau, womit das kuppelförmige Gewölbe geschmückt war, und der unschätzbare Reichthum des Geräths erschienen ihm als etwas so ganz neues, daß er seine Verwunderung darüber an den Tag legte und ausrief: er habe noch nie etwas der Art gesehen, und er glaube nicht, daß man in der Welt irgend etwas sehen könne, was diesem hier beikäme.

„Gleichwohl versichere ich euch,“ erwiederte die schöne Frau, „daß dies gerade das unbedeutendste Zimmer meines Palastes ist, und ihr werdet meiner Ansicht beistimmen, wenn ich euch erst die übrigen alle gezeigt haben werde.“

Sie stieg einige Stufen empor und setzte sich auf ein Sofa, und als der Prinz auf ihre Bitten neben ihr Platz genommen hatte, sagte sie ihm:

„Prinz, ihr seid, wie ihr sagt, darüber erstaunt, daß

ich euch kenne, ohne daß ihr mich kennet; doch eure Verwunderung wird nachlassen, wenn ihr erst wissen werdet, wer ich bin. Euch wird ohne Zweifel nicht unbekannt sein, was ja schon eure Religion euch lehrt, daß nämlich die Welt eben so wohl von Geistern als von Menschen bewohnt wird. Ich bin die Tochter eines dieser Geister, und zwar eines der mächtigsten und ausgezeichnetsten, und mein Name ist Pari Banu. So wirst du dich denn also nicht mehr wundern, daß ich dich, deinen Vater, den Sultan, und deine beiden Brüder kenne. Ich weiß sogar von deiner Liebe und von deiner Reise, deren einzelne Umstände ich dir alle hier wiedererzählen könnte, weil ich es eben war, die zu Samarkand den künstlichen Apfel, den du gekauft hast, zum Verkauf ausbieten ließ, so wie zu Bisnagar den Teppich, den der Prinz Hussain bekommen hat, und endlich zu Schiras das elfenbeinerne Rohr, welches der Prinz Aly von da mitgebracht hat. Dieß mag hinreichend sein, um dir begreiflich zu machen, daß nichts von alle dem, was dich betrifft, mir unbekannt ist. Ich will nur dies eine hinzufügen, daß du mir ein glücklicheres Loos zu verdienen schienest, als das war, die Prinzessinn Nurunnihar zu besitzen, und da ich gerade zugegen war, als du den Pfeil, den du da in der Hand hast, abschossest, und ich voraus sah, das er nicht einmal so weit als der des Prinzen Hussain fliegen würde, so faßte ich ihn in der Luft an und gab ihn den erforderlichen Schwung, so daß er an die Felsen anprallen mußte, neben denen du ihn gefunden hast. Es wird nun bloß von dir abhangen, die Gelegenheit, die sich dir jetzt bietet, zu benutzen, um noch glücklicher zu werden."

Vierhundert und elfte Nacht.

Da die Fee Pari Banu diese letzten Worte in einem ganz anderen Tone sprach, indem sie den Prinzen Achmed

zärtlich anblickte und dann sogleich verschämt und mit erröthendem Gesicht die Augen niederschlug, so errieth der Prinz sehr leicht, welches Glück hier gemeint sei. Er überlegte, daß die Prinzessinn Nurunnihar nicht mehr die seinige werden könne, und daß die Fee Pari Banu an Schönheit, Anmuth und Reiz, so wie durch einen überwiegenden Verstand und durch ihre unermeßlichen Reichthümer, so weit er nämlich aus der Pracht des Palastes auf diese schließen konnte, jene unendlich weit überträfe, und er segnete den Augenblick, wo ihm der Gedanke eingekommen war, noch einmal den abgeschossenen Pfeil zu suchen, indem er sich ganz der Neigung hingab, die ihn nach dem neuen Gegenstande seines Herzens hinzog.

„Gnädige Frau," fing er an, „wenn ich mein ganzes Leben hindurch auch nur dies eine Glück hätte, euer Sklave und der Bewunderer so hoher Reize zu sein, die mich in Entzückung versetzen, so würde ich mich für den glücklichsten aller Sterblichen achten. Verzeihet mir meine Kühnheit, wenn ich euch um diese Gunst zu bitten wage, und verschmähet es nicht, an eurem Hofe einen Prinzen zuzulassen, der sich ganz euch zu widmen gedenkt."

„Prinz," erwiederte die Fee, „da ich schon seit langer Zeit freie Herrinn meiner Wünsche und frei von der Vormundschaft meiner Eltern bin, so will ich euch nicht als Sklaven an meinem Hofe zulassen, sondern als Herren meiner Person und alles dessen, was mir gehört und irgend noch etwa gehören könnte, wofern ihr mir nämlich Treue geloben und mich zu eurer Gemahlinn annehmen wollet. Ich hoffe, daß ihr es nicht übel aufnehmen werdet, daß ich euch durch dieses Anerbieten entgegenkomme. Ich habe euch schon gesagt, daß ich in meinem Willen von Niemanden abhange, und ich füge bloß noch hinzu, daß es mit den Feen nicht so ist, wie es mit den Frauen im Verhältniß

zu den Männern der Fall ist, welche bekanntlich eben nicht dergleichen Schritte entgegen zu thun pflegen und ein solches Verfahren mit ihrer Ehre unverträglich halten würden. Wir dagegen thun es nun einmal und denken, daß man uns dafür Dank wissen muß.“

Der Prinz Achmed antwortete auf diese Rede der Fee weiter nichts; allein durchdrungen von Dankbarkeit, glaubte er diese ihr nicht besser an den Tag legen zu können, als wenn er sich näherte, um ihr den Saum ihres Gewandes zu küssen. Sie ließ ihm indeß nicht Zeit, dieß zu thun, sondern reichte ihm ihre Hand, die er küßte, und indem sie die seinige festhielt und sie drückte, sagte sie zu ihm:

„Prinz Achmed, gebt ihr mir nicht euer Wort, wie ich euch das meinige gebe?“

„Ach gnädige Frau,“ erwiederte der Prinz voll freudigem Entzücken, „was könnte ich wohl besseres und freudigeres thun? Ja, meine Sultaninn, meine Königinn, ich gebe es euch nebst meinem Herzen, ohne Rückhalt!“

„Wenn das ist,“ antwortete die Fee, „so seid ihr mein Gemahl und ich bin eure Gemahlinn. Die Ehen werden bei uns ohne weitere Zeremonieen geschlossen, sind aber bei uns weit fester und unauflöslicher, als die der Menschen, ungeachtet letztere mehr Förmlichkeiten dabei anwenden. Jetzt — fuhr sie fort — während man für heute Abend die Anstalten zu unserem Hochzeitmahle trifft, wird man euch, da ihr offenbar heute noch nichts zu euch genommen habt, vorerst einen leichten Imbiß vorsetzen, dann werde ich euch die Zimmer meines Palastes zeigen, und ihr mögt dann selbst entscheiden, ob es nicht wahr ist, was ich euch sagte, daß nämlich dieser Saal gerade das schlechteste Zimmer darunter ist.“

Einige von den Frauen der Fee, die bei ihr im Saale sich befanden, hatten kaum ihren Wunsch vernommen, als

sie auch schon hinaus gingen, und bald darauf einige Speisen und trefflichen Wein herein brachten.

Als der Prinz Achmed zur Genüge gegessen und getrunken hatte, führte ihn die Fee Pari Banu aus einem Zimmer in das andere, und er sah darin Diamanten, Rubinen, Smaragden und alle Arten der feinsten Edelsteine im Verein mit Perlen, Achat, Jaspis, Porphyr und dem kostbarsten Marmor von allen Gattungen angebracht, um von dem Zimmergeräth zu schweigen, welches alles von einem unschätzbaren Reichthum war. Alles war da in so erstaunlichem Ueberfluß angebracht, daß er, weit entfernt, je etwas gesehen zu haben, was dieser Pracht auch nur nahe gekommen wäre, vielmehr eingestand, daß es nichts der Art auf der ganzen Welt geben könne.

„Prinz,“ sagte hierauf die Fee, „wenn ihr schon meinen Palast so sehr bewundert, der wirklich sehr schön ist, was würdet ihr erst zu den Palästen unserer Geisterfürsten sagen, die ganz anders schön, geräumig und prächtig sind? Ich könnte euch auch noch meinen Garten bewundern lassen, allein — fuhr sie fort — das mag lieber ein andermal geschehen. Die Nacht nähert sich jetzt schon, und es ist Zeit, daß wir uns zu Tafel setzen.“

Der Saal, worein die Fee den Prinzen führte und worin die Tafel gedeckt war, war das letzte Zimmer des Palastes und zugleich das einzige, was der Prinz noch nicht gesehen hatte; es stand indeß hinter keinem derjenigen zurück, die er bereits in Augenschein genommen hatte. Beim Hereintreten bewunderte er den Lichtglanz unzähliger, von Ambra duftender Wachskerzen, deren Menge, anstatt zu verwirren, vielmehr so symmetrisch aufgestellt war, daß man sie mit Vergnügen ansah. Eben so bewunderte er einen großen Schenktisch, besetzt mit goldenen Gefäßen, welche durch ihre kunstreiche Arbeit einen noch weit höheren Werth

hatten, als durch ihren Stoff; ferner mehrere Chöre der schönsten und reichgekleidetsten Mädchen, welche ein Konzert von Singstimmen und harmonischen Instrumenten begannen, so schön als er es nur je in seinem Leben gehört. Sie setzten sich zu Tische. Da Pari Banu sich ganz besonders beeiferte, dem Prinzen Achmed die wohlschmeckendsten Speisen vorzulegen, und sie jedesmal, wenn sie ihn zum Zulangen aufforderte, ihn mit Namen nannte, da ferner der Prinz noch nie etwas von denselben gehört hatte, und sie ganz ausgesucht wohlschmeckend fand, lobte er dieselben außerordentlich und rief aus, daß dies treffliche Mahl, womit sie ihn bewirthe, alle die Mahlzeiten der Menschen weit überträfe. Auch war er ganz entzückt über die Vortrefflichkeit des Weines, welcher aufgetragen wurde, und wovon er und die Fee erst beim Nachtisch, der aus Früchten, Kuchen und anderem dazu passenden Imbiß bestand, zu trinken anfingen.

Vierhundert und zwölfte Nacht.

Nach dem Nachtisch standen die Fee Pari Banu und der Prinz Achmed von der Tafel auf, die sogleich weggetragen wurde, und setzten sich ganz bequem auf das Sofa hin, indem sie den Rücken an Polster von Seidenstoff lehnten, die mit großem, vielfarbigem Blumenwerk, alles von der feinsten Stickerei, bedeckt waren. Sogleich trat nun eine große Anzahl von Geistern und Feen in den Saal und begannen einen herrlichen Tanz, welcher so lange dauerte, bis die Fee und der Prinz Achmed aufstanden. Dann gingen die Geister und Feen tanzend aus dem Saale hinaus und zogen vor den Neuvermählten her bis an die Thür des Zimmers, wo das hochzeitliche Lager bereitet war. Als sie da angekommen waren, stellten sie sich in Reihen, um die Beiden hindurch gehen zu lassen, worauf sie sich ent-

fernten, und Beiden die Freiheit ließen, sich zu Bette zu legen.

Das Hochzeitsfest dauerte auch den folgenden Tag noch fort, oder vielmehr, die nächstfolgenden Tage waren ein ununterbrochenes Fest, in welches die Fee Pari Banu, der es sehr leicht war, die größte Mannigfaltigkeit zu bringen wußte, durch neue Speisen und Gerichte bei den Mahlzeiten, durch neue Konzerte, neue Tänze, neue Schauspiele und neue Ergötzlichkeiten, die alle so außerordentlich waren, daß der Prinz Achmed während seines ganzen Lebens unter den Menschen, und hätte es auch tausend Jahre gedauert, sich dergleichen nicht hätte erdenken können.

Die Absicht der Fee war nicht bloß dem Prinzen sichere Beweise ihrer aufrichtigen Liebe und ihrer innigen Zuneigung zu geben, sondern sie wollte ihm auch dadurch recht fühlbar machen, daß er, da er ja doch am Hofe seines Vaters keine Ansprüche mehr zu machen habe, und er an keinem Orte in der Welt, um von ihrer Schönheit und ihren Reizen zu schweigen, etwas antreffen würde, was mit dem Glück, das er bei ihr genoß, nur irgend vergleichbar wäre, — sich daher ganz an sie anschließen und sich nie mehr von ihr trennen müsse. Sie erreichte auch vollkommen ihre Absicht. Die Liebe des Prinzen Achmed ward durch ihren Besitz nicht vermindert, sondern sie stieg vielmehr bis zu dem Grade, daß es nicht mehr in seiner Gewalt stand, von seiner Liebe zu ihr abzulassen, auch wenn sie jemals sich hätte entschließen können, gleichgültig gegen ihn zu werden.

Nach Verlauf von sechs Monaten fühlte endlich der Prinz Achmed, welcher stets den Sultan, seinen Vater, geliebt und verehrt hatte, ein heftiges Verlangen, von ihm einige Nachricht zu hören, und da er dasselbe nicht anders befriedigen konnte, als wenn er sich auf einige Zeit entfernte, um persönlich Nachricht einzuziehen, so sprach er einst

im Laufe des Gesprächs mit Pari Banu darüber, und bat sie, ihm dies zu gestatten. Diese Aeußerung beunruhigte die Fee, und da sie fürchtete, es sei dies nur ein bloßer Vorwand, um sie zu verlassen, so sagte sie zu ihm:

„Worin habe ich denn euer Misfallen erregt, daß ihr euch gedrungen fühlt, mich um diese Erlaubniß zu bitten? Sollte es möglich sein, daß ihr euer mir gegebenes Wort vergessen hättet und mich nicht mehr liebtet, die ich euch doch so zärtlich liebe, wie ihr aus den Beweisen, die ich euch ohne Unterlaß davon gebe, ersehen könnet?"

„Meine Königinn," erwiederte der Prinz Achmed, „ich bin von eurer Liebe vollkommen überzeugt, und ich würde mich derselben unwürdig machen, wenn ich euch nicht meine Dankbarkeit dafür durch Gegenliebe an den Tag legte. Wenn ihr durch meine Bitte beleidigt worden seid, so bitte ich euch deshalb um Verzeihung, und bin bereit, euch jede Genugthuung dafür zu geben. Ich that sie nicht um euch zu kränken, sondern bloß aus einer innern Ehrfurcht für meinen Vater, den Sultan, den ich gern von der Betrübniß zu befreien wünschte, worin ich ihn durch eine so lange Abwesenheit unfehlbar versetzt habe; denn ich habe Grund zu vermuthen, daß er mich für todt hält. Da ihr indeß es nicht genehmigt, daß ich hingehe und ihm diesen Trost gewähre, so will ich, was ihr wollet, und es giebt nichts auf der Welt, das ich nicht zu thun bereit bin, um mich euch gefällig zu beweisen."

Der Prinz Achmed, der sich nicht verstellte und sie in seinem Herzen wirklich so heiß liebte, als er sie so eben versichert hatte, drang nicht weiter in sie, um von ihr die gewünschte Erlaubniß zu erhalten, und die Fee zeigte ihm, wie sehr sie über seine Nachgiebigkeit erfreut sei. Da er indeß seinen Plan doch nicht ganz aufgeben konnte, so unterhielt er sie absichtlich von Zeit zu Zeit von den schönen

Eigenschaften des Sultans von Indien, und besonders von den Beweisen von Zärtlichkeit, die dieser ihm stets gegeben, und hoffte sie dadurch am Ende doch noch zu erweichen.

Uebrigens verhielt es sich wirklich so, wie der Prinz Achmed es vermuthet hatte. Der Sultan von Indien war mitten unter den Lustbarkeiten bei der Hochzeit des Prinzen Aly und der Prinzessinn Nurunnihar durch die Entfernung seiner beiden Söhne tief betrübt worden. Es dauerte nicht lange, so erfuhr er den Entschluß, den der Prinz Hussain gefaßt hatte, die Welt zu verlassen, und den Ort, den er sich zu seinem künftigen Aufenthalte gewählt hatte. Als ein guter Vater, der einen Theil seines Glückes darin setzt, seine Kinder um sich zu sehen, besonders wenn sie sich seiner Liebe würdig beweisen, hätte er es freilich lieber gesehen, wenn er am Hofe und um ihn geblieben wäre. Da er indeß es nicht misbilligen konnte, daß er sich diesen Stand einer immer höheren Vervollkommnung, wozu er sich verpflichtet hatte, gewählt habe, so ertrug er seine Abwesenheit mit Geduld. Er wendete alle mögliche Sorgfalt an, um Nachricht von dem Prinzen Achmed zu erhalten; er fertigte Eilboten in alle Provinzen seines Reichs ab, mit dem Befehl an die Statthalter, ihn anzuhalten und zur Rückkehr an den Hof zu nöthigen; doch alle Mühe, die er sich gab, hatte nicht den gehofften Erfolg, und sein Kummer wurde, anstatt abzunehmen, nur noch größer. Oft besprach er sich darüber mit seinem Groß-Wesyr.

„Wesyr," sprach er einst zu ihm, „du weißt, daß Achmed derjenige unter meinen Söhnen ist, den ich immer am zärtlichsten geliebt habe, und du weißt, welche Mittel und Wege ich eingeschlagen habe, um ihn wiederzufinden, doch stets ohne Erfolg. Der Schmerz, den ich darüber empfinde, ist so lebhaft, daß ich ihm am Ende erliegen werde, wenn du nicht Mitleid mit mir hast. Wofern dir

nur irgend meine längere Erhaltung am Herzen liegt, so beschwöre ich dich, daß du mich mit deinem Beistand und deinem Rath unterstützest."

Vierhundert und dreizehnte Nacht.

Der Groß-Wesyr, der eben so sehr der Person des Sultans zugethan, als in Verwaltung der Staatsangelegenheiten eifrig war, dachte auf Mittel, um ihm einige Beruhigung zu verschaffen, und da fiel ihm eine Zauberinn ein, von welcher man Wunderdinge erzählte.

Er schlug ihm vor, diese kommen zu lassen und zu befragen; der Sultan genehmigte es. Der Groß-Wesyr ließ sie also aufsuchen und führte sie selbst bei ihm ein.

Der Sultan sagte zu der Zauberinn: „Die Betrübniß, worin ich mich seit der Hochzeit meines Sohnes Aly mit der Prinzessinn Nurunnihar wegen der Abwesenheit des Prinzen Achmed befinde, ist so allgemein bekannt, daß du ohne Zweifel darum wissen wirst. Kannst du mir nun nicht vermöge deiner Kunst und Geschicklichkeit sagen, was aus ihm geworden ist? Ist er noch am Leben? Was macht er? Darf ich hoffen, ihn noch einmal wiederzusehen?"

Die Zauberinn antwortete, um der Anfrage des Sultans Genüge zu leisten: „Herr, welche Geschicklichkeit ich auch immer in meinem Fache besitzen mag, so ist es mir doch nicht möglich, auf der Stelle der Anfrage Euer Majestät zu genügen; doch wenn ihr mir Frist bis morgen gestatten wollt, so werde ich euch Bescheid geben können."

Der Sultan gestattete ihr diesen Aufschub und entließ sie mit dem Versprechen, sie gut zu belohnen, wofern der Bescheid seinen Wünschen entsprechen würde.

Die Zauberinn kam den folgenden Tag wieder und der Groß-Wesyr stellte sie wiederum vor. Sie sagte zu dem Sultan:

„Herr, mit welchem Eifer ich auch die Regeln meiner Kunst beobachtet habe, um Euer Majestät in Hinsicht dessen, was ihr zu wissen wünscht, zu gehorchen, so habe ich doch nichts weiter ausmitteln können, als daß der Prinz Achmed nicht todt ist. Dies ist ganz gewiß, und ihr könnt euch darauf verlassen. Was den Ort betrifft, wo er sein mag, so habe ich diesen nicht entdecken können.“

Der Sultan von Indien war genöthigt, sich mit dieser Antwort zu begnügen, die ihn in Hinsicht auf das Schicksal des Prinzen fast in derselben Ungewißheit ließ, als er zuvor war.

Um wieder auf den Prinzen Achmed zurückzukommen, so unterhielt sich dieser so oft mit der Fee Pari Banu über seinen Vater, den Sultan, doch ohne weiter seinen Wunsch, denselben zu sehen, irgend zu erwähnen, daß eben diese Absichtlichkeit ihr seine innere Gesinnung verrieth. Da sie nun seine Zurückhaltung und seine Furcht, nach jener abschlägigen Antwort noch einmal ihr Misfallen zu erregen, bemerkte, so ersah sie erstlich daraus, daß seine Liebe zu ihr, wovon er bei allen Gelegenheiten unablässig Beweise gab, aufrichtig sei, zweitens, da sie selber das Unrecht einsah, welches sie begehen würde, wenn sie einem Sohne in Hinsicht auf seine Liebe zu seinem Vater Gewalt anthun, und ihn zwingen wollte, seine natürliche Neigung, die ihn zu jenem hinzog, zu unterdrücken, so beschloß sie, ihm das zu bewilligen, was er immerfort so feurig wünschte. Sie sagte daher eines Tages zu ihm:

„Prinz, die Erlaubniß, um die ihr mich batet, daß ihr nämlich euren Vater, den Sultan, besuchen wolltet, hatte mir die gerechte Besorgniß eingeflößt, daß dies bloß ein Vorwand sei, um mir ein Zeichen eurer Unbeständigkeit zu geben und mich zu verlassen; es war dies der einzige Beweggrund, warum ich euch eure Bitte abschlug. Doch

heute, wo ich durch euer Benehmen und durch eure Worte so vollkommen überzeugt bin, daß ich mich auf eure Beständigkeit und auf den Bestand eurer Liebe verlassen kann, bin ich einer andern Ansicht geworden und gewähre euch diese Erlaubniß, doch nur unter der Bedingung, daß ihr mir zuvor schwöret, daß eure Abwesenheit nicht lange dauern werde und daß ihr sehr bald wieder zurückkehren werdet. Diese Bedingung darf euch nicht bekümmern, als forderte ich sie etwa von euch aus Mistrauen, sondern ich thue das bloß, weil ich meiner Ueberzeugung zufolge, die ich von der Aufrichtigkeit eurer Liebe habe, im voraus weiß, daß sie euch in keine Verlegenheit setzen wird."

Der Prinz Achmed wollte sich der Fee zu Füßen werfen, um ihr deutlicher an den Tag zu legen, wie sehr er von Dankbarkeit gegen sie durchdrungen sei, allein die Fee hinderte ihn daran.

„Meine Sultaninn," sagte er zu ihr, „ich erkenne den vollen Werth der Gunst, die ihr mir erweiset, allein es fehlt mir an Worten, um euch dafür zu danken, als ich es wohl wünschte. Ergänzet in Gedanken, was ich nicht auszudrücken vermag, und seid überzeugt, daß alles, was ihr euch nur irgend selber hierüber sagen möget, doch noch weit hinter dem zurücksteht, was ich innerlich darüber empfinde. Uebrigens habt ihr sehr Recht, wenn ihr glaubt, daß der Schwur, den ihr von mir fordert, mir keine Bekümmerniß machen werde. Ich leiste ihn euch um so lieber, da es mir von nun an durchaus unmöglich ist, ohne euch zu leben. Ich werde also von euch reisen, doch die Eilfertigkeit, womit ich zu euch wiederkehren werde, wird euch zeigen, daß ich es nicht aus Furcht vor einem Meineide gegen euch, sondern aus wahrer Neigung meines Herzens thue, welche mich antreibt, mein Leben in eurem Umgange zuzubringen, und wenn ich jemals mit eurer Geneh-

migung mich von euch entfernen sollte, so werde ich doch stets dabei der Bekümmerniß, die mir eine zu lange Abwesenheit verursachen könnte, auszuweichen suchen."

Pari Banu freute sich über diese Gesinnungen des Prinzen Achmed um so mehr, weil sie dadurch von ihrem Argwohn gegen ihn und von der Furcht befreit wurde, daß seine Sehnsucht nach seinem Vater, dem Sultan von Indien, bloß ein scheinbarer Vorwand sein möchte, um ihr untreu werden zu können.

„Prinz," sagte sie zu ihm, „ihr könnt abreisen, sobald es euch beliebt; allein, nehmet mir es nicht übel, wenn ich euch zuvor einige Winke über die Art und Weise gebe, wie ihr euch auf dieser Reise am besten benehmen könnet. Erstens, halte ich es nicht für angemessen, daß ihr von unserer Verbindung, noch auch von meinem Stande, oder von dem Orte, wo ihr euch niedergelassen, und seit der Trennung von ihm euren Aufenthalt genommen habt, gegen euren Vater, den Sultan, das mindeste erwähnet. Bittet ihn, daß er sich mit der Nachricht begnüge, daß ihr euch nichts weiter wünschet, und daß der einzige Grund eurer Hinreise zu ihm bloß der gewesen, daß ihr ihm seine unruhige Besorgniß über euer Schicksal benehmen wolltet."

Vierhundert und vierzehnte Nacht.

Endlich gab sie ihm zu seiner Begleitung zwanzig wohlgerüstete und stattliche Reiter. Als alles bereit war, nahm der Prinz Achmed von der Fee Abschied, indem er sie umarmte und sein Versprechen einer baldigen Wiederkehr erneuerte. Man führte ihm das Pferd vor, welches sie für ihn hatte in Bereitschaft setzen lassen: dies war nicht bloß reich angeschirrt, sondern auch so schön und von einem noch höheren Werth als irgend eines in dem Marstall des Sultans von Indien. Er bestieg es zu großer Freude der Fee

mit vielem Anstande, winkte ihr sein letztes Lebewohl zu, und sprengte von dannen.

Da der Weg nach der Hauptstadt nicht lang war, so langte der Prinz Achmed auch binnen kurzer Zeit daselbst an. Sobald er in die Stadt eintrat, empfing ihn das Volk, voll Freude über sein Wiedererscheinen, mit lautem Beifallruf, und ein großer Theil riß sich von den übrigen los und begleitete ihn schaarenweise bis an die Zimmer des Sultans. Der Sultan umfing und umarmte ihn voll Freude, beklagte sich gleichwohl aber vermöge seiner väterlichen Zärtlichkeit über die Betrübniß, worein ihn seine lange Abwesenheit versenkt habe. „Diese deine Abwesenheit,“ fuhr er fort, „war für mich um so schmerzlicher, da ich seit jenem Tage, wo der Zufall zu deinem Nachtheil und zu Gunsten deines Bruders Aly entschied, Ursache hatte zu glauben, daß du dich zu irgend einem Schritt der Verzweiflung habest hinreißen lassen.“

„Herr,“ erwiederte der Prinz Achmed, „ich überlasse es Euer Majestät zu überlegen, ob ich nach dem Verluste der Prinzessinn Nurunnihar, welche der einzige Gegenstand meiner Wünsche gewesen war, mich wohl noch entschließen konnte, Zeuge des Glücks meines Bruders, des Prinzen Aly, zu sein. Wenn ich eines so unwürdigen Betragens fähig gewesen wäre, was hätte man da wohl am Hofe und in der Stadt, ja was hätte Euer Majestät selber von meiner Liebe denken können? Die Liebe ist eine Leidenschaft, die man nicht nach Belieben aufgeben kann. Sie beherrscht und bemeistert sich unser, und läßt einem wahrhaft Liebenden nicht Zeit, von seiner Vernunft Gebrauch zu machen. Euer Majestät weiß, daß mir beim Abschießen meines Pfeils etwas so außerordentliches begegnete, als wohl noch nie jemandem begegnet ist, daß nämlich der von mir abgeschossene Pfeil in einer so ununterbrochenen und freien Ebe-

ne, als jene war, nicht aufgefunden werden konnte, was denn zur Folge hatte, daß ich ein Gut verlor, dessen Besitz mir eben so gut als meinen beiden Brüdern gebührte. Besiegt durch den Eigensinn des Zufalls, verlor ich meine Zeit nicht mit unnützen Klagen. Um mein Gemüth zu beruhigen, welches über diesen unbegreiflichen Zufall bestürzt war, entfernte ich mich unbemerkt von meinen Leuten und kehrte ganz allein nach dem Orte zurück, um meinen Pfeil zu suchen. Ich suchte ihn diesseits, jenseits, links und rechts von der Stelle, wo ich die Pfeile Hussain's und Aly's hatte von der Erde aufheben gesehen und wo der meinige ebenfalls hingefallen sein mußte. Doch die Mühe, die ich mir gab, war fruchtlos. Ich ließ mich indeß nicht abschrekken und setzte meine Nachsuchungen fort, indem ich in grader Linie nach der Richtung, wo er hingefallen sein mußte, immer weiter vorwärts ging. Ich war schon eine Stunde lang, immerfort links und rechts hin blickend und mich zuweilen sogar noch umdrehend fortgegangen, so daß mir auch der geringste Gegenstand, der nur irgend einem Pfeile ähnlich sah, nicht hätte entgehen können, als ich endlich überlegte, daß ja unmöglich mein Pfeil soweit habe fliegen können. Ich stand still und fragte mich selbst, ob ich denn meinen Verstand verloren und ich so weit von Sinnen gekommen sei, daß ich mir träumen lassen könnte, ich sei stark genug, um einen Pfeil bis in eine solche Weite zu treiben, als keiner unserer ältesten und durch ihre Kraft berühmtesten Helden es jemals im Stande gewesen. Diese Betrachtungen stellte ich an und war im Begriff, mein Unternehmen ganz aufzugeben; doch als ich meinen Entschluß ausführen wollte, fühlte ich mich unwillkührlich weiter fortgezogen, und nachdem ich vier Stunden weit gegangen, bis wo die Ebene von Felsen begränzt wird, bemerkte ich einen Pfeil. Ich eilte hin, hob ihn auf und erkannte ihn

für den, welchen ich abgeschossen, der aber weder am rechten Orte noch zu rechter Zeit aufgefunden worden war. Anstatt nun die Entscheidung, welche Euer Majestät zu Gunsten des Prinzen Aly gefällt hatte, als eine Ungerechtigkeit gegen mich zu betrachten, legte ich mir das, was mir zugestoßen war, ganz anders aus und zweifelte nicht, daß hiebei irgend ein für mich vortheilhaftes Geheimniß obwalten und daß ich alles aufbieten müsse, um darüber Aufschluß zu erhalten, ohne mich zu weit zu entfernen; — indeß dies ist ein neues Geheimniß, wobei ich Euer Majestät bitten muß, es nicht ungnädig aufzunehmen, wenn ich darüber stillschweige. Euer Majestät bitte ich, sich mit meiner Versicherung zu begnügen, daß ich glücklich und mit meinem Glücke ganz zufrieden bin. Da in meinem Glücke nichts war, was mich so beunruhigen und dasselbe zu stören vermochte, als der Gedanke an den Kummer, den, wie ich voraussetzte, Euer Majestät über mein Verschwinden vom Hofe und über mein Schicksal haben mußte, so hielt ich es für meine Pflicht, euch denselben zu benehmen. Dies ist der einzige Grund, warum ich komme. Die einzige Gnade, die ich mir für die Zukunft von Euer Majestät erbitte, besteht darin, daß ihr mir erlaubt, von Zeit zu Zeit hierher zu kommen, um euch meine Ehrerbietung zu bezeigen und mich nach eurem Befinden zu erkundigen."

„Mein Sohn," antwortete der Sultan von Indien, „ich kann dir diese Erlaubniß nicht verweigern, doch würde ich es weit lieber gesehen haben, wenn du dich hättest entschließen können, hier in meiner Nähe zu bleiben. Indeß sage mir wenigstens, wo ich von dir Nachricht erhalten kann, so oft du mir selber keine zukommen lässest, oder wenn deine Gegenwart einmal nöthig sein sollte."

„Herr," erwiederte der Prinz Achmed, „das, um was

Euer Majestät mich fragt, gehört mit zu dem erwähnten Geheimniß, und ich bitte euch daher, mir zu gestatten, daß ich über diesen Punkt schweige. Ich werde mich übrigens so oft zu Erfüllung meiner Pflicht einstellen, daß ich eher fürchte lästig zu werden, als euch irgend einen Anlaß zu geben, mich der Nachlässigkeit anzuklagen, wenn meine Gegenwart einmal nöthig sein sollte."

Vierhundert und funfzehnte Nacht.

Der Sultan von Indien drang nicht weiter in den Prinzen Achmed, sondern sagte zu ihm:

„Mein Sohn, ich will nicht weiter in dein Geheimniß eindringen, ich überlasse es ganz deinem Gutbefinden, und sage dir bloß, daß du mir kein größeres Vergnügen machen konntest als dasjenige, daß du mich durch deine Gegenwart, die ich so lange schon entbehren mußte, erfreutest, und daß du mir jedesmal sehr willkommen sein wirst, wenn du unbeschadet deiner Geschäfte oder Vergnügungen mich einmal besuchen kannst."

Der Prinz Achmed blieb am Hofe seines Vaters, des Sultans, nicht länger als drei Tage, und schon am vierten reiste er sehr früh wieder ab. Die Fee Pari Banu freute sich um so mehr ihn wiederzusehen, da sie eine so baldige Rückkehr gar nicht erwartet hatte, und sie machte sich nun selber Vorwürfe darüber, daß sie ihn für fähig gehalten hatte, jene Treue zu brechen, die er ihr so feierlich angelobt hatte. Sie verhehlte dies dem Prinzen nicht, sie gestand ihm frei und offen ihre Schwachheit, und bat ihn deshalb um Verzeihung. Von nun an war die Eintracht der beiden Liebenden so vollkommen, daß, was der eine wollte, auch der andere wollte.

Einen Monat nach der Rückkehr des Prinzen bemerkte die Fee Pari Banu, daß, seitdem der Prinz ihr von

seiner Reise und von seiner Unterhaltung mit seinem Vater, die er während seiner Abwesenheit gehabt, Bericht abgestattet hatte, er nie mehr mit ihr über den Sultan gesprochen hatte, gerade als ob er nicht mehr auf der Welt wäre, anstatt daß er zuvor so oft mit ihr von jenem sich unterhalten hatte. Sie muthmaßte, daß er bloß aus Achtung gegen sie dies vermiede, und nahm daher eines Tages Gelegenheit, folgendes gegen ihn zu äußern:

„Prinz, sagt mir doch, habt ihr euren Vater, den Sultan, denn so ganz vergessen? Erinnert ihr euch nicht mehr an das Versprechen, welches ihr ihm gethan, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen? Ich für mein Theil habe noch nicht vergessen, was ihr mir bei eurer Rückkehr gesagt habt, und ich bringe es euch hiemit in Erinnerung, damit ihr nicht länger wartet, um euer Versprechen zum erstenmal zu erfüllen."

„Verehrte Frau," erwiederte der Prinz Achmed in demselben heitern Tone wie die Fee, „ich fühle mich einer solchen Vergeßlichkeit, als ihr erwähnet, nicht fähig, indeß ich wollte lieber diesen euren Vorwurf unverdient ertragen, als mich einer abschlägigen Antwort aussetzen, wenn ich gegen euch eine Sehnsucht nach etwas blicken ließe, was euch irgend hätte in Unruhe versetzen können."

„Prinz," sagte die Fee zu ihm, „ich will nicht, daß ihr länger diese Rücksicht gegen mich nehmet, und damit dergleichen nicht wieder vorkomme, so dächte ich, da ihr den Sultan, euren Vater, bereits seit einem Monate nicht gesehen, ihr setztet den Besuch, den ihr ihm abzustatten habt, nicht über einen Monat aus. Fanget also morgen damit an, und fahret so von Monat zu Monat fort, ohne daß ihr deshalb mir jedesmal etwas saget oder von mir eine Aeußerung hierüber erwartet. Ich genehmige es sehr gern."

Der Prinz Achmed reiste schon den folgenden Tag ab,

mit demselben Gefolge, aber weit geschmackvoller gekleidet, so wie er selber weit prächtiger ausgerüstet und gekleidet war, als das erstemal. Er wurde von dem Sultan wieder eben so freudig und vergnügt empfangen. So setzte er denn seine Besuche mehrere Monate lang fort, und immer erschien er in einem reichern und glänzenderen Aufzuge.

Endlich wußten einige Wesyre, welche die Lieblinge des Sultans waren, und die aus dem Aufwande des Prinzen auf seine Macht und Größe einen Schluß machten, die Freiheit, die ihnen gestattet war, mit dem Sultan zu reden, dazu zu mißbrauchen, daß sie in ihm Argwohn gegen den Prinzen weckten. Sie stellten ihm vor, die Klugheit erfordere es, zu wissen, wo der Prinz seinen eigentlichen Aufenthalt habe, und wovon er seinen großen Aufwand bestreite, da ihm doch weder eine Leibrente noch ein bestimmter Jahrgehalt angewiesen worden sei, und er bloß an den Hof zu kommen scheine, um ihm zu trotzen und ihm zu zeigen, daß er seiner Geschenke nicht bedürfe, um als Prinz zu leben; überhaupt sei zu fürchten, er werde das Volk aufwiegeln, um ihn frevelhafter Weise zu entthronen.

Der Sultan von Indien, welcher weit entfernt war zu glauben, daß der Prinz Achmed fähig sein könnte, einen so verbrecherischen Plan zu fassen, sagte zu ihnen:

„Ihr scherzet wohl nur. Mein Sohn liebt mich, und ich bin um so mehr von seiner Zuneigung und Treue versichert, da ich mich nicht erinnern kann, ihm je den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit mit mir gegeben zu haben."

Bei diesen letzten Worten nahm einer dieser Günstlinge Anlaß ihm zu sagen:

„Herr, obwohl Euer Majestät nach dem allgemeinen Urtheil aller Verständigen keinen bessern Entschluß fassen konnte, als der war, den ihr damals faßtet, um die drei Prinzen in Betreff der Verheirathung der Prinzessinn Nu=

runnihar zufrieden zu stellen, wer weiß, ob der Prinz Achmed sich der Entscheidung des Looses mit derselben Entsagung unterworfen hat als der Prinz Hussain? Kann er sich nicht vielleicht eingebildet haben, daß er allein sie verdiene, und daß Euer Majestät, anstatt sie ihm vorzugsweise vor seinen älteren Brüdern zu bewilligen, gegen ihn dadurch eine Ungerechtigkeit begangen habe, daß ihr die Entscheidung darüber dem Loose überließet?"

„Euer Majestät wird vielleicht sagen," fügte der boshafte Günstling hinzu, „daß Prinz Achmed kein Zeichen von Unzufriedenheit blicken lasse, daß unsere Furcht leer sei, daß wir uns gar zu leicht beunruhigen lassen, und endlich, daß wir Unrecht haben, gegen einen Prinzen seines Geblütes euch einen Verdacht einzuflößen, der vielleicht ungegründet ist; allein, Herr, — fuhr der Günstling fort — dieser Verdacht kann auch wohl sehr gegründet sein. Euer Majestät ist nicht unbekannt, daß man bei einer so zarten und doch auch so wichtigen Angelegenheit, den sichersten Weg wählen müsse; dazu erwäget, daß die Verstellung des Prinzen euch Vergnügen machen und euch täuschen könnte, und daß die Gefahr um so bedenklicher ist, da Prinz Achmed von eurer Hauptstadt nicht gar so weit entfernt zu sein scheint. In der That, wenn ihr eben so aufmerksam darauf gewesen seid als wir, so werdet ihr bemerkt haben, daß jedesmal, wenn er ankommt, er und seine Leute ganz frisch und munter, und ihre Kleider, die Decken der Pferde und der übrige Schmuck so blank aussehen, als wären sie so eben erst neu gemacht. Sogar ihre Pferde sind nicht müder, als kämen sie von einem bloßen Spazierritt. Diese Beweise von dem benachbarten Aufenthaltsorte des Prinzen Achmed sind so augenscheinlich, daß wir unsere Pflicht zu verletzen glauben würden, wenn wir dies euch nicht unterthänigst vorstellten, damit ihr zu

eurer eigenen Erhaltung und zum Wohl eures Reichs die erforderliche Rücksicht darauf nehmen könntet."

Als der Günstling diese lange Rede geendigt hatte, brach der Sultan das Gespräch mit den Worten ab:

„Wie dem auch sein mag, ich glaube nicht, daß mein Sohn Achmed so böse ist, als ihr mich überreden wollet, unterdessen danke ich euch für euren guten Rath und zweifle nicht, daß ihr mir ihn aus der besten Absicht gegeben."

Vierhundert und sechszehnte Nacht.

Der Sultan sprach auf diese Weise zu seinen Günstlingen, ohne sie merken zu lassen, daß ihre Aeußerungen auf sein Gemüth Eindruck gemacht hatten. Gleichwohl gerieth er darüber in einige Unruhe und beschloß, die Schritte des Prinzen Achmed beobachten zu lassen, doch ohne seinem Groß=Wesyr das mindeste davon zu sagen. Er ließ die Zauberinn kommen, welche durch eine geheime Thür des Palastes eingelassen und bis in sein Gemach geführt wurde, und sagte zu ihr:

„Du hast mir die Wahrheit gesagt, als du mich versichertest, daß mein Sohn Achmed nicht todt sei, und ich danke dir dafür; allein du mußt mir noch einen Gefallen thun. Seitdem ich ihn nämlich wiedergefunden habe, und er wieder alle Monat einmal an meinen Hof kommt, habe ich noch nicht von ihm herausbringen können, an welchem Orte er seine Wohnung hat. Ich habe ihm keinen Zwang anthun wollen, um ihm sein Geheimniß wider seinen Willen abzulocken; indeß ich halte dich für geschickt genug, um meiner Neugier Befriedigung zu verschaffen, ohne daß er oder irgend jemand an meinem Hofe etwas davon erfährt. Du weißt, daß er jetzt eben hier ist, und da er von hier immer wieder abzureisen pflegt, ohne von mir oder irgend einem an meinem Hofe Abschied zu nehmen, so verliere

keine Zeit, begib dich noch heute auf seinen Weg und beobachte ihn so gut, daß du erfährst, wo er jedesmal hingeht, und mir darüber Antwort bringen kannst."

Die Zauberinn entfernte sich aus dem Palast des Sultans, und da sie erfahren hatte, an welchem Orte der Prinz Achmed seinen Pfeil gefunden hatte, so begab sie sich augenblicklich dahin und versteckte sich bei den Felsen, doch so, daß sie nicht bemerkt werden konnte.

Den folgenden Tag reiste der Prinz Achmed mit Anbruch des Morgens ab, ohne daß er vom Sultan oder von einem andern Manne des Hofes Abschied nahm, wie dies seine gewöhnliche Weise war. Die Zauberinn sah ihn kommen und begleitete ihn mit den Augen so weit, bis sie ihn und sein Gefolge aus dem Gesicht verlor.

Da die Felsen wegen ihrer steilen Jähe eine Gränzmauer bildeten, die für jeden Sterblichen, er mochte zu Fuß oder zu Pferde sein, unübersteiglich war, so schloß die Zauberinn, eines von beiden könne hier nur der Fall sein, daß nämlich der Prinz sich hier entweder in irgend eine Höhle zurückzöge, oder an irgend einen unterirdischen Ort, wo Feen und Geister wohnten. So wie sie nun vermuthen konnte, daß der Prinz und seine Leute verschwunden und in die Höhle oder in das unterirdische Gemach eingegangen sein müßten, kam sie aus ihrem Versteck hervor, und ging gerades Weges auf die Schlucht los, wo sie dieselben hatte hineinreiten gesehen. Sie ging in diese hinein, schritt so weit vor, bis wo sich dieselbe in allerlei Krümmungen endigte, sah sich nach allen Seiten um, und ging mehreremale auf und ab. Allein ungeachtet aller Sorgfalt bemerkte sie doch weder irgend eine Höhlenöffnung noch die eiserne Thür, welche früher den Nachforschungen des Prinzen Achmed nicht entgangen war, — und zwar darum, weil diese Thür nur für Männer und zwar nur für die,

deren Gegenwart der Fee Pari Banu angenehm war, aber nicht für Frauen sichtbar war.

Da die Zauberinn sah, daß alle ihre Mühe fruchtlos sei, so mußte sie sich mit der Entdeckung, die sie so eben gemacht hatte, begnügen. Sie ging also wieder zurück, um dem Sultan Antwort zu bringen, und nachdem sie diesem über alle ihre gethanen Schritte Bericht abgestattet hatte, fügte sie hinzu:

„Herr, es wird mir, wie euer Majestät aus dem so eben abgestatteten Bericht ersehen kann, nicht schwer werden, euch über das Betragen des Prinzen Achmed den befriedigendsten Aufschluß zu geben, den ihr euch nur wünschen könnt. Ich will euch gegenwärtig noch nicht sagen, was ich davon denke, sondern ich will euch lieber eine so klare Kenntniß von der Sache verschaffen, daß ihr nicht mehr zweifeln könnt. Um dies bewirken zu können, erbitte ich mir von euch bloß Zeit und Geduld, nebst der Erlaubniß, daß ihr mich machen laßt, ohne nach den Mitteln zu fragen, deren ich mich hiezu bedienen muß."

Der Sultan nahm die Maßregeln, welche die Zauberinn in Hinsicht seiner ergriff, ganz wohl auf, und sagte zu ihr:

„Ganz nach deinem Belieben! Geh und handle so, wie du es für angemessen findest, ich werde die Erfüllung deiner Versprechungen ruhig abwarten."

Um sie aufzumuntern, schenkte er ihr zugleich einen sehr kostbaren Diamant, indem er ihr sagte, dies gebe er ihr bloß vorläufig, bis er sie einst vollständig belohnen würde, wenn sie ihm den wichtigen Dienst, worin er sich ganz auf ihre Geschicklichkeit verlasse, geleistet haben würde.

Da der Prinz Achmed, seitdem er von der Fee Pari Banu die Erlaubniß erhalten hatte, dem Sultan von Indien seine Aufwartung zu machen, nicht unterlassen hatte,

dies regelmäßig alle Monate einmal zu thun, so wartete die Zauberinn, die dies recht gut wußte, bis der laufende Monat zu Ende ging. Ein oder zwei Tage vor dem Ende desselben begab sie sich an den Fuß der Felsen, und zwar an die Stelle, wo der Prinz mit seinen Leuten ihr aus dem Gesicht geschwunden war, und wartete da, um den Plan, den sie entworfen hatte, auszuführen

Schon am folgenden Tage ritt der Prinz Achmed wie gewöhnlich aus der eisernen Thür heraus, und zwar mit dem Gefolge, das ihn immer zu begleiten pflegte, und kam dicht an der Zauberinn vorbei, die er nicht für das erkannte, was sie war. Da er bemerkte, daß sie mit dem Kopf auf den Felsen gelehnt da lag und wie eine schwer Leidende jammerte, so bewog ihn das Mitleid, seitwärts abzulenken, um sich ihr zu nähern, und sie zu fragen, was ihr denn fehle, und was er zu ihrer Linderung thun könne.

Vierhundert und siebzehnte Nacht.

Die arglistige Zauberinn sah den Prinzen, ohne den Kopf emporzuheben, mit einer Miene an, die sein schon gewecktes Mitleid noch vermehrte, und antwortete ihm in abgebrochenen Worten, und als könnte sie kaum athmen, sie sei von Hause weggegangen, um nach der Stadt zu gehen, und unterwegens sei sie von einem heftigen Fieber befallen worden, die Kräfte seien ihr geschwunden, und sie sei genöthiget gewesen, anzuhalten und in einer unbewohnten Gegend, ohne Aussicht auf menschlichen Beistand, in der Lage zu bleiben, worin er sie gefunden.

„Gute Frau," erwiederte der Prinz Achmed, „ihr seid nicht so weit von aller menschlichen Hilfe entfernt, als ihr denkt; ich bin bereit, es euch zu beweisen und euch hier ganz in der Nähe an einen Ort hinzubringen, wo ihr nicht bloß alle mögliche Pflege finden, sondern auch bald geheilt werden

sollet. Ihr dürft hiezu bloß aufstehen, und zugeben, daß einer von meinen Leuten euch hinter sich aufs Pferd nehme."

Bei diesen Worten des Prinzen Achmed lehnte die Zauberinn, die sich bloß darum krank stellte, um zu erfahren, wo er wohne, was er mache, und in welcher Lage er sich befinde, die Wohlthat, die ihr so artig angeboten wurde, ganz und gar nicht ab, und um ihm mehr durch die That als durch Worte anzuzeigen, daß sie sein Anerbieten annehme, stellte sie sich, als suche sie mit vieler Mühe sich aufzurichten. In demselben Augenblick stiegen zwei von den Reitern ab, halfen ihr auf die Beine und setzten sie hinter einen andern Reiter aufs Pferd. Während sie sich wieder aufsetzten, sprengte der Prinz an der Spitze seiner Reiterschaar den Weg wieder zurück, und kam bald an die eiserne Thür, welche ihm durch einen vorausgeeilten Reiter geöffnet worden war. Der Prinz ritt hinein, und als er in den Hof des Feenpalastes gelangt war, ließ er, ohne selber abzusteigen, durch einen seiner Reiter der Fee melden, daß er sie zu sprechen wünsche.

Die Fee Pari Baru eilte um so schneller herbei, da sie nicht begreifen konnte, aus welchem Grunde der Prinz Achmed sobald wieder umzukehren genöthigt worden sei. Ohne ihr Zeit zu lassen, nach dem Grunde zu fragen, sagte der Prinz zu ihr, indem er auf die Zauberinn hinzeigte, welche zwei seiner Leute vom Pferde herabgehoben hatten und nun unter den Armen geführt brachten:

„Meine Prinzessinn, ich bitte euch, dieser Frau dasselbe Mitleid zu schenken, das ich ihr geschenkt habe. Ich habe sie in dem Zustande, worin ihr sie sehet, unterweges getroffen, und habe ihr den Beistand versprochen, dessen sie bedarf. Ich empfehle sie euch in der Ueberzeugung, daß ihr sie nicht verlassen werdet, sowohl aus eigenem Antriebe als auch in Rücksicht meiner."

Die Fee Pari Banu, welche während der Rede des Prinzen ihre Augen auf die angebliche Kranke geheftet hatte, befahl zweien ihrer Frauen, die ihr gefolgt waren, sie aus den Händen der beiden Reiter zu übernehmen, sie dann in ein Zimmer des Palastes zu führen und für sie ganz eben so zu sorgen, als ob sie es selber wäre.

Während die beiden Frauen den empfangenen Befehl vollzogen, näherte sich die Fee Pari Banu dem Prinzen Achmed und sagte mit niedergesenkten Augen zu ihm:

„Prinz, ich lobe euer Mitleid; es ist euer und eures Standes würdig, und ich freue mich, eurer guten Absicht entsprechen zu können; allein erlaubt mir, euch zu sagen, daß ich sehr fürchte, diese gute Absicht werde uns übel belohnt werden. Es scheint mir nämlich nicht, daß diese Frau so krank sei, als sie vorgibt, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie nicht ausdrücklich dazu abgerichtet ist, euch großes Unheil zu stiften. Indeß laßt euch das nicht kümmern. Was man auch immer gegen euch anzetteln mag, ihr könnt versichert sein, daß ich euch aus allen Schlingen, die man euch irgend legen mag, befreien werde. Gehet daher, und setzet eure Reise fort.“

Diese Aeußerungen der Fee beunruhigten den Prinzen Achmed weiter nicht, sondern er antwortete:

„Meine Prinzessinn, da ich mich nicht erinnern kann, jemandem etwas zu Leide gethan zu haben und da ich auch gegen niemanden etwas dergleichen vorhabe, so glaube ich nicht, daß irgend jemand dergleichen mir zuzufügen gedenkt. Wie dem aber auch sein mag, ich werde nicht aufhören Gutes zu thun, so oft sich mir die Gelegenheit dazu bieten wird.“

Hierauf nahm er Abschied von der Fee, trennte sich von ihr, und setzte seine Reise, die er um der Zauberinn willen unterbrochen hatte, weiter fort. Nach wenigen Stunden langte er am Hofe des Sultans an, der ihn fast so wie

sonst empfing, indem er sich so viel als möglich Zwang anthat, um seine Unruhe nicht blicken zu lassen, noch auch den Argwohn, den die Aeußerungen der beiden Günstlinge in ihm geweckt hatten.

Unterdeß hatten die beiden Frauen, denen die Fee Pari Banu die Sache aufgetragen, die Zauberinn in ein sehr schönes und reichgeschmücktes Zimmer geführt. Sie ließen sie da zuerst auf ein Sofa sich niedersetzen, wo sie, während jene sich an ein Kissen von Goldbrokat anlehnte, vor ihren Augen auf demselben Sofa eine Lagerstatt bereiteten, deren Matratzen von Atlas und mit Stickerei von Seide verziert waren; das Bettuch war von der feinsten Leinwand und die Oberdecke von Goldstoff. Als sie ihr nun ins Bette geholfen hatten, — denn die Zauberinn stellte sich fortwährend so, als ob ihr Fieberanfall sie so quäle, daß sie sich selber nicht helfen könne — ging eine von den Frauen hinaus, und kam bald darauf mit einem sehr feinen Porzelangefäß in der Hand zurück, welches mit einer Flüssigkeit angefüllt war. Sie reichte es der Zauberinn, während die andere Frau ihr half, sich im Bette aufzusetzen, und sagte zu ihr:

„Da nehmet diese Flüssigkeit, es ist Wasser aus der Löwenquelle, ein Universalmittel gegen jede Art von Fieber. Ihr werdet binnen einer Stunde die Wirkung davon empfinden.“

Die Zauberinn, um sich noch besser zu verstellen, ließ sich lange bitten, als hätte sie gleichsam eine unüberwindliche Abneigung gegen diesen Trank. Endlich nahm sie das Porzelangefäß, und schluckte die Flüssigkeit hinunter, während sie den Kopf schüttelte, als ob sie sich eine große Gewalt anthue. Als sie sich wieder gelegt hatte, deckten die beiden Frauen sie gut zu, und die, welche den Trank gebracht hatte, sagte zu ihr:

„Bleibet jetzt ganz ruhig und schlafet, wenn ihr Lust

habt. Wir wollen euch jetzt verlassen, und hoffen, euch bei unserer Wiederkehr nach einer Stunde vollkommen genesen zu finden."

Vierhundert und achtzehnte Nacht.

Die Zauberinn, welche nicht darum gekommen war, um hier lange die Kranke zu spielen, sondern blos um den Aufenthalt des Prinzen Achmed und was ihn wohl bewegen möge, den Hof des Sultans zu meiden, auszuspähen, was sie nunmehr zur Genüge ausgeforscht hatte, hätte jetzt gern erklärt, daß der Trank seine Wirkung gethan habe, so groß war ihr Verlangen, zurückzukehren und den Sultan von dem glücklichen Gelingen des Auftrags, den er ihr gegeben, zu benachrichtigen; indeß, da man ihr nicht gesagt hatte, daß der Trank auf der Stelle wirke, so mußte sie wider ihren Willen die Rückkehr der Frauen abwarten.

Die beiden Frauen kamen nach Verlauf der angegebenen Zeit wieder, und fanden die Zauberinn aufgestanden und angekleidet auf dem Sofa, die bei ihrem Eintritt sogleich aufstand und ausrief:

„O der bewundernswürdige Trank! er hat weit schneller gewirkt, als ihr mir sagtet, und ich erwarte euch schon seit einer Weile voll Ungeduld, um euch zu bitten, daß ihr mich doch zu eurer mildthätigen Gebieterinn führet, damit ich ihr für ihre Güte, wofür ich ihr ewig verpflichtet bleiben werde, meinen Dank abstatte, und damit ich nach dieser wundervollen Genesung keine Zeit verliere, um meine Reise fortzusetzen."

Die beiden Frauen, welche ebenfalls Feen waren, bezeigten der Zauberinn ihre Theilnahme an der Wiederherstellung ihrer Gesundheit, gingen dann vor ihr her, um ihr den Weg zu zeigen, und führten sie durch mehrere Zimmer, die alle weit prächtiger waren als das, woraus sie eben

kam, in den prachtvollsten und reichgeschmücktesten Saal des ganzen Palastes.

Pari Banu saß in diesem Saal auf einem Thron von gediegenem Golde, der mit Diamanten, Rubinen und Perlen von ungewöhnlicher Größe reich verziert war, und neben welchem rechts und links eine große Anzahl von Feen stand, die alle sehr reizend und reich gekleidet waren. Beim Anblick eines solchen Glanzes und einer solchen Majestät ward die Zauberinn nicht blos ganz verblendet, sondern sie ward auch so verwirrt, daß sie, nachdem sie sich vor dem Throne niedergeworfen, nicht einmal den Mund zu öffnen vermochte, um der Fee, wie sie sich vorgenommen, ihren Dank abzustatten. Pari Banu ersparte ihr diese Mühe und sagte zu ihr:

„Gute Frau, es ist mir angenehm, daß diese Gelegenheit, euch einen Gefallen zu thun, sich ereignet hat, und ich sehe mit Vergnügen euch im Stande, euren Weg fortzusetzen. Ich will euch nicht länger zurückhalten; doch es wird euch nicht unlieb sein, zuvor meinen Palast zu besehen. Gehet mit meinen Frauen, sie werden euch begleiten und euch denselben zeigen."

Die Zauberinn, welche noch immer ganz verwirrt war, verneigte sich nochmals mit der Stirn bis auf den Teppich herab, welcher das Untertheil des Thrones bedeckte, nahm Abschied, doch ohne daß sie ein einziges Wort vorzubringen vermochte, und ließ sich von den beiden Feen, die sie begleiteten, herumführen. Sie sah nun zu ihrem Erstaunen und unter beständigen Ausrufungen der Verwunderung dieselben Zimmer nach der Reihe, dieselben Reichthümer und dieselbe Pracht, welche die Fee Pari Banu dem Prinzen Achmed, als er das erstemal vor ihr erschien, hatte zeigen lassen. Was ihr aber die größte Bewunderung einflößte, war, daß die Feen, nachdem sie das ganze Innere des Pa-

lastes in Augenschein genommen, ihr sagten, daß alles das, was sie so eben bewundert habe, nur eine Probe von der Größe und Macht ihrer Gebieterinn sei, und daß sie in dem Umfange ihres Reichs noch andere unzählige Paläste habe, die alle von verschiedener Form und Bauart, doch nicht minder stattlich und prächtig wären. Indem sie sich mit ihr über so allerlei andere Umstände unterhielten, führten sie sie bis zur eisernen Thür, durch welche der Prinz Achmed sie eingeführt hatte, öffneten dieselbe und wünschten ihr, nachdem sie von ihnen Abschied genommen und ihnen für ihre Bemühungen gedankt hatte, eine glückliche Reise.

Als die Zauberinn einige Schritte weit gegangen war, drehte sie sich um, um die Thür sich anzusehen und zu merken, doch sie suchte dieselbe vergebens; sie war bereits wieder für sie, so wie für jede andere Frau, unsichtbar geworden. Sie begab sich nun also, mit Ausnahme dieses einzigen Umstandes ziemlich zufrieden mit sich selber, daß sie ihren Auftrag so gut vollzogen, zum Sultan zurück. Sobald sie in der Hauptstadt angelangt war, ging sie durch Nebenwege und ließ sich wieder durch die geheime Thür in den Palast einführen. Der Sultan, als ihm ihre Ankunft gemeldet worden, ließ sie vor sich kommen, und da er sie mit einem sehr traurigen Gesicht erscheinen sah, so muthmaßte er, die Sache sei ihr nicht gelungen und sagte zu ihr:

„Deinem Ansehen nach schließe ich, daß deine Reise fruchtlos gewesen, und daß du mir die Aufklärung nicht mitbringst, die ich von deinem Diensteifer erwartete.“

„Herr,“ erwiederte die Zauberinn, „Euer Majestät erlaube mir, euch vorzustellen, daß ihr nicht aus meiner Miene einen Schluß darauf machen dürfet, ob ich mich bei Vollführung des Auftrags, womit ihr mich beehrtet, gut benommen habe, sondern vielmehr aus dem treuen Bericht über das, was ich gethan und mir alles begegnet ist, während

ich alles aufbot, um mich eures Beifalls würdig zu machen. Der traurige Zug, den ihr vielleicht in meinem Gesichte bemerkt, rührt aus einer andern Quelle als daher, daß es mir etwa nicht gelungen wäre, vielmehr hoffe ich, daß Euer Majestät hier alle Ursache haben wird, damit zufrieden zu sein. Welches die eigentliche Ursache ist, sage ich euch nicht; der Bericht, den ich euch abstatten werde, wofern ihr anders Geduld habt, mich anzuhören, wird euch alles erklärlich machen."

Vierhundert und neunzehnte Nacht.

Nun erzählte die Zauberinn dem Sultan von Indien, wie sie dadurch, daß sie sich krank gestellt, bewirkt habe, daß der Prinz Achmed, von Mitleid ergriffen, sie an einen unterirdischen Ort habe bringen lassen, sie daselbst einer Fee von unvergleichlicher Schönheit vorgestellt und empfohlen, und dieselbe gebeten habe, für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit Sorge zu tragen; ferner, mit welcher Gefälligkeit die Fee sogleich zwei anderen Feen von ihrem Gefolge befohlen habe, sie in Pflege zu nehmen und nicht eher von ihr zu weichen, als bis sie ihre Gesundheit wiedererlangt haben würde: woraus sie denn geschlossen habe, daß eine so große Willfährigkeit nur in einem Verhältniß zwischen Mann und Frau möglich sein könne. Auch unterließ die Zauberinn nicht, ihm ihr Erstaunen zu schildern, welches sie bei Erblickung des Feenpalastes, den sie für einzig in der Welt hielt, empfunden habe, während die beiden Feen sie als eine Kranke, die ohne ihre Beihilfe weder gehen noch stehen könne, jede unter einem Arm sie dahin geführt hätten. Sie beschrieb ihm umständlich den Eifer, womit man sie in dem Zimmer, wohin sie gebracht worden, gepflegt, den Trank, welchen man ihr eingegeben, die schnell erfolgte Genesung, die — wiewohl sie an der Kraft des Trankes gar nicht

zweifle — eben so erheuchelt gewesen als ihre Krankheit, ferner die Majestät der Fee, die auf einem von Edelsteinen blitzenden Throne gesessen, deren Werth leicht die Reichthümer des ganzen Indiens übersteige, zuletzt endlich die übrigen unermeßlichen und unzuberechnenden Reichthümer, sowohl im Allgemeinen als im Besondern, welche in dem großen Umfange des Palastes enthalten wären.

Hier endigte die Zauberinn ihren Bericht von dem Erfolg ihrer Sendung und fuhr dann weiter fort:

„Herr, was denkt nun Euer Majestät von diesen unerhörten Reichthümern der Fee? Vielleicht werdet ihr sagen, ihr wundert euch darüber und freuet euch über das hohe Glück des Prinzen Achmed, der dieselben mit der Fee gemeinschaftlich genießt. Ich indeß bitte Euer Majestät um Vergebung, wenn ich mir die Freiheit nehme zu gestehen, daß ich hierüber anders denke, und sogar in Bangigkeit bin, wenn ich das Unglück bedenke, das für ihn daraus erwachsen kann, und gerade dies ist die Ursache meiner Unruhe, die ich nicht so gut zu verbergen vermochte, daß ihr es nicht zu bemerken im Stande gewesen wäret. Ich will gern glauben, daß der Prinz Achmed vermöge seiner guten Gemüthsart nicht fähig ist, etwas gegen Euer Majestät zu unternehmen, allein wer kann dafür Bürge sein, daß nicht die Fee durch ihre Reize, ihre Liebkosungen und durch die Gewalt, die sie bereits über ihren Gemahl erlangt hat, ihm den verderblichen Plan eingibt, Euer Majestät zu verdrängen und sich der Krone Indiens zu bemeistern? Es kommt Euer Majestät zu, auf eine Sache von solcher Wichtigkeit alle nur mögliche Aufmerksamkeit zu verwenden.“

Wie sehr auch der Sultan von dem guten Gemüth seines Sohnes, des Prinzen Achmed, überzeugt war, so ward er dennoch durch die Aeußerungen der Zauberinn innerlich aufgeregt. Er entließ sie mit den Worten: „Ich danke

dir für deine Mühe und für deinen heilsamen Rath; ich erkenne die Wichtigkeit desselben, die von der Art zu sein scheint, daß ich hierüber nicht eher etwas beschließen kann, als bis ich meine Rathgeber gehört haben werde."

Als man dem Sultan die Ankunft der Zauberinn gemeldet hatte, unterhielt er sich gerade mit denselben Günstlingen, die ihm bereits früher, wie schon erwähnt ist, Argwohn gegen den Prinzen Achmed eingeflößt hatten. Er gebot nun der Zauberinn, ihm zu folgen, und begab sich zu den beiden Günstlingen. Er theilte diesen mit, was er so eben vernommen, und nachdem er ihnen zugleich angezeigt, welchen Grund er habe, zu fürchten, daß die Fee das Gemüth des Prinzen umstimmen werde, fragte er sie, welche Mittel man wohl anwenden könne, um einem solchen Uebel vorzubeugen.

Einer von den beiden Günstlingen nahm für die übrigen das Wort und antwortete:

„Herr, da Euer Majestät denjenigen kennt, welcher dies Unglück zu Wege bringen könnte, da er mitten an eurem Hofe lebt und in euren Händen ist, so solltet ihr, um diesem Unglück vorzubeugen, ihn ungesäumt verhaften, und wenn auch nicht hinrichten — denn dies würde zu viel Aufsehn erregen — aber doch wenigstens auf Lebenszeit in einen engen Kerker werfen lassen." Die übrigen Günstlinge gaben dieser Ansicht einstimmig ihren Beifall.

Die Zauberinn fand indeß diesen Rathschlag zu gewaltsam; sie bat den Sultan um Erlaubniß zu reden, und als sie dieselbe erhalten, sagte sie folgendes zu ihm:

„Herr, ich bin überzeugt, daß bloß der Eifer für das Beste Euer Majestät eure Rathgeber bewogen hat, euch eine Verhaftung des Prinzen Achmed vorzuschlagen; allein diese werden es nicht übel aufnehmen, wenn ich ihnen zu Gemüthe führe, daß man bei Verhaftung des Prinzen auch

zugleich seine Begleiter mit verhaften müßte, die aber nicht Menschen, sondern Geister sind. Wird man es nun wohl für etwas leichtes halten, diese zu überfallen, Hand an sie zu legen, und sich ihrer Person zu bemächtigen? Würden sie nicht, vermöge der ihnen inwohnenden Kraft, sich auf der Stelle unsichtbar machen und augenblicklich die Fee von der ihrem Gemahl angethanen Beleidigung unterrichten, welche dann diese Schmach nicht ungerächt lassen würde? Wäre es daher nicht weit angemessener, wenn der Sultan durch ein anderes, weniger Aufsehen erregendes Mittel sich gegen die bösen Anschläge, die der Prinz Achmed etwa haben mag, sicher stellen könnte, ohne daß dadurch der Ruhm seiner Majestät irgendwie leiden oder irgend jemand ihm dabei eine böse Absicht von seiner Seite zuschreiben könnte? Da die Geister und die Feen Dinge vermögen, welche weit alle menschliche Kraft übersteigen, so könnte seine Majestät, wofern sie auf meinen guten Rath irgend nur Vertrauen setzen will, den Prinzen Achmed ja bei seiner Ehre fassen, und ihn verpflichten, ihm durch Vermittelung der Fee, gewisse Vortheile zu verschaffen, unter dem Vorwande, daß er, der Sultan, davon großen Nutzen haben und ihm dafür stets dankbar sein würde. Zum Beispiel, so oft Euer Majestät zu Felde ziehen will, seid ihr genöthigt, einen ungeheuren Aufwand zu machen, nicht bloß an Pavillons und Zelten für euch und euer Heer, sondern auch an Kameelen, Mauleseln und andern Lastthieren, um dieses ganze Geräth fortzubringen. Könntet ihr ihn nun nicht verpflichten, daß er euch vermöge seines bedeutenden Einflusses bei der Fee einen Pavillon verschaffen solle, der in der Hand Platz hätte, unter welchem gleichwohl aber euer ganzes Heer Obdach finden könnte? Weiter brauche ich Euer Majestät nichts zu sagen. Wenn der Prinz nun auch diesen Pavillon herbeischaffen sollte, so bleiben euch immer noch so viele andere

Forderungen der Art an ihn zu machen übrig, daß er am Ende — wie erfinderisch und reich an Mitteln die Fee auch immer sein mag, die ihn durch ihre Bezauberung von euch abwendig gemacht hat — dennoch den Schwierigkeiten oder der Unmöglichkeit der Ausführung wird unterliegen müssen. So wird er dann aus Schaam sich nicht mehr sehen lassen und gezwungen sein, sein Leben bei der Fee, fern vom Verkehr mit der Welt, hinzubringen, und so wird dann Euer Majestät nichts mehr von seinen Anschlägen zu befürchten haben, ohne daß man euch eine so verhaßte Handlung, als die Hinrichtung oder lebenslängliche Einkerkerung sein würde, wird vorwerfen können."

Als die Zauberinn ausgeredet hatte, fragte der Sultan seine Günstlinge, ob sie ihm etwas besseres vorzuschlagen wüßten; und da sie stillschwiegen, so beschloß er den Rath der Zauberinn zu befolgen, als denjenigen, der ihm am vernünftigsten und den milden Grundsätzen seiner bisherigen Regierung am angemessensten dünkte.

Vierhundert und zwanzigste Nacht.

Als der Prinz Achmed den folgenden Tag vor seinem Vater, dem Sultan, der sich eben mit seinen Günstlingen unterhielt, erschien, und neben ihm Platz genommen hatte, ließ dieser sich durch seine Gegenwart nicht abhalten, sein Gespräch über allerlei gleichgültige Gegenstände noch eine Weile fortzusetzen. Hierauf nahm der Sultan das Wort, wendete sich zum Prinzen Achmed und sagte zu ihm:

„Mein Sohn, als du erschienst und mich von der tiefen Traurigkeit, worin mich deine lange Abwesenheit versenkt hatte, befreitest, machtest du mir ein Geheimniß aus dem Orte, den du dir zum Aufenthalt gewählt hattest, und in der ersten Freude, dich wiederzusehen, und dich mit deinem Schicksal zufrieden zu erblicken, wollte ich nicht weiter

n dein Geheimniß eindringen, sobald ich erfuhr, daß du s nicht gern habest. Ich weiß indeß nicht, welchen Grund u haben magst, um so gegen einen Vater zu handlen, der amals, so wie jetzt, den größten Antheil an deinem Glück enommen haben würde. Ich kenne jetzt dieses dein Glück, reue mich dessen mit dir und billige deine Wahl, daß du ine Fee geheirathet, die so liebenswürdig, so reich und nächtig ist, wie ich dieß von guter Hand weiß. So mächtig ich bin, so würde es mir doch nicht möglich gewesen sein, dir eine Gemahlinn der Art zu verschaffen. In dem hohen Range, zu welchem du jetzt erhoben bist, und den dir jeder andere als dein Vater beneiden könnte, bitte ich dich, daß du nicht bloß, wie du bisher stets gethan, mit mir fortwährend in gutem Einverständniß bleiben, sondern auch deinen ganzen Einfluß, den du bei deiner Fee haben magst, aufbieten mögest, um mir in Fällen der Noth ihren Beistand zu verschaffen, und du wirst mir erlauben, daß ich diesen deinen Einfluß noch heute auf die Probe stelle. Du weißt, mit welchen ungeheuren Kosten — um von den Schwierigkeiten zu schweigen — meine Heerführer, Offiziere und ich selber, so oft ich in Kriegeszeiten ins Feld zu ziehen genöthigt bin, Pavillons und Zelte, so wie auch Kameele und andere Lastthiere zu Fortbringung derselben, uns anschaffen müssen. Wenn du nun den Gefallen, den du mir dadurch erweisen würdest, berücksichtigest, so weiß ich, daß du ohne Schwierigkeit es bewirken wirst, daß deine Fee dir einen Pavillon verschafft, der gerade in einer Hand Platz hat, und unter welchem dennoch mein ganzes Heer Obdach finden kann, — zumal wenn du ihr sagest, daß er für mich bestimmt sei. Die Schwierigkeit der Sache wird dir gewiß keine abschlägige Antwort zuziehen, es ist ja bekannt, welche Macht die Feen haben, um selbst noch weit außerordentlichere Dinge zu bewerkstelligen."

Der Prinz Achmed hatte sich dessen gar nicht versehen, daß der Sultan, sein Vater, von ihm eine Sache der Art verlangen würde, die ihm gleich vorn herein sehr schwierig, wo nicht gar unmöglich schien. In der That, obwohl ihm die Macht der Geister und Feen nicht ganz unbekannt war, so zweifelte er doch, daß diese sich so weit erstrecke, um ihm einen Pavillon der Art zu verschaffen, wie verlangt wurde. Ueberdieß hatte er bisher von Pari Banu noch nie etwas ähnliches verlangt, sondern er begnügte sich mit den Beweisen, die sie ihm fortwährend von ihrer Liebe gab, und unterließ nichts, was sie überzeugen konnte, daß er ihrer Neigung von ganzem Herzen entspreche, ohne dabei irgend einen andern Zweck zu haben, als den, sich in ihrer Gunst zu erhalten. Er war daher wegen der Antwort, die er jetzt geben sollte, in nicht geringer Verlegenheit.

„Herr," erwiederte er endlich, „wenn ich Euer Majestät aus dem, was mir nach Auffindung meines Pfeiles begegnet ist und welchen Entschluß ich damals gefaßt, ein Geheimniß gemacht habe, so geschah es bloß darum, weil ich glaubte, es könne euch an einer näheren Auskunft darüber wenig liegen. Auf welchem Wege euch dies Geheimniß kund geworden ist, weiß ich nicht; indeß kann ich euch nicht verhehlen, daß der Bericht, den man euch darüber abgestattet hat, vollkommen wahr ist. Ja, ich bin Gemahl der Fee, von der man euch gesagt hat, ich liebe sie und bin überzeugt, daß sie mich ebenfalls liebt; doch was meinen Einfluß bei ihr anbetrifft, wie Euer Majestät anzunehmen scheint, so weiß ich davon nichts zu sagen. Ich habe diesen nicht nur niemals versucht, sondern noch nicht einmal daran gedacht, ihn zu versuchen, und ich hätte wohl gewünscht, daß Euer Majestät mir diesen Versuch erlassen und mich im Besitz des Glücks zu lieben und geliebt zu werden gelassen hätte, und zwar in jener Anspruchlosigkeit

und Uneigennützigkeit, die ich mir zum Gesetz gemacht hatte. Indeß der Wunsch eines Vaters ist Befehl für einen Sohn, der wie ich sich es zur Pflicht macht, in allen Stücken zu gehorchen. Obwohl höchst ungern und nur mit unbeschreiblichem Widerwillen, werde ich dennoch nicht unterlassen, meiner Gemahlinn die Bitte, die Euer Majestät verlangt, vorzutragen, aber ich kann euch nicht versprechen, daß sie mir wirklich erfüllet werden wird, und sollte ich daher aufhören, vor euch zu erscheinen und euch meine Ehrerbietung zu beweisen, so wird dies ein Zeichen sein, daß ich nichts ausgerichtet habe, und ich bitte daher im voraus, daß ihr mir es dann verzeihen und erwägen möget, daß ihr mich selber in diese Nothwendigkeit versetzt habt."

Der Sultan von Indien antwortete dem Prinzen:

„Mein Sohn, es würde mir sehr leid thun, wenn mein gegenwärtiges Verlangen mich jemals des Vergnügens, dich zu sehen, berauben sollte; ich sehe schon, daß du die Gewalt nicht kennst, die ein Mann über seine Frau hat. Die deinige würde beweisen, daß sie dich wenig liebe, wenn sie bei der Macht, die sie als Fee hat, dir eine so geringfügige Sache abschlagen wollte, als die ist, um die ich sie durch dich bitten lasse. Laß deine Furchtsamkeit fahren; sie rührt bloß daher, daß du glaubst, sie liebe dich nicht so sehr, als du sie liebest. Geh, bitte sie nur, und du wirst sehen, daß die Fee dich weit mehr liebt, als du es glaubst, und bedenke zugleich, daß, wenn man nicht bittet, man sich großer Vortheile beraubt. Bedenke, daß, so wie du aus Liebe zu ihr gewiß ihr nichts abschlagen würdest, um was sie dich bäte, sie gewiß eben so wenig dir deine Bitte abschlagen wird, weil sie dich liebt."

Vierhundert ein und zwanzigste Nacht.

Dem Sultan von Indien gelang es nicht, den Prinzen Achmed durch seine Rede zu überzeugen. Der Prinz hätte

es weit lieber gesehen, wenn er jedes Andere von ihm verlangt hätte, als etwas, das ihn der Gefahr aussetzte, seiner geliebten Pari Banu zu misfallen. Voll Verdruß darüber reiste er vom Hofe zwei Tage früher ab, als er sonst pflegte. Sobald er zu Hause angekommen war, fragte die Fee, welche ihn bisher immer mit heiterm Angesicht vor ihr erscheinen gesehen hatte, ihn nach der Ursache der Veränderung, die sie an ihm bemerkte. Da sie sah, daß er, anstatt zu antworten, sich nach ihrem Befinden erkundigte, und zwar mit einer Miene, die deutlich zu erkennen gab, daß er einer Antwort auszuweichen suchte, sagte sie zu ihm:

„Ich werde eure Frage nicht eher beantworten, als bis ihr auf die meinige geantwortet haben werdet." Der Prinz sträubte sich lange dagegen, indem er sie versicherte, es sei weiter nichts; allein je mehr er sich sträubte, desto mehr drang sie in ihn. „Ich kann euch," sagte sie zu ihm, „nicht in eurer gegenwärtigen Stimmung sehen, ohne daß ihr mir die Ursache eurer Bekümmerniß entdecket, damit ich dieselbe heben kann, von welcher Art sie auch sein mag. Sie müßte von ganz außerordentlicher Art sein, wenn es nicht in meiner Macht stehen sollte, es wäre denn, daß euer Vater, der Sultan gestorben wäre; in diesem Falle müßte außer dem, was ich etwa dazu beitragen könnte, hauptsächlich die Zeit euch Trost gewähren.

Der Prinz Achmed vermochte nicht länger den inständigen Bitten der Fee zu widerstehen, und sagte also zu ihr:

„Meine Gemahlinn, Gott verlängere das Leben des Sultans, meines Vaters, und segne ihn bis an das Ende seiner Tage! Ich verließ ihn vollkommen frisch und gesund. Dies ist es also nicht, was mir die Bekümmerniß veranlaßt, die ihr an mir wahrgenommen habt, sondern der Sultan selber ist die Ursache davon, und es betrübt mich um so mehr, da er mich in die unangenehme Nothwendig-

keit versetzt, euch beschwerlich zu fallen. Erstlich, meine Gemahlinn, wisset ihr, wie sorgfältig ich, und zwar mit eurer Genehmigung, ihm das Glück zu verhehlen gesucht habe, das mir dadurch zu Theil geworden, daß ich euch sah, euch liebte, eure Gunst und eure Liebe erwarb, und von euch das Gelübde der Treue empfing, indem ich euch das meinige gab; gleichwohl weiß ich nicht, auf welchem Wege er alles erfahren hat."

Bei diesen Worten unterbrach die Fee Pari Banu den Prinzen Achmed und sagte zu ihm:

„Und ich dagegen weiß es recht gut. Erinnert euch nur an das, was ich euch in Betreff der Frau vorausgesagt habe, die sich krank stellte und mit welcher ihr so großes Mitleid hattet; diese eben ist es, die dem Sultan, eurem Vater, alles berichtet hat, was ihr ihm verhehlet. Ich hatte euch damals vorausgesagt, daß sie eben so wenig krank sei als wir beide, und dies hat sich wirklich an ihr bestätigt. In der That, nachdem die beiden Frauen, denen ich sie anempfohlen, ihr einen Universaltrank gegen alle Arten von Fieber, dessen sie aber gar nicht bedurfte, eingegeben hatten, stellte sie sich, als sei sie durch diesen Trank gesund geworden, und ließ sich zu mir führen, um Abschied zu nehmen, damit sie unverzüglich von dem Erfolg ihres Unternehmens Bericht abstatten könnte. Sie war so eilig, daß sie fortgegangen sein würde, ohne sich meinen Palast zu besehen, wenn ich sie nicht durch meine beiden Frauen darin hätte herumführen und ihr begreiflich machen lassen, daß es sich wohl der Mühe lohne, ihn gesehen zu haben. Indeß fahret nur fort: wir wollen sehen, in wiefern der Sultan, euer Vater, euch in die Nothwendigkeit versetzt hat, mir lästig zu fallen, was indeß, wie ich euch zu glauben bitte, niemals der Fall sein wird."

„Meine Gemahlinn," fuhr der Prinz Achmed fort,

„ihr werdet bemerkt haben, daß ich bis diesen Augenblick mich mit eurer Liebe begnügt und nie irgend eine andere Gunstbezeugung von euch verlangt habe. Was könnte ich auch bei dem Besitz einer so liebenswürdigen Gemahlinn noch weiter wünschen? es war mir keinesweges unbekannt, wie groß eure Macht sei; allein ich hatte mir es zur Pflicht gemacht, dieselbe nie auf die Probe zu stellen. Bedenket also, ich beschwöre euch darum, daß nicht ich es bin, sondern mein Vater, der Sultan, der die unbescheidene Bitte an euch thut, ihm einen Pavillon zu verschaffen, der ihn, seinen ganzen Hof und sein ganzes Heer, so oft er im Felde ist, gegen das Ungemach der Witterung schützt, aber dabei in der Hand Platz hat. Noch einmal sage ich es, nicht ich, sondern mein Vater, der Sultan ist es, der euch um diese Gefälligkeit bittet.“

„Prinz, erwiederte die Fee lächelnd, „es thut mir leid, daß eine solche Kleinigkeit euch so viel Unruhe und Herzenspein verursacht hat, als ihr gegen mich blicken ließet. Ich sehe wohl, daß zweierlei dazu beigetragen hat: erstens, daß ihr es euch zum Gesetz gemacht hattet, euch mit meiner Liebe zu begnügen und mich nie um etwas zu bitten, das meine Macht auf die Probe stellen könnte; zweitens, daß ihr, was ihr auch immer dagegen sagen möget, euch ohne Zweifel einbildetet, die Erfüllung der Bitte, die ihr auf Verlangen eures Vaters an mich thun solltet, liege nicht mehr in den Gränzen meiner Macht. Was das erste betrifft, so lobe ich euch darum, und würde euch deshalb nur noch mehr lieben, wenn dies irgend möglich wäre. Was das zweite betrifft, so würde ich euch leicht darthun können, daß das Verlangen des Sultans zu erfüllen für mich eine Kleinigkeit ist, und daß ich gelegentlich wohl noch schwierigere Sachen zu vollbringen im Stande bin. Beruhiget also euer Gemüth, und seid überzeugt, daß ich an=

statt mich dadurch belästigt zu fühlen, mir stets ein großes Vergnügen daraus machen werde, euch alles zu gewähren, was ihr irgend nur wünschen möget, das ich euch zu Liebe thun soll."

Nach diesen Worten befahl die Fee, ihre Schatzmeisterinn zu rufen. Die Schatzmeisterinn kam und die Fee sagte zu ihr:

„Nurdschihan"[11], — so hieß nämlich die Schatzmeisterinn — bringe mir den größten Pavillon, der in meinem Schatze ist."

Nurdschihan kam binnen wenigen Augenblicken wieder und brachte einen Pavillon, der nicht bloß in der Hand Platz hatte, sondern den man sogar in der Hand fest verschließen konnte; sie überreichte ihn ihrer Gebieterinn, der Fee, die ihn nahm und dem Prinzen Achmed einhändigte, damit er ihn besehen möchte.

Vierhundert zwei und zwanzigste Nacht.

Als der Prinz Achmed hörte, daß die Fee Pari Banu einen Pavillon holen ließ und zwar den größten Pavillon aus ihrem Schatze, so glaubte er, daß sie seiner spotten wolle, und die Spuren seines Befremdens verriethen sich in seinen Mienen und Geberden. Pari Banu, die es bemerkte, lachte laut auf und rief.

„Wie, Prinz, ihr glaubt also, daß ich eurer bloß spotten wolle? Ihr werdet bald sehen, daß ich keine Spötterinn bin. Nurdschihan," sagte sie zu ihrer Schatzmeisterinn, indem sie den Pavillon aus den Händen des Prinzen nahm und ihn ihr wiedergab, „geh, und spanne ihn aus, damit der Prinz abnehmen kann, ob sein Vater, der Sultan, ihn nicht so groß finden wird, als er ihn verlangt hat."

Die Schatzmeisterinn ging aus dem Palaste, und entfernte sich so weit, daß beim Ausspannen das eine Ende

desselben gerade bis an den Palast reichte. Als sie dies nun gethan, fand ihn der Prinz Achmed nicht nur nicht zu klein, sondern so groß, daß zwei Heere, wenn sie auch eben so zahlreich wären als das des Sultans von Indien, darunter Platz gehabt hätten.

„Meine Prinzessinn," sagte er jetzt zu Pari Banu, „ich bitte euch tausendmal um Verzeihung wegen meines Unglaubens; nach dem, was ich jetzt gesehen, glaube ich, daß unter allem, was ihr irgend unternehmen möget, nichts ist, wobei ihr nicht zum Ziele zu kommen vermöchtet."

„Ihr sehet," erwiederte die Fee, „daß der Pavillon größer ist als nöthig war; jedoch ihr werdet bemerken, er hat die Eigenschaft, daß er größer oder kleiner wird, je nach dem Maaße dessen, was darunter Platz finden soll, ohne daß man dabei irgend Hand anzulegen braucht."

Die Schatzmeisterinn legte den Pavillon wieder zusammen, brachte ihn in seine vorige Lage, und gab ihn dann in die Hände des Prinzen. Der Prinz Achmed nahm ihn, und den folgenden Tag schon setzte er sich, ohne länger zu zögern, zu Pferde und eilte in Begleitung seines gewöhnlichen Gefolges von dannen, um ihn dem Sultan, seinem Vater zu überreichen.

Der Sultan, welcher geglaubt hatte, ein Pavillon, wie er ihn verlangt hatte, könne gar nicht gefunden werden, war über die schnelle Wiederkehr seines Sohnes nicht wenig erstaunt. Er empfing den Pavillon, und nachdem er die Kleinheit desselben bewundert hatte, gerieth er in Erstaunen, wovon er sich kaum erholen konnte, als er ihn in der oben erwähnten Ebene ausspannen ließ und sah, daß zwei Heere, so groß als das seinige, darunter reichlich Platz hatten. Da er diesen Umstand leicht als etwas Ueberflüssiges hätte betrachten können, das beim Gebrauch sogar unbequem sein könnte, so unterließ der Prinz Achmed nicht,

ihn aufmerksam zu machen, daß diese Größe sich stets der Stärke seines Heeres anpassen würde.

Dem äußern Scheine nach bezeigte der Sultan von Indien dem Prinzen seine Dankbarkeit, indem er ihn bat, der Fee Pari Banu in seinem Namen dafür herzlich zu danken, und um ihm zu zeigen, wie hoch er es schätzte, befahl er es in seiner Schatzkammer sorgfältig aufzuheben. Allein in seinem Herzen faßte er darüber eine weit ärgere Eifersucht, als ihm seine Schmeichler und die Zauberinn zuvor eingeflößt hatten, indem er überlegte, daß sein Sohn mit Hilfe der Fee Dinge ausführen könnte, die weit über die Gränzen seiner eigenen Macht und seines Vermögens hinausgingen. Dadurch nur noch mehr aufgereizt, alles aufzubieten, um ihn zu Grunde zu richten, fragte er die Zauberinn um Rath, und diese rieth ihm, den Prinzen aufzufordern, daß er ihm Wasser aus der Löwenquelle bringen solle.

Als der Sultan am Abend, wie gewöhnlich, seine Hofleute um sich versammelt hatte, und der Prinz Achmed sich ebenfalls zugegen befand, redete er diesen mit folgenden Worten an:

„Mein Sohn, ich habe dir schon gesagt, zu welchem Dank ich mich wegen des Pavillons, den du mir verschafft hast, und den ich als das kostbarste Stück meines Schatzes betrachte, dir verpflichtet fühle; du mußt mir zu Liebe noch etwas anderes thun, das mir nicht minder angenehm sein wird. Ich höre nämlich, daß deine Gemahlinn, die Fee, sich eines gewissen Wassers aus der Löwenquelle bedient, welches alle Arten von Fieber heilt; da ich nun vollkommen überzeugt bin, daß meine Gesundheit dir sehr theuer ist, so rechne ich mit Gewißheit darauf, daß du von ihr ein Gefäß voll dergleichen Wassers dir erbitten und mir es dann bringen wirst, als ein Universalmittel, das

ich jeden Augenblick bedürfen kann. Erzeige mir also auch noch diesen wichtigen Dienst, und setze dadurch deiner kindlichen Liebe gegen mich die Krone auf."

Der Prinz Achmed, welcher geglaubt hatte, der Sultan, sein Vater, werde sich mit dem Besitz eines so einzigen und brauchbaren Pavillons, als er ihm so eben überbracht hatte, begnügen, und ihm nicht einen neuen Auftrag aufbürden, der ihn bei der Fee Pari Banu in Ungunst setzen könnte, war bei dieser zweiten Aufforderung, die an ihn gemacht wurde, ganz verwirrt, ungeachtet die Fee ihn versichert hatte, sie werde ihm alles gewähren, was irgend in ihrer Macht stände. Nach einem Stillschweigen von einigen Augenblicken erwiederte er:

„Herr, ich bitte Euer Majestät versichert zu sein, daß ich alles zu thun und zu unternehmen bereit bin, um euch alles zu verschaffen, was irgend zur Verlängerung eures Lebens beitragen kann; indeß ich wünschte bloß, daß es ohne die Vermittlung meiner Gemahlinn geschehen könnte. Aus diesem Grunde wage ich denn auch nicht, Euer Majestät zu versprechen, daß ich dies Wasser bringen werde. Alles was ich thun kann, ist, euch zu versichern, daß ich eine Bitte deshalb thun werde, obwohl mit demselben Widerwillen, wie damals bei Gelegenheit des Pavillons."

Als der Prinz Achmed den folgenden Tag zu der Fee Pari Banu zurückgekehrt war, stattete er ihr einen aufrichtigen und treuen Bericht von alle dem ab, was am Hofe seines Vaters bei Ueberreichung des Pavillons vorgegangen war, den der Sultan mit vielem Dank gegen sie aufgenommen hatte, und er unterließ nicht, ihr die neue Bitte, die er in seinem Namen ihr zu machen beauftragt war, vorzutragen, und schloß mit den Worten:

„Meine Prinzessinn, ich theile euch dies bloß als einen einfachen Bericht über das mit, was zwischen meinem

Vater und mir vorgefallen; übrigens steht es ganz in eurem Belieben, seinen Wunsch zu erfüllen oder nicht, ich werde mich gar nicht darein mischen, sondern will bloß das, was ihr wollet."

„Nein, nein," erwiederte die Fee Pari Banu, „es ist mir sehr lieb, daß der Sultan von Indien erfahre, daß ihr mir nicht gleichgültig seid. Ich will seinen Wunsch befriedigen, und welche Rathschläge ihm auch immer die Zauberinn eingeben mag, — denn ich sehe wohl, daß er nur auf sie hört — wir wollen uns wenigstens nie von ihm auf einer Blöße betreffen lassen. Es liegt in seiner diesmaligen Forderung etwas boshaftes, wie ihr aus meinem Bericht bald ersehen werdet. Die Löwenquelle befindet sich nämlich mitten in dem Hofe eines großen Schlosses, dessen Eingang von vier ungeheuren Löwen bewacht wird, wovon immer zwei abwechselnd schlafen, während die andern wachen. Indeß das darf euch nicht in Schrecken setzen. Ich werde euch ein Mittel an die Hand geben, vermöge dessen ihr ohne Gefahr mitten durch sie hindurch gehen könnet."

Vierhundert drei und zwanzigste Nacht.

Die Fee Pari Banu war damals eben mit Nähen beschäftigt, und da sie in ihrer Nähe mehrere Zwirnknaule liegen hatte, nahm sie eines davon, überreichte es dem Prinzen Achmed und sagte:

„Zuerst nehmet dieses Knaul; ich werde euch bald den Gebrauch anzeigen, den ihr davon machen könnt. Zweitens, lasset euch zwei Pferde anschirren, eines um selber darauf zu reiten, das andere, um es neben euch her als Handpferd zu führen, beladen mit einem in Viertheile zerhackten Hammel, der heute noch geschlachtet werden muß. Drittens versehet euch mit einem Gefäß, das ich euch werde geben lassen, damit ihr morgen dasselbe dort voll Was-

ser schöpfen könnt. Ganz früh setzet euch dann zu Pferde, und führet das andere Pferd am Zügel neben her, und sobald ihr aus der eisernen Thür hinaus seid, so werfet das Zwirnknaul vor euch her; dies wird dann anfangen zu rollen und so immer fort rollen bis an das Thor des Schlosses. Folget demselben bis dahin nach, und wenn es stillstehen und das Thor sich öffnen wird, so werdet ihr die vier Löwen erblicken. Die beiden wachenden werden durch ihr Gebrüll die beiden andern schlafenden sogleich wecken. Fürchtet euch indeß nicht, sondern werfet einem jeden ein Hammelsviertel hin, ohne vom Pferde abzusteigen. Ist dies geschehen, so spornet ohne Zeitverlust euer Pferd, und reitet im gestreckten Galopp zur Quelle hin, füllet dann euer Gefäß, ohne abzusteigen, und eilet dann mit derselben Schnelligkeit wieder zu demselben zurück. Die Löwen werden da noch mit Essen beschäftigt sein und euch einen freien Ausweg gestatten."

Der Prinz Achmed reiste am folgenden Morgen um die Stunde, welche die Fee Pari Banu ihm bestimmt hatte, ab und vollzog pünktlich, was sie ihm vorgeschrieben hatte. Er kam an dem Thore des Schlosses an, vertheilte die Hammelsviertel unter die vier Löwen, und nachdem er unerschrocken durch sie hindurch geritten war, drang er bis zu der Quelle vor, und schöpfte da Wasser ein. So wie er das Gefäß gefüllt hatte, drehte er um und gelangte wohlbehalten und gesund wieder aus dem Schlosse hinaus. Als er etwas davon entfernt war, sah er sich um, und erblickte zwei Löwen, die grade auf ihn losrannten. Ohne zu erschrecken zog er seinen Säbel und setzte sich zur Wehre. Doch da er unterweges bemerkte, daß der eine in einiger Entfernung seitwärts ablenkte, und mit Kopf und Schweif zu verstehen gab, daß er nicht komme, um ihm etwas zu Leide zu thun, sondern bloß, um vor ihm her zu laufen,

und daß der andere hinter ihm her folgen würde, so steckte er seinen Säbel wieder ein, und setzte so seinen Weg bis nach der Hauptstadt von Indien fort, wo er in Begleitung der beiden Löwen ankam, die ihn nicht verließen, bis an die Thür des Palastes des Sultans. Dort ließen sie ihn hineingehen, und kehrten sodann denselben Weg wieder zurück, den sie gekommen waren, zum großen Entsetzen des Volkes und aller derer, die sie erblickten, die sich entweder versteckt oder rechts und links ab ihnen aus dem Wege flüchteten, obwohl sie in gleichmäßigem Gange vorwärts schritten, ohne irgend ein Zeichen von Wildheit von sich zu geben.

Mehrere Palastbeamte, welche sogleich erschienen, um dem Prinzen Achmed vom Pferde herab zu helfen, begleiteten ihn bis an das Zimmer des Sultans, wo dieser sich eben mit seinen Günstlingen unterhielt. Hier näherte er sich dem Throne, setzte das Gefäß zu den Füßen des Sultans, küßte den reichen Teppich, welcher die Stufen desselben bedeckte, stand dann wieder auf und sagte:

„Herr, hier ist das heilsame Wasser, welches Euer Majestät in der Sammlung von Kostbarkeiten und Seltenheiten zu besitzen wünschte, die eine Zierde eurer Schatzkammer sind. Ich wünsche euch übrigens eine vollkommene Gesundheit, daß ihr niemals davon Gebrauch zu machen nöthig habet.“

Als der Prinz seine Anrede geendigt hatte, ließ der Sultan ihn zu seiner Rechten Platz nehmen und sagte dann zu ihm:

„Mein Sohn, ich bin dir für dein Geschenk eben so großen Dank schuldig als die Gefahr gewesen ist, welcher du dich mir zu Liebe ausgesetzt hast. (Er wußte dies nämlich durch die Zauberinn, welche sowohl die Löwenquelle als auch die Gefahr, welcher man sich beim Schöpfen aus derselben aussetzen mußte, sehr wohl kannte.) Thue mir jetzt den Gefallen, — fuhr er fort — mir zu sagen, durch wel-

che Geschicklichkeit oder durch welche unglaubliche Kraft du dich dagegen sicher gestellt hast?"

„Herr," erwiederte der Prinz Achmed, „ich habe an dieser Lobpreisung von Seiten Eurer Majestät nicht den mindesten Antheil, sondern das Lob gebührt ganz allein meiner Gemahlinn, der Fee, und ich kann mir hiebei bloß den Ruhm beimessen, daß ich ihrem guten Rathe gefolgt bin."

Hierauf setzte er ihm auseinander, worin diese guten Rathschläge bestanden hätten, indem er ihm die ganze Reise, die er gemacht, und wie er sich dabei benommen, erzählte. Als er damit zu Ende war, stand der Sultan, der ihn mit den größten Freudensbezeugungen, doch innerlich mit derselben, ja mit noch größerer Eifersucht angehört hatte, von seinem Sitze auf und zog sich in das Innere seines Palastes zurück, wo die Zauberinn, nach welcher er sogleich geschickt hatte, vor ihn geführt wurde.

Die Zauberinn, als sie kam, ersparte dem Sultan die Mühe, ihr die Geschichte des Prinzen Achmed und den Erfolg seiner Reise zu erzählen; sie war nämlich durch das Gerücht, das sich davon verbreitet hatte, gleich anfangs davon unterrichtet worden, und hatte bereits ein — wie sie meinte — unfehlbares Mittel ausgedacht. Sie theilte dies Mittel dem Sultan und den folgenden Tag in der Versammlung seiner Hofleute mit, und der Sultan zeigte es dem Prinzen Achmed mit folgenden Worten an.

„Mein Sohn, ich habe nur noch eine einzige Bitte an dich, nach dieser will ich dann nichts mehr von deinem Gehorsam, noch von deiner Gemahlinn, der Fee, verlangen; diese Bitte besteht darin, daß du mir einen Mann herbeischaffest, der nicht über anderthalb Fuß hoch ist, einen Bart von dreißig Fuß Länge hat, und der auf der Schulter eine fünfhundert Pfund schwere Eisenstange trägt, die ihm als Stab dient, und welcher reden kann."

Der Prinz Achmed, welcher nicht glauben konnte, daß es auf der Welt einen Menschen gäbe, der so wäre, wie sein Vater ihn verlangte, wollte sich entschuldigen, doch der Sultan blieb bei seiner Forderung, indem er ihm wiederholte, daß die Fee noch weit unglaublichere Dinge vermöge.

Den folgenden Tag, als der Prinz in das unterirdische Reich der Fee zurückgekehrt war, theilte er derselben das neue Begehren seines Vaters mit, welches er, wie er ihr sagte, für noch unmöglicher zu erfüllen hielt, als die beiden früheren.

„Was mich anbetrifft," fuhr er fort, „so kann ich mir nicht denken, daß es irgend in der Welt Leute der Art geben könne. Er will ohne Zweifel versuchen, ob ich wohl so einfältig sein werde, mir viele Mühe zu geben, um ihm einen solchen aufzufinden, oder wenn es dergleichen gibt, so muß er die Absicht haben, mich zu Grunde zu richten. In der That, wie kann er auch verlangen, daß ich mich eines so kleinen Menschen, der auf die besagte Art bewaffnet ist, bemächtigen solle? Welcher Waffen könnte ich mich bedienen, um ihn zu zwingen, daß er sich meinem Willen füge? Wenn es irgend ein Mittel gibt, so bitte ich euch, daß ihr mir ein solches an die Hand gebet, um mich mit Ehren aus diesem Handel zu ziehen."

Vierhundert vier und zwanzigste Nacht.

„Mein Prinz," erwiederte die Fee, „beunruhiget euch nicht; Gefahr gab es bloß damals, als für euren Vater Wasser aus der Löwenquelle geholt werden sollte, allein um den Mann zu finden, den er verlangt, dabei gibt es keine Gefahr. Dieser Mann ist nämlich mein Bruder Schaïbar, welcher, obwohl er mit mir einen und denselben Vater hat, anstatt mir zu ähneln, vielmehr von einer so heftigen Gemüthsart ist, daß nichts im Stande ist, ihn zurückzuhalten, daß er nicht sogleich blutige Beweise seines Rachgefühls

gibt, wofern man ihm misfällt oder ihn beleidigt. Uebrigens ist er der beste Mensch von der Welt, und stets bereit, gefällig zu sein, worin man es irgend wünscht. Er ist ganz so gestaltet, wie der Sultan, euer Vater, ihn beschrieben hat, und er trägt keine anderen Waffen als die fünfhundert Pfund schwere Eisenstange, ohne die er niemals ausgeht und die ihm dazu dient, um sich in Respect zu setzen. Ich werde ihn gleich kommen lassen und ihr möget dann selbst urtheilen, ob ich wahr gesprochen habe. Doch vor allen Dingen bereitet euch vor, daß ihr nicht vor seiner seltsamen Figur erschreckt, wenn ihr ihn werdet erscheinen sehen."

„Meine Königinn," nahm jetzt der Prinz Achmed das Wort, „Schaïbar, sagt ihr, ist euer Bruder? Wie häßlich und mißgestaltet er auch immer sein mag, so ist doch dies einzige schon hinreichend, um, anstatt vor ihm zu erschrecken, ihn vielmehr zu lieben, zu ehren und als meinen nächsten Verwandten zu achten."

Die Fee ließ sich in die Vorhalle ihres Palastes ein goldenes Räucherpfännchen mit glühenden Kohlen und eine Kapsel von demselben Metall bringen. Aus der Kapsel nahm sie wohlriechendes Räucherwerk, welches darin verschlossen war, und als sie es in die Räucherpfanne geworfen, stieg ein dicker Rauch daraus empor.

Einige Augenblicke nach diesem Verfahren sagte die Fee zu dem Prinzen Achmed: „Mein Prinz, da kommt mein Bruder, sehet ihr ihn?"

Der Prinz sah hin und erblickte Schaïbar, welcher nicht mehr als anderthalb Fuß hoch war, und mit seiner fünfhundert Pfund schweren Eisenstange und seinem stattlichen, dreißig Fuß langen Barte, der sich nach vorn zu aufstützte, feierlich einhergeschritten kam. Sein verhältnißmäßig dicker Knebelbart war bis zu den Ohren aufgestülpt und bedeckte ihm fast das ganze Gesicht; seine Schweinsohren steckten

tief im Kopfe, der ungeheuer dick und mit einer nach oben spitzig zulaufenden Mütze bedeckt war; außerdem war er noch vorn und hinten bucklig.

Hätte der Prinz es nicht voraus erfahren gehabt, daß Schaïbar der Bruder der Fee Pari Banu sei, so hätte er ihn nicht ohne das größte Entsetzen ansehen können. Doch durch diese Nachricht beruhigt, erwartete er mit der Fee ihn festen Fußes, und empfing ihn, ohne eine Spur von Schwäche blicken zu lassen.

Schaïbar, der, je näher er kam, den Prinzen mit einem Blicke ansah, der ihm das Herz im Leibe hätte in Eis verwandeln können, fragte die Fee gleich zuerst, wer der Mann da sei?

„Lieber Bruder," erwiederte sie, es ist mein Gemahl, sein Name ist Achmed, und er ist der Sohn des Sultans von Indien. Der Grund, warum ich dich nicht zu meiner Hochzeit eingeladen habe, war der, daß ich dich nicht von deinem Kriegszuge abhalten wollte, den du damals vorhattest, und von dem du, wie ich mit vielem Vergnügen höre, jetzt so siegreich zurückgekehrt bist. Bloß um seinetwillen bin ich so frei gewesen, dich rufen zu lassen."

Bei diesen Worten sagte Schaïbar, indem er den Prinzen Achmed mit einem freundlichen Blicke ansah, der indeß sein stolzes und wildes Aussehen nicht im geringsten milderte:

„Liebe Schwester, kann ich ihm in irgend etwas dienen? er darf es bloß sagen. Es ist hinreichend für mich, zu wissen, daß er dein Gemahl ist, um mir es zur Pflicht zu machen, ihm in allem, was er irgend wünschen mag, gefällig zu sein."

„Der Sultan, sein Vater," erwiederte Pari Banu, „ist neugierig, dich zu sehen; ich bitte dich also um die Gefälligkeit, dich von ihm hinführen zu lassen."

„Er darf bloß vorangehen," antwortete Schaïbar, „ich bin bereit, ihm zu folgen."

„Lieber Bruder," erwiederte Pari Banu, „es ist wohl schon zu spät, um noch heute diese Reise zu unternehmen, du wirst sie also wohl gefälligst auf morgen früh verschieben. Indeß, da es gut ist, daß du von dem unterrichtet wirst, was zwischen dem Sultan von Indien und dem Prinzen Achmed seit unserer Verheirathung vorgefallen, so werde ich dich diesen Abend davon unterhalten."

Den folgenden Morgen brach Schaïbar, von allem, was irgend ihm zu wissen nöthig war, unterrichtet, sehr zeitig auf, begleitet von dem Prinzen Achmed, der ihn dem Sultan vorstellen sollte. Sie erreichten die Hauptstadt, und sobald Schaïbar sich am Thore zeigte, so wurden alle, die ihn sahen, beim Anblick eines so scheußlichen Gegenstandes von Entsetzen ergriffen, und versteckten sich theils in Buden und Häusern, deren Thüren sie hinter sich zuschließen ließen, theils ergriffen sie die Flucht und theilten allen, denen sie begegneten, dasselbe Entsetzen mit, die dann sogleich umkehrten, ohne sich weiter umzusehen. Je weiter nun Schaïbar und Prinz Achmed mit abgemessenen Schritten vorwärts kamen, je öder und menschenleerer fanden sie alle Straßen und öffentlichen Plätze bis zum Palaste des Sultans. Dort aber ergriffen die Pförtner, anstatt Vorkehrungen zu treffen, daß Schaïbar nicht hereinkäme, nach allen Seiten hin die Flucht und ließen das Thor offen stehen. Der Prinz und Schaïbar gelangten nun ohne Hinderniß bis an den Saal der Rathsversammlung, wo der Sultan auf seinem Throne sitzend jedem Gehör gab, und da auch die Thürsteher beim Erscheinen Schaïbars ihren Posten im Stich ließen, so traten sie ungehindert hinein.

Schaïbar näherte sich stolz und mit erhobenem Kopfe dem Throne, und ohne erst zu warten, bis der Prinz Ach-

med ihn vorstellte, redete er den Sultan von Indien mit folgenden Worten an: „Du hast mich zu sehen verlangt; hier bin ich. Was willst du von mir.“

Der Sultan hielt sich, anstatt zu antworten, die Hände vor die Augen, und wandte das Gesicht seitwärts, um eine so fürchterliche Gestalt nicht ansehen zu dürfen. Schaïbar, voll Unwillen darüber, daß man ihn erst herbemüht habe und ihn nun auf eine so unhöfliche und beleidigende Weise empfange, hob seine Eisenstange empor, und mit den Worten: „So rede doch!“ ließ er sie ihm auf den Kopf herab fallen, und schlug ihn todt, ehe noch der Prinz Achmed daran denken konnte, für ihn um Gnade zu bitten. Er vermochte nichts weiter zu thun, als zu verhindern, daß er nicht auch den Groß-Wesyr todt schlug, der nicht weit von der Rechten des Sultans entfernt war, indem er ihm vorstellte, daß er mit den guten Rathschlägen, welche derselbe seinem Vater gegeben, nicht anders als zufrieden sein könne.

„Diese beiden also sind es,“ sagte Schaïbar, „die ihm immer so schechte Anschläge eingegeben.“

Mit diesen Worten schlug er die andern Wesyre zur Linken und Rechten todt; die sämmtlich Günstlinge und Schmeichler des Sultans und Feinde des Prinzen Achmed waren. So viel Schläge, so viel Leichen gab es, und nur diejenigen entkamen, deren Schrecken nicht so groß war, daß er sie regungslos gemacht und sie gehindert hätte, ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Als das schreckliche Gemetzel geendigt war, ging Schaïbar aus dem Versammlungssaale heraus und als er mit seiner Eisenstange auf der Schulter mitten in den Hof gekommen war, sah er den Groß-Wesyr an, der den Prinzen Achmed, seinen Lebensretter, begleitete und sagte:

„Ich weiß, daß es hier auch noch eine Zauberinn gibt, die eine weit ärgere Feindinn des Prinzen, meines

Schwagers, ist als die unwürdigen Günstlinge, die ich so eben bestraft habe. Ich will, daß man diese Zauberinn vor mich führe."

Der Groß-Wesyr ließ sie holen, und man brachte sie geführt. Schaïbar schlug sie mit der Eisenstange und sagte:

„Ich will dich lehren, verderbliche Rathschläge zu geben und die Kranke zu spielen." Die Zauberinn blieb auf der Stelle todt.

„Aber das ist noch nicht genug," fügte Schaïbar hinzu, „sondern ich werde jetzt auch noch die ganze Stadt todtschlagen, wenn sie nicht augenblicklich den Prinzen Achmed, meinen Schwager, für den Sultan von Indien anerkennt."

Sogleich ließen alle, die zugegen waren und diesen Urtheilsspruch vernahmen, die Luft von dem lauten Ausruf ertönen: „Es lebe der Sultan Achmed!"

In kurzer Zeit hallte die ganze Stadt von diesem Ruf und Ausruf wieder. Schaïbar ließ ihm das Kleid des Sultans von Indien anlegen und setzte ihn feierlich auf den Thron, und nachdem er ihm hatte huldigen und den Eid der Treue leisten lassen, ging er und holte seine Schwester Pari Banu, führte sie mit großem Pompe ein, und ließ sie ebenfalls für die Sultaninn von Indien erklären.

Vierhundert fünf und zwanzigste Nacht.

Was den Prinzen Aly und die Prinzessinn Nurunnihar anbetrifft, die an der Verschwörung gegen den Prinzen Achmed, die so eben bestraft worden, keinen Theil, ja nicht einmal die geringste Kenntniß davon gehabt hatten, so wies ihnen der Prinz Achmed einen bedeutenden Jahrgehalt nebst seiner Hauptstadt an, um darin ihre noch übrigen Lebenstage zuzubringen. Auch schickte er einen seiner

Diener an seinen ältern Bruder, den Prinzen Hussain, ab, um ihm die eingetretene Veränderung anzuzeigen und ihm das Anerbieten zu machen, er möge sich im ganzen Reiche irgend eine Provinz nach Belieben auswählen, um sie als sein Eigenthum in Besitz zu nehmen. Doch der Prinz Hussain fühlte sich in seiner Einsamkeit so glücklich, daß er den Abgesandten auftrug, seinem jüngeren Bruder, dem Sultan, in seinem Namen herzlich für die Gefälligkeit zu danken, die er ihm zugedacht, ihn seiner Unterwürfigkeit zu versichern und ihm anzuzeigen, daß er sich die einzige Gnade ausbäte, ihm zu erlauben, daß er hinfort in seiner selbstgewählten Zurückgezogenheit verbleiben könne.

Anmerkungen.

1) Der Koran verpflichtet jeden Muselmann, der die Mittel dazu hat, wenigstens einmal in seinem Leben eine Wallfahrt nach Mekka, den Geburtsort des Propheten, zu machen. E. G.

2) Sultanieh, eine vormals sehr blühende Stadt, liegt in Irak Adschemi. Sie hat heutzutage kaum noch vierzig Häuser, unter denen sich die stattlichen Trümmer einer prächtigen Moschee erheben.

Reï existirt heute nicht mehr.

Kum oder Kom, eine Stadt in Irak Adschem, ist sehr gut befestigt und wohl bevölkert; eine große Zahl der darin wohnenden Familien behaupten, von Aly abzustammen.

Kaschan ist berühmt durch seine Seiden= und Kupfergeschirr=Fabriken.

Ispahan, obwohl gegenwärtig nicht mehr die Hauptstadt Persiens, doch immer noch die bevölkerteste und angenehmste Stadt des Landes.

Schiras, berühmt durch seinen Handel, so wie durch die Anmuth seiner Gärten und Einwohner, liegt in Persistan. Durch sie müssen die Karawanen hindurch, welche sich nach Buschir an den persischen Meerbusen begeben, um von da nach Indien zu gehen. E. G.

3) In allen Ländern, wo der Islam herrscht, gründen sich alle Civil= und Kriminalgesetze auf den Koran. E. G.

4) Dies Wort bedeutet: Frühling. E. G.

5) Das Königreich Kaschemir liegt im Norden von Hindostan, und befindet sich heutzutage unter der Herrschaft der Afghanen. E. G.

6) Pari Banu sind zwei persische Worte, die ein und dasselbe bedeuten, nämlich: weiblicher Geist oder Fee. G.

7) Nurunnihar bedeutet im Arabischen: Licht des Tages. G.

8) Bisnagar, eine große Stadt Asiens und zugleich Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs, welches heutzutage das Reich von Karnate heißt. Sie befindet sich heute in der Gewalt der Engländer. G.

9) Noch heute tragen die Brachmanen Kränze von Rosen. E. G.

10) Ein Beutel gilt etwa 1500 Franks. E. G.

11) Nurdschihan heißt im Arabischen: Licht der Welt. E. G.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Habicht, Christian Maximilian, 1775-1839 [Übersetzer] / Habicht, Christian Maximilian, / Hagen, Friedrich Heinrich <<von der>>,

Tausend und Eine Nacht arabische Erzählungen

Bd.: 9

Breslau 1836

A.or. 1554-7/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10249780-0